DIE DIÖZESE HILDESHEIM

ZEITSCHRIFT DES VEREINS FÜR HEIMATKUNDE
IM BISTUM HILDESHEIM

Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart

Zeitschrift des Vereins für Heimatkunde
im Bistum Hildesheim

1976
Hildesheim · 44. Jahrgang

Bernward Verlag Hildesheim

Umschlagbild:

„Gruppe Anna Selbdritt" vom kleinen Barockaltar (Ende des 18. Jh.) der Annenkapelle auf dem Annenfriedhof beim Kreuzgang des Hildesheimer Domes. Holzschnitzwerk spätgotischen Charakters aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Höhe rund 85 cm. Figuren und Gewandung mit bürgerlichen Elementen, vorwiegend goldfarbig ausgeführt. Hauptfigur Mutter Anna auf einer Bank, rechts unter ihr als kleinere Figur Maria, das nackte goldgelockte Jesusknäblein auf ihrem Schoß stehend. Die St.-Annen-Kapelle, der Standort der Holzplastik, wird zur Zeit renoviert und restauriert.

UNIV. BIBL. TÜBINGEN

©
Bernward Verlag GmbH
Hildesheim, Domhof 15
Schriftleitung:
Dr. H. J. Adamski und Karl Sievert
Titelgestaltung:
Prof. Paul König, Hildesheim
Titelfoto: Ewald Breloer
Herstellung:
Druckerei A. Lax, Hildesheim

Mit dem Erhalt dieses Heftes ist der Jahresbeitrag für 1976 fällig. Der Vorstand bittet um Zahlung auf das Konto:
Bernward Verlag GmbH
bei der Kreissparkasse Hildesheim
Nr. 84 741
oder auf das Postscheckkonto Hannover
Nr. 2318 00–307 (Bernward Verlag GmbH)

2
ZA 2592

Inhalt

Karl Sievert:
Fünfzig Jahre „Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim" mit dem Jahrbuch „Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart" 1

Richard Drögereit:
Die Ebstorfer Weltkarte und Hildesheim 9

Maria Krebs:
Gräfin Hedwig Margarete Elisabeth von Rantzau, Gründerin des Annuntiaten-Klosters in Hildesheim. Ein Leben am Rande großer Weltgeschichte 45

Erich Riebartsch:
Das Kanonikerstift S. M. Magdalenae, genannt „im Schüsselkorbe" 155

Bücherschau 195

Hans Reuther:
Die „Niederdeutschen Beiträge zur Kunstgeschichte" – Bücherschau – 195

Heinz J. Adamski:
„Die Bistumsblätter in Niedersachsen während der nationalsozialistischen Zeit" von Manfred Hüsgen – Bücherschau – 199

Josef Nowak:
„Das Verhältnis von Staat und katholischer Kirche im Königreich Hannover (1813–1866)" von Hans-Georg Aschoff – Bücherschau – 201

Friedrich Knipping:
„Goslar im Spiegel der Literatur". Bemerkungen, Ansichten und Urteile über die Stadt aus sechs Jahrhunderten von Hans Hahnemann – Bücherschau – 202

Vereinsbericht für das Jahr 1976 204

Unsere Verstorbenen 206

Anschriften der Mitarbeiter dieses Jahrbuches:

Dr. Heinz J. Adamski, Ob.-Stud.-Rat a. D., 3201 Diekholzen, Am Bahnberg 3

Prof. Dr. Richard Drögereit, Staatsarchivdirektor a. D.,
2160 Stade, Graf-Hartwig-Straße 43

Friedrich Knipping, Schriftleiter i. R., 32 Hildesheim, Humboldtstraße 15

Frau Dr. Maria Krebs, Reg.-Direktorin a. D., 32 Hildesheim, Zingel 9

Dr. Josef Nowak, Schriftsteller, 32 Hildesheim, Bischof-Gerhard-Straße 31

Prof. Dr. Dr. Hans Reuther, Ordinarius f. Architektur a. d. Techn. Universität Berlin, 351 Hann. Münden, Am Schäferhof 22

Dr. Erich Riebartsch, Seminarprofessor a. D., 32 Hildesheim, Brühl 16

Karl Sievert, Stadtbibliothekar i. R., 32 Hildesheim, Katharinenstraße 23.

1926–1976
Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

Jahrbuch „Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart"

„An diesem Ereignis, an diesem Gedenktage kann der Geschichtsverein unseres Bistums mit seinem Jahrbuche unmöglich vorübergehen . . . !" Mit solchen hinweisenden Worten begründete der verstorbene Schriftleiter des Jahrbuches „Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart", des Organes des Vereins für Heimatkunde im Bistum Hildesheim, Pfarrer H. Engfer, die Notwendigkeit entsprechender Publikationen im Jahrbuch des Vereins. Aus dem Mitgliederkreis wurden die fach- und sachkundigen Bearbeiter und Autoren angesprochen und ihnen die Abfassung in Betracht kommender Beiträge nahegelegt. Vor einem solchen Gedenktage stehen Vereinsvorstand, Herausgeber und Schriftleiter des Jahrbuches in diesem Jahre in eigener Sache: der Verein kann mit seinem Jahrbuche nunmehr auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken.

Die ersten Anregungen zur Gründung gingen vom Lehrer Wilhelm Rickhey auf dem Moritzberge aus. Ihn leitete der Wunsch, einen weiteren Kreis für die Heimatarbeit zu bekommen und die schon bestehende und stark beachtete Zeitungsbeilage „Lug ins Land" der „Hildesheimschen Kornackerschen Zeitung" zu einer umfassenderen periodisch erscheinenden kultur-, kunst- und heimatgeschichtlichen Zeitschrift zu erweitern. Dazu traf sich im April 1926 ein kleiner Aussprachekreis, mit Pastor Dr. Henkel, Bockenem, Pastor Henschel, Gr. Giesen, Hauptlehrer Söding, Borsum, und einige andere. Man erweiterte den Rickheyschen Plan dahingehend, für den Bereich der Diözese einen „Heimatverein" zu gründen, der aus Mitgliedsbeiträgen die geplante Publikation finanzieren helfen könnte. Nach weiteren eingehenden Aussprachen und Überlegungen über die in Aussicht genommene Arbeit, vorwiegend im Hinblick auf die geplanten Veröffentlichungen in einer Zeitschrift, erfolgte dann am 4. Mai 1926 die Gründung des „Vereins für Heimatkunde im Bistum Hildesheim". Erster Vorsitzender wurde Pastor Dr. Henkel, sein Stellvertreter Reg.- und Baurat Herzig, Kassierer und Schriftführer, zugleich auch Schriftleiter für das geplante Jahrbuch, Mittelschullehrer

Heinr. Kloppenburg. Weitere Persönlichkeiten aus allen Ständen und Berufen und allen Teilen des Bistums sollten den Beirat oder den erweiterten Vorstand bilden.

Zum Beginn und zur Einführung schrieb Dr. Henkel das Geleitwort als Vorsitzender am 4. Mai 1926. Der Zweck des Vereins soll nach den Statuten sein:

1. „Erforschung und Darstellung katholischer Kulturwerte in Vergangenheit und Gegenwart innerhalb des Diözesangebietes,
2. Erforschung und Pflege der im Gebiete des Vereins liegenden Natur-, Kunst- und Baudenkmäler,
3. Schutz und Pflege der natürlichen, heimatlichen Landschaft,
4. Pflege des heimatlichen Volkstums in Sprache, Sitten und Gebräuchen, Volkstrachten und anderen typischen Zügen,
5. und zuletzt ein Grundsatz – dem man heute wieder näher kommen will –, Förderung und Unterstützung eines zu gründenden Diözesanmuseums."

Als Organ für sein Vorhaben und Wirken soll dem Verein eine periodisch erscheinende Veröffentlichung dienen, in welcher Wissens- und Erstrebenswertes in der Heimatkunde in gründlicher und umfassender Weise aus den Bereichen und Teilen der Diözese zur Darstellung kommen soll." Durch Werbeveranstaltungen mit heimatkundlichen, kultur- und kunstgeschichtlichen Vorträgen und Lichtbildervorführungen – in der ersten Zeit nach der Gründung meistens am Bernwardssonntag, nachmittags im ehemaligen katholischen Vereinshaus, wuchs der Mitgliederkreis ständig. Das erste ordentliche Jahrbuch, die Vereinszeitschrift, erschien am Bernwardstage 1927. Die von da ab regelmäßig weiter erscheinenden Hefte fanden immer größere Beachtung und Anerkennung in Fachkreisen: Im Heft Nr. 12 der Zeitschrift „Alt-Hildesheim" vom April 1933 schreibt z. B. Dr. Gebauer folgendes: „Auch die Zeitschrift ‚Unsere Diözese', die sich in den wissenschaftlichen Dienst des katholischen Sprengels Hildesheim gestellt hat, bringt in ihren Jahrgängen 1930 und 31 viel des Beachtenswerten und gerade für die Kunstgeschichte. Geh. Baurat Herzig behandelt die 1830 leider abgebrochene Kirche zu Lucienvörde, die Reste eines Retabels sowie alte Skulpturen im Hildesheimer Dom. Lehrer Kaufmann berichtet eingehend über Leo von Klenze, als dessen Geburtsort er einwandfrei Schladen nachweist. Prof. Dr. Machens erzählt von einem neuerdings vom Provinzialmuseum erworbenen Altar des Meisters Bertram von Minden. Dann hat auch das 800jährige Jubiläum der Heiligsprechung Bischof Godehards wiederum Prof. Dr. Machens Anlaß geboten, sich in zwei Abhandlungen mit diesem

Hildesheimer Kirchenfürsten zu beschäftigen, von denen zumal die mit erstaunlichem Forscherfleiße durchgeführte Untersuchung über die Ausbreitung seiner auf ganz Europa übergreifenden Verehrung allgemeinerer Beachtung wert ist. Möchte sich die Zeitschrift auf der Höhe halten, die gerade ihre jüngsten Hefte zeigen."

In dieser Richtung lag fortan das unausgesetzte Bemühen des Vereins. Alle von ihm herausgegebenen Hefte mit wertvollen Beiträgen seiner Mitarbeiter künden davon. Außer den von Gebauer genannten Mitarbeitern verdienen hier Erwähnung: Pastor Dr. Rössig, Prof. Dr. Brinkmann, Geh. Ober-Regierungsrat Prof. Dr. Behrens, Domkapitular Hermann Seeland, Studienrat Dr. Gerlach, Pastor Scharla und Mittelschullehrer a. D. Heinrich Kloppenburg. Ihre natur- und geschichtswissenschaftlichen Arbeiten förderten wirksam die Vereinsbestrebungen und trugen wesentlich zur verdienten Anerkennung derselben in der breiten Öffentlichkeit bei. Viel Beachtung fanden auch die Abhandlungen aus den umfangreichen geneologischen Forscherarbeiten des Pastors Dr. Gatzemeier, Lamspringe, und sozialstatistische Studien von Dr. Mertens. Auf die umstrittene Werla-Frage gingen tiefgründige Ausführungen von Lehrer Franz Kaufmann, Schladen, ein, die zuerst in den Jahrgängen 1927/28 unter dem Titel: „Die Kaiserpfalz Werla und ihr Königsgut" erschienen und Anlaß zu staatlich geleiteten erfolgreichen A u s g r a b u n g e n gaben.

Neben den laufenden Einzelheiten mit verschiedenartigen Beiträgen kamen mehrere besonders ausgestattete Hefte heraus, die ein bestimmtes Gebiet als Ganzheit behandelten. Hier sind nach der Zeitfolge ihres Erscheinens zu nennen:

1. Die bernwardinische Kunst von Prof. Dr. Algermissen und anderen Mitarbeitern.
2. Dr. Johannes Leunis von Hermann Seeland.
3. Das Jahr entlang – Ländliches Brauchtum im Stift Hildesheim – von Hauptlehrer A. Siwing.
4. Wolfher, der Biograph des hl. Godehard von Studienrat Dr. Gerlach.
5. Die Fraterherren im Lüchtenhof von Dr. Brüggeboes.
6. Der Engel des Herrn – Eine Studie über religiöses Brauchtum von Rektor Schiel.
7. Wolfhers jüngere Lebensbeschreibung des hl. Bischofs Godehard von Studienrat Dr. Gerlach.
8. Thangmars Lebensbeschreibung des hl. Bernward von Studienrat Dr. Gerlach.

Tatkräftig gefördert wurden die Arbeiten des Heimatvereins durch den Landrat Dr. Hippler, der allen folkloristischen Bestrebungen größtes Interesse widmete, für jede Gemeinde seines Landkreises Hildesheim ein Wappen schuf, die Flurnamenforschung in Angriff nahm, der Familien- und Sippenforschung gangbare Wege wies und eine Aufzeichnung alter Hausinschriften veranlaßte. Das gesammelte vielfältige Material übergab er der Vereinsleitung zur weiteren fachkundlichen Auswertung.

Daraus erstand zunächst das W a p p e n h e f t des Landkreises Hildesheim, das zu den allerersten Veröffentlichungen dieser Art in ganz Deutschland zählt. Die Bearbeitung desselben hatten Prof Dr. Machens, Studienrat Dr. Potthoff, Baurat Herzig und Rektor Schiel übernommen. Dem Wappenhefte folgten zwei Flurnamenhefte, von Kloppenburg bearbeitet, und ein Hausinschriftenheft im Großformat von Studiendirektor Dr. Frölich. Die geplanten Fortsetzungen konnten leider infolge des Zweiten Weltkrieges nicht verwirklicht werden. Das gesamte Material ging zum größten Teil verloren und ist heute unter völlig neuartigen Verhältnissen kaum noch im einstigen Umfange zu ersetzen.

Bei der nationalsozialistischen „Machtübernahme" konnte zunächst vereinsmäßig noch weitergearbeitet werden. Auch Ausflüge und Besichtigungen fanden noch statt. Aber das dritte Vierteljahrsheft für das Jahr 1940, in Verbindung mit dem Druck des Bernwardskalenders bei Fa. Borgmeyer konnte nicht mehr erscheinen. Kurz vorher waren die Verlagsräume Borgmeyer in der Kreuzstraße von der Geheimen Staatspolizei geschlossen und der B e t r i e b enteignet worden! Jede weitere Tätigkeit wurde unmöglich gemacht. Fa. L a x , bei der man noch drucken lassen wollte, erhielt für solches Schrifttum keine Papierzuteilung mehr. Dr. Henkel, der bisher als verantwortlicher Herausgeber und Schriftleiter gezeichnet hatte, legte das Amt im Mai 1942 nieder. Wie alles nichtnationalsozialistische Schrifttum fiel den politischen Ränken und Kriegsauflagen auch das Jahrbuch des Vereins zum Opfer.

Nach dem Zusammenbruch 1945 fand eine erste Aussprache früherer Vorstandsmitglieder am 18. Juni 1946 statt. M a n e n t s c h i e d s i c h f ü r d i e W i e d e r b e l e b u n g des Vereins. Doch waren die entgegenstehenden Schwierigkeiten noch groß, so daß erst am 17. Oktober 1947 die Neugründung als Fortsetzung des alten Vereins erfolgen konnte. Die englische Militärregierung gewährte aber dem Vereine n i c h t das Selbstverlagsrecht. Als Vereinsgabe erhielten darum die Mitglieder zunächst einige im Verlage Lax erschienene Schriften, wie u. a. „Der Tausendjährige Rosenstock", „Der Galgenberg" und „Untergang Alt-Hildesheims" von Domkapitular Hermann Seeland. Bis zum Schluß seines Lebens († 1954) war Prälat Seeland dem Diözesan-Heimatverein in innigster Liebe verbunden.

Unter den vom Verlag August Lax zunächst ersatzweise gelieferten Schriften, die unbeanstandet ausgeliefert wurden – einige sind eben genannt worden – befand sich als letztes, im Juli 1947 gedruckt, Domkapitular Seelands kurze und minutiöse Chronik: „Der Untergang Alt-Hildesheims". Zwei Tage nach der Auslieferung wurde sie von der Militärregierung beschlagnahmt und jede Verbreitung streng verboten; allerdings ohne jede Begründung. Heute kann jeder unvoreingenommene Leser dieser Unglücks- und Zerstörungschronik ohne weiteres erkennen, daß im Anprangern der Brutalität der Zerstörung Alt-Hildesheims der Verbotsgrund lag.

Am 6. 9. 1949 starb der langjährige Vereinsvorsitzende, Dechant Dr. Henkel, in Borsum. Auf Wunsch des geschäftsführenden Vorstandes übernahm nun Prälat Prof. Dr. Algermissen als 1. Vorsitzender die Leitung des Vereins. Durch eine Reihe hervorragender Veröffentlichungen aus dem vielseitigen Gebiete seiner reichen wissenschaftlichen Arbeiten wurde der Verein bald wieder in weiten Kreisen bekannt. Das Steigen der Mitgliederzahl um nahezu das Doppelte ermöglichte seit 1951 wieder die Neuherausgabe der Zeitschrift „Unsere Diözese". Ihre seitdem erschienenen Hefte halten nicht nur die von Gebauer anerkannte frühere Höhe, sondern übertreffen sie noch in vielen Punkten. Hier sind wieder einige Sonderdrucke und Fortsetzungsbeiträge zu nennen: Die umfassenden Darstellungen zu Hroswitha von Gandersheim und ihrem dichterischen Werk, der Jubiläumssonderdruck anläßlich der 500-Jahr-Feier der ehemaligen Abteikirche der Zisterzienser in Marienrode; der Beitrag Reuther/Elbern über St. Godehard in Hildesheim in Bau und Ausstattung und ihren Schatzkammerkatalog, beide Teile mit einzigartigen Bildbeigaben. Im Jahresheft 1964/65 wurde ein alphabetisches Verfasserregister mit Titelstichwort vom ersten bis zum laufenden Jahrgange zusammengestellt, das eine nicht zu unterschätzende Hilfe beim Aufsuchen der Beiträge bietet. Es soll übrigens in einem der nächsten Hefte weiter fortgeführt werden.

Nach dem Tode Prof. Algermissens am 24. Oktober 1964, dem zu seinem 70. Geburtstage als Festschrift noch eine Sondernummer des Jahrbuches mit Bibliographie seiner publizistischen Arbeiten gewidmet worden war, übernahm Domkapitular Dr. Wilhelm Brüggeboes, Ob.-Studienrat und promovierter Geschichtler und Kunsthistoriker den Vereinsvorsitz. Als dieser ihm angetragen wurde, hat er keinen Augenblick gezögert, die vielschichtigen Aufgaben zu übernehmen, gleichzeitig auch die Arbeiten für die Herausgabe des Jahrbuches. Da die Veröffentlichungen des Jahrbuches immer umfangreicher, wissenschaftlicher und gründlicher wurden, die bildlichen Beigaben und Erläuterungen technisch immer vollkommener werden mußten, beschlossen

Vorstand und Herausgeber, dem über seine ursprünglichen Grenzen von Stadt, Stift und Bistum hinaus immer bekannter werdenden Jahrbuch auch äußerlich ein passenderes Aussehen zu geben. Es wurde das übliche Zeitschriftenformat gewählt, ein angenehmes, griffiges Papier, eine größere gefällige Drucktype ausgesucht und Titelbild und Bildbeigaben auf ausgesuchtem Kunstdruckpapier hergestellt. Das Jahrbuch, nunmehr aus dem Verlag und Druckhaus Lax, Hildesheim, erhielt das Aussehen eines erstklassigen kultur- und kunstgeschichtlichen Jahrbuches und einer geschichtlichen, kunst- und kirchengeschichtlichen Dokumentation. Es beschränkte sich nicht mehr auf nur katholisch-kirchliche Kreise. Daher wurde der jetzt konfessionell zu eng empfundene Obertitel „Unsere Diözese" in „Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart" umgewandelt. Mit diesem Titel hat es seine Publikationsaufgabe – namentlich im gegenwärtigen Zeitalter der Pflege und Erhaltung der Bau- und Kunstdenkmäler, in immer weitere Kreise getragen. In Ausgestaltung, Form und Themenauswahl ist es aus dem Kreise gleichgerichteter Publikationen anderer Diözesen nicht mehr wegzudenken. Die Bestätigungen liefern die Sonderjahreshefte (1969: Elbern-Reuther, Der Hildesheimer Domschatz, 1970/71: Das Bistum Hildesheim vom Jahre 1933–1945, eine Dokumentation aus der nationalsozialistischen Kirchenkampfzeit; die Ausgabe 1973/74: Der Hildesheimer Dom in Architektur und Ausstattung, ein auch bildlich hervorragend ausgestatteter Domführer von Elbern, Reuther, Engfer). Zu diesen Nachschlagewerken und Handbüchern, die weiteste Benutzerkreise gefunden haben, hat wegen der kostspieligen Druck- und Bildausstattung das Bischöfliche Generalvikariat einen Kostenzuschuß gewährt.

Nur kurze zwei Jahre Arbeit für Verein und Jahrbuch waren Domkapitular Dr. Brüggeboes zugemessen. Sein unerwarteter Tod mitten im Schaffen im April 1967 forderte für die geplanten Dokumentationen und Beiträge abermals neue Kräfte. An die Spitze des Vereins wurde Prof. Dr. Dr. Reuther berufen, der sich sogleich in den Mitarbeiterkreis einreihte. Gleichzeitig trat Pfarrer Hermann Engfer, zunächst noch Pfarrer an St. Magdalenen in Hildesheim, dann Bistumsarchivar und Bibliothekar der Bischöfl.-Beverinischen Bibliothek, Mitglied des Beirates seit 1951, als Schriftführer für den Verein und Schriftleiter für das Jahrbuch „seinen Dienst an". Mit seinem umfassenden bistumsgeschichtlichem und kunstgeschichtlichem Wissen und seinen gründlichen „Standortkenntnissen" als Diözesankunstdenkmalpfleger hat er Gesicht und Inhalt des Jahrbuches bis zum Jahre 1974/75 weitgehend bestimmen können. Waren doch für das Jahr 1976 von ihm schon einige Themenkreise geplant. Der fürchterliche Autounfall am 29. 8. 1975, tödlich für ihn und weitere drei Menschenleben, brach alle im Ent-

stehen befindlichen Arbeiten jäh ab. Nur unter schwierigen Umständen wurde es möglich, die angefangenen, zum Teil noch unredigierten und unkorrigierten Texte für das Jahrbuch des laufenden Jahres abzuschließen, sie setz- und druckfertig auszufolgen und lückenlos die Jahresfolge anzuschließen. Auch das vorliegende Jahrbuch 1976, zum Teil noch Planungsarbeit Hermann Engfers, muß nunmehr schon als zweite Folge ohne seine behutsame redigierende Hand, ohne seine fachmännische Beratung und bessernde Korrektur erscheinen. Dennoch sind Vereinsvorstand, Herausgeber und vorläufige Schriftleitung der Meinung, daß sich dieser Jahresband der Zeitschrift vollwertig den voraufgegangenen Veröffentlichungen anschließt, allen Anforderungen gerecht wird, und alle Erwartungen erfüllt, die an eine solche Publikation gestellt werden müssen.

Karl Sievert

Die Ebstorfer Weltkarte und Hildesheim

Von Richard Drögereit

In Memoriam Hermann Engfer*

Unsere Weltkarte mit den ungewöhnlichen Ausmaßen von 3,56 m Höhe und 3,58 m Breite[1] wurde um 1830 von der Chanoinesse[2] Charlotte von Lasperg in einem feuchten Abstellraum des Klosters Ebstorf aufgefunden. Frl. von Lasperg ahnte die Bedeutung ihres Fundes und veranlaßte die Aufstellung der Karte im sog. Nonnenchor. War schon vorher ein Stück im Nordwesten durch Moder des Pergaments vergangen, so wurde nun auch noch von einer Sammlerhyäne im Osten ein Stück herausgeschnitten.

Ein Besucher, Pastor Aichel, machte durch eine Zeitungsnotiz Ende 1832 die Öffentlichkeit mit dem Fund bekannt. Sie nahm freilich auf lange hinaus wenig Notiz davon[3]. Die Karte kam nämlich 1835 als Leihgabe in die Obhut des Historischen Vereins für Niedersachsen, der sie im Verborgenen aufbewahrte. – Zur Vorbereitung einer Lichtdruckveröffentlichung wurde sie 1888 wieder in ihre 30 Einzelblätter zerlegt und restauriert. In 25 Lichtdrucktafeln veröffentlichte der Ver-

---

* Der Leser möge entschuldigen, wenn dieser Aufsatz etwas vorzeitig und daher nicht voll ausgearbeitet erscheint. Es war ursprünglich nämlich nur ein Lichtbildervortrag geplant, den ich Herrn Domprediger Hermann Engfer zugesagt hatte.

1 Die beste Einführung bietet Rosien, W.: Die Ebstorfer Weltkarte (Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes Bd. 19), 1952. Rosien gibt gleichzeitig eine – leider etwas kleine – Gesamtabbildung der Karte, zahlreiche Ausschnitte, u. a. von Niedersachsen, und zum Vergleich Abbildungen anderer Weltkarten. – Sehr knappe Einleitungen bieten: Dumrese, H.: Einführung in die Betrachtung der Ebstorfer Weltkarte, Lüneburg 1954 (ohne Abb.) und Stollt, O.: Eine Weltchronik im Bild (Westermanns Monatshefte) 1955, (mit kleiner farbiger Gesamtabbildung und Teilabbildungen).

2 Chanoinesse war im vorigen Jahrhundert die Bezeichnung einer evangelischen Konventualin.

3 Nur Blumenbach: Beschreibung der ältesten bisher bekannten Landkarte aus dem Mittelalter, im Besitze des Klosters Ebstorf (Vaterl. Archiv), 1834 (mit Abb.) wäre hier zunächst einmal zu erwähnen. Zum weiteren Schrifttum vgl. Miller, K.: Die Ebstorfkarte.

ein die Karte 1891 in halber Größe. Ernst Sommerbrodt steuerte eine gehaltvolle Einleitung und eine grundlegende Quellenübersicht bei[4]. Schon 1896 ließ Konrad Miller, der verdienstvolle Erforscher antiker und mittelalterlicher Weltkarten, zusammen mit einer umfassenden Einführung und einer Zusammenstellung aller Legenden und ihrer Quellen, eine Farbwiedergabe der Karte in einer Größe von drei Zehntel des Originals folgen[5].

Es dauerte dann längere Zeit, ehe unsere Karte wieder einmal eingehender durch den leider allzu früh verstorbenen Richard Uhden untersucht wurde[6]. Damals regte Frau Äbtissin von Arnswaldt an, daß der Staat die dem Kloster als weggebene Leihgabe doch nutzlose Karte aufkaufe, um sie an einem würdigeren Platz als dem Magazin des Staatsarchivs Hannover der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Nach jahrelangem Hin und Her verabsäumte man dann, dieses „einzigartige kartographische Denkmal" auszulagern. So wurde die Karte ein Opfer des Bombenterrors am 8./9. Oktober 1943.

Die Ebstorfkarte diente im Mittelalter wahrscheinlich als Altarbild wie die noch erhaltene, entschieden kleinere Weltkarte in der Kathedrale von Hereford[7]. Sie stand in der bis in die Zeit Homers zurückgehenden antik-mittelalterlichen Tradition der Rund- oder Radkarten – neben denen zuweilen auch rechteckige Karten vorkommen (s. Abb. 1). Die christliche Umformung, die schon Hieronymus verlangte, läßt sich erstmals bei dem spanischen Erzbischof Isidor von Sevilla (570–636) fassen. Er schuf im Zusammenhang mit seinen „Zwanzig Büchern Etymologien", auch „Ursprünge" (Origines) genannt, der Enzyklopädie des Mittelalters, die nach dem Paradies ausgerichtete, also geostete

---

4 Die Ebstorfer Weltkarte, im Auftrage des Hist.Ver.f.Niedersachsen hrsg. von E. Sommerbrodt, Hannover 1891.

5 Mappae mundi. Die ältesten Weltkarten, hrsg. u. erläutert von K. Miller, H. 5: Die Ebstorfkarte. Nebst einer farbigen Wiedergabe. – Für die Zurverfügungstellung dieses Heftes der Millerschen „Mappae mundi" möchte ich dem Kloster Ebstorf und Frau Äbtissin L. von Pusch hier danken.

6 Uhden, R.: Das Weltbild von Ebstorf („Niedersachsen" Jg. 33), 1928, S. 179–183;
Ders.: Gervasius von Tilbury und die Ebstorfer Weltkarte (Jb. d. Geogr. Ges. Hannover), 1930;
Ders.: Die ältesten Darstellungen Niedersachsens im Kartenbilde („Niedersachsen" Jg. 1932), S. 61–67.
Herrn H. Hoffmann möchte ich hier danken, daß er mir diese Aufsätze durch Photokopien zugänglich machte.

7 Bagrow, L.-Skelton, R. A.: Meister der Kartographie, 1963, S. 60 (hierin zahlreiche Abbildungen von Karten);
Stollt: Weltkarte;
Brincken, D. v. d.: Mappae mundi und Chronographica. Studien zur Imago mundi des abendländischen Mittelalters (Deutsches Archiv Bd. 24) 1968, S. 128.

Karte[8]. Das seit alters eingezeichnete T, das die drei bekannten Erdteile auf der Erdscheibe schied, teilte er auf die Söhne Noahs auf: Die obere Hälfte über dem Querbalken ward Sem zugeteilt, in die untere Hälfte zu Seiten des Schaftes mußten sich nach Süden Ham (Afrika), nach Norden Japhet (Europa) bescheiden. Um die Erdscheibe schlang sich das Weltmeer, von dem vier Buchten in die Erdscheibe eindrangen: das Mittelmeer, das Kaspische Meer, der Persische Golf und der Arabische Golf. Im Mittelpunkt sollte seit Hieronymus Jerusalem liegen. Das kommt auf bekannten Karten aber erst erheblich später vor. Neben den antiken Provinz- und Ortsnamen hat Isidor denn auch eine Reihe biblischer Stätten aufgenommen.

Gegenüber den älteren Karten, die durchweg aus Handschriften stammen, fällt bei unserer Weltkarte sogleich auf, daß der Kopf, die Hände und die Füße Christi über die Erdscheibe hinausreichen. Der Leib Christi fehlt, d. h. die Erdscheibe stellt seinen Leib dar. Diese Darstellung verbindet unsere Karte mit der Mikro-Makrokosmoslehre, wie wir sie bei den Mystikern des 12. Jhdts. finden, etwa bei Hugo von St. Viktor, Honorius von Autun, Hildegard von Bingen, aber auch bei einem Mann, der uns noch beschäftigen wird, bei dem anglo-normannischen Literaten Gervasius von Tilbury. Am deutlichsten hat es Hugo von St. Viktor ausgesprochen: „Wenn wir also sagen, daß, was vor dem Bau dieser Welt war, das Haupt Gottes ist, und was nach der Vollendung der Zeiten sein wird, seine Füße; nehmen wir als Länge seines Körpers mit Recht die Zwischenzeit vom Anfang bis zum Ende [dieser Welt] an."[9] – Etwas Ähnliches findet sich nur auf der unmittelbar vorhergehenden Londoner Psalterkarte (s. Abb. 3) und der um einiges späteren Hereford-Karte. Hier dürfte es sich aber um den über der Erde thronenden Weltenrichter handeln.

Während die spätantik-römischen Karten, auch noch die Isidors, fast rein topographisch ausgerichtet waren, also keine physikalischen Verhältnisse gaben, trägt die mittelalterliche Karte auch den neuen statisch-politischen Verhältnissen keine Rechnung, fügt stattdessen fortschreitend naturkundliches und historisches Wissen, antikes und mittelalterliches Sagengut in die Karten hinein, das mit der christlichen Heilsgeschichte verflochten wird. So werden die handelnden Personen, die Orte der Handlung und die Zeiten der Handlung zu einer Gesamt-

---

[8] Vgl. etwa Uhden, R.: Die Weltkarte des Isidorus von Sevilla (Mnemosynes R. 3 Bd. 3), Leiden 1936, S. 1 ff. – Hierin eine Abbildung der wohl ältesten erhaltenen Isidor-Weltkarte, die z. B. den zusammenfassenden Werken von Leithäuser, J. G.: Mappae Mundi, 1958 und Bagrow-Skelton unbekannt geblieben ist – wie die Arbeit.

[9] Hierzu s. Wolf, A.: Die Ebstorfer Weltkarte als Denkmal eines mittelalterlichen Welt- und Geschichtsbildes (Geschichte in Wissenschaft und Unterricht), 1957, S. 204 ff.; s. insbes. S. 213.

darstellung der Menschheitsgeschichte und der übernatürlichen Heilsgeschichte verarbeitet, wie es etwa Hugo von St. Viktor (1096–1141) in seinem Handbüchlein der Weltgeschichte erklärte[10]. Infolge der großen Fläche, die unsere Karte darbot, geschah dies hier in einem ungewöhnlichen Ausmaß.

Gehen wir nun die Karte durch, um noch einige Besonderheiten festzuhalten. – Das Paradies mit Adam, Eva und der Schlange entspricht nicht der nordeuropäischen Darstellungsweise mit der Paradiesinsel oder dem von der Erde abgesonderten Paradies. Wie auf der Ebstorfkarte finden wir es dagegen auf den spanisch-südfranzösischen Karten, die auf Beatus von Liébana zurückgehen. Auch Miller stellte schon Beziehungen zu einer der Kopien seiner Karte fest[11].

Jerusalem liegt im Mittelpunkt. Es ist aber nicht das sechstorige Jerusalem, das die Kreuzfahrer kannten, sondern das apokalyptische, zwölftorige und quadratische Jerusalem[12]. Der aus dem Grabe steigende Auferstandene hält in der Linken ein Vortragekreuz mit der Siegesfahne. Durch Drehung des Grabes blickt er nach Norden, von wo nach biblischer Überlieferung (Hesekiel 38.15) das Unheil über die Welt kommen wird.

Das T ist zu einem Y verschoben, so wie wir es schon auf der Cotton-Karte, der Karte des Heinrich von Mainz und der Psalterkarte finden[13], also auf den mehr „nordeuropäischen" Karten[14]. Auf ihnen begegnen wir auch der Vereinigung von Sinus Persicus und Sinus Arabicus, wie sie bei der Ebstorf-Karte vorliegt. Die Beatus-Karte scheint die beiden kaum beachtet zu haben.

Sodann fallen die Apostelgräber in Asien auf: Rund- oder Kleeblattbogen – der Zeichner variiert immer wieder –, in denen eine Ampel hängt. – Hierin könnte sich wiederum ein Nachwirken der Beatus-Karte spiegeln. Er brachte die sog. Apostelteilung, die Verteilung der Apostel,

---

[10] S. Brincken: Mappae S. 124 u. 174.

[11] Die Karte des Abtes Beatus von Liébana von 776 ist nur in Kopien erhalten, die z. T. sehr erheblich voneinander abweichen. Jeder Spätere kopierte eben, wie es ihm gefiel. Eine sehr frühe Kopie dieser Karte, die sog. Karte von St. Sever (Paris) erwähnt Miller: Ebstorf-Karte S. 78 als kennzeichnend für die Verbindung. Mir stand nur ein Ausschnitt zur Verfügung, auf dem das Paradies fehlt; doch s. die Abb. 2.

[12] Dumrese: Einführung S. 5f.

[13] Die angelsächsische Cotton-Karte stammt aus dem 10. Jhdt. (s. Abb. 1), die Londoner Psalterkarte, auf die wir noch näher zurückkommen müssen (s. Abb 3), geht unserer Karte unmittelbar voran. Auch die Karte des Heinrich von Mainz von etwa 1114 (s. Abb. bei Rosien) hat die Y-Form.

[14] Man spricht meist von angelsächsischen Karten; s. z. B. Rosien: Weltkarte S. 28ff. oder Bagrow-Skelton: Meister S. 60. – So eng möchte ich das nicht fassen.

freilich über die ganze Erde, so wie wir es in der Osma-Karte von 1203 haben (s. Abb. bei Rosien). Allerdings kennzeichnet diese Karte das durch die Apostelköpfe.

Wie bei diesen Grabdenkmälern variiert unser Kartenzeichner auch bei den Merkmalen für die Städte, die durchweg auf Mauerring, Turm und Zinne sich gründen. Ähnlich verhielt sich der Zeichner der Beatus-Karte von Altamira (s. Abb. 2). Wappenschilde an den Stadttürmen, wie man es für die Ebstorf-Karte bei Lüneburg und Wien gesehen haben will[15], kommen auf keiner Weltkarte vor. Derartige Wappenschilde gehören zu Siegeln. Es handelt sich bei Lüneburg um Bruchstellen im Pergament, bei Wien um ein umgedrehtes Tor, das einem Schild, der unten spitz, nicht abgerundet ist, keineswegs gleicht.

Die Darstellung von Rom läßt erkennen, daß der Kartenzeichner, der mit dem Maler keineswegs eins sein muß, die Stadt gesehen hat. Der Tiber fließt richtig durch die Stadt. Links von ihm liegen richtig St. Maria Maggiore, St. Maria rotunda, welche Kirche genau gezeichnet als Pantheon wiedergegeben ist, und die päpstliche Bischofskirche San Giovanni in Laterano. Über den Tiber führt richtig die Brücke San Angelo zur Engelsburg, in der man deutlich das Hadriansmausoleum erkennt. Sie wird als „Cristancia civitas" (Burg der Crescentier) bezeichnet. – Diese Bezeichnung war nach dem Tode des letzten Tuskulaner-Papstes Benedikt VIII. (1012–1024) abgekommen[16]. Der für die Zeichnung Verantwortliche oder seine Quelle dürfte diese Benennung dem Buch der Päpste, dem Liber Pontificalis (Bd. II, 368) entnommen haben. Der schon erwähnte Gervasius von Tilbury aber hat nachweislich in dem päpstlichen Archiv, wo diese Handschriften lagen, gearbeitet[17].

Auf der Karte fallen weiterhin die beiden Amazonenköniginnen auf: Marpesia und Lampeta, während die griechische Sage nur Penthesilea kennt. Unsere Stelle dürfte auf die Cosmographia des sog. Aethicus Ister zurückgehen, die noch verschiedentlich für die Karte herangezogen wurde, u. a. bei der Angabe, daß die Sachsen von den Greifen-

---

[15] Ohnsorge, W.: Zur Datierung der Ebstorfer Weltkarte (Nds.Jb.f. Ldsgesch. 33), 1961, S. 9. – Horstmann, H.: Zur Datierung der Ebstorfer Weltkarte. Eine heraldisch-sphragistische Stellungnahme („Der Herold" Bd. 5 H. 3), 1963, S. 42. – Was heißt übrigens Wappenschild, wenn die Wappenfigur fehlt? Außerdem hätte dann der Schild nach Braunschweig, nicht nach Lüneburg gehört: Der Herr von Lüneburg wurde mit dem Herzogtum Braunschweig belehnt (s. u.). Wien war dabei völlig uninteressant.

[16] S. Lexikon für Theologie und Kirche Bd. III, 2. Aufl., Sp. 76 f. und Bd. X, Sp. 341 f.

[17] Drögereit, R.: Die Verdener Gründungsfälschung und die Bardowick-Verdener Frühgeschichte („Dom und Bistum Verden" – Rotenburger Schriften Sonderheft 10), 1970, S. 9 u. Anm. 35.

völkern abstammen sollen[18]. Wichtiger für diese Darlegungen ist indes die Bewaffnung der beiden Amazonen. Beide tragen den für das frühere 13. Jhdt. typischen Eisenhut, den chapel-de-fer; die eine den inzwischen veralteten mandelförmigen Normannenschild, die andere den für dieselbe Zeit gemäßen, durch Abflachen der oberen Rundung abgewandelten gewölbten Dreiecksschild. Unmittelbar unter ihnen haben die Wächter von Terbant genau denselben Schild. Auch der Stammvater der Europäer, Japhet, führt ihn wie auch die beiden Juden am Nilausfluß im Osten. Es ist der Schild, den wir auch im Siegel des Pfalzgrafen Heinrich von 1204–1227 finden[19], oder aber – was offenbar noch niemandem aufgefallen war – bei der Darstellung der Tapferkeit (fortitudo) auf dem Hildesheimer Taufbecken[20]. – Der Rundschild, den der Mann im Kampf mit den Greifen trägt, war dagegen restlos veraltet; er kam im früheren 11. Jhdt. in Abgang.

Von den beiden Terbant-Wächtern trägt einer noch den altertümlichen, konischen Helm, den im 13. Jhdt. aus der Mode kommenden Kettenpanzer, die Brünne, und einen langen Überwurf, der sich im 13. Jhdt. ebenfalls völlig veränderte.

In Afrika, das längst von den Arabern überrannt war, begegnen wir noch den antik-römischen Grundlagen der Karte. Hier liegt bei Alexandria der berühmte Serapistempel. Weiter finden wir in Nordafrika noch die Städte der Pentapolis oder Tripolis und das erst vor einigen Jahrzehnten ausgegrabene Leptis Magna. Stätten, die bestanden, als Nordafrika noch die Kornkammer Roms war. Auch wurde der Leuchtturm von Pharos, eines der antiken sieben Weltwunder, nicht vergessen. Er war seit der Völkerwanderung verschwunden[21], doch hat ihn die Osma-Kopie der Beatuskarte.

Das Neue und Einmalige auf der Karte sind die Darstellung des Ostseeraumes und Niedersachsens, ja, Deutschlands überhaupt. – Hinter den Arae Alexandri, die einst als Ende der Welt im Osten, in Indien, hier am Ende Europas eingezeichnet wurden, folgt auf unserer Karte

---

[18] Drögereit, R.: Die „Sächsische Stammessage". Überlieferung, Benutzung und Entstehung (Stader Jahrbuch 1973).

[19] Vgl. die Abb. bei Förste, A. C.: Die Ministerialen der Grafschaft Stade im Jahre 1219 und ihre Familien, 1975, S. 11.

[20] Hier darf ich Herrn Dr. H. J. Adamski recht herzlich danken, daß er auf meine Bitte nach diesem Schilde suchte und die Abbildung erstellte. – Bertram, A.: Geschichte des Bisthums Hildesheim I, 1899, S. 264 vermerkte schon – wie ich erst jetzt sehe – „die Stärke mit Schwert und Schild", ohne freilich auf die Form des Schildes aufmerksam zu machen. Mir war, unabhängig davon, die Schildform schon vor Jahren aufgefallen. – Auf die Bewaffnung hatte ich schon in meinem Aufsatz „Zur Entstehung der Ebstorfer Weltkarte" (Lüneburger Blätter 13), 1962, S. 14 f., hingewiesen.

[21] Rosien: Weltkarte S. 49.

der Fluß „Olchis qui et Wolkan", der Wolchow. Er kommt übrigens auf der Londoner Psalterkarte auch vor. An ihm liegt „Novgard", Naugard oder Nowgorod, die zwar schon länger bekannte, aber durch die Handelspolitik Heinrichs d. Löwen in den Vordergrund getretene Handelsstadt, sowie Kiew. Nach einem vom Meer und Gebirgen eingeschlossenen Gebiet sehen wir die bereits ummauerte Stadt Riga. Riga wurde 1209 zur Stadt erhoben und ummauert; es spielte bekanntlich in der von Bremen ausgehenden, von den niederdeutschen Bistümern unterstützten Mission im Baltikum eine hervorragende Rolle.

Es liegt am „Duna fluvius", der bis in die „Rucia regio" fließt, wo als kennzeichnende Tiere Elch und Auerochs eingezeichnet wurden. Am Fluß haben wir Smolensk und Polosk; Marktplätze, die für die frühe baltische Mission und den niederdeutschen Handel ihre große Bedeutung besaßen.

Die Ostsee, deren Binnenmeer-Charakter zumindest seit Adam, also über 100 Jahre bekannt war, wurde nur als Ausbuchtung des Weltmeeres dargestellt, an der weiterhin Semgallen, Kurland und Preußen vermerkt sind. In sie fließt die Memel. Es fehlen auf der Karte etwa Dorpat, wo 1224 mit der Stadt ein Bistum begründet wurde[22]; Reval, das seit 1230 für die niederdeutschen Kaufleute wichtig wurde[23]; Memel, das 1253 gegründet wurde und Königsberg, welche Deutschordensburg 1255 entstand.

Der dann auf der Karte faßbare erste Versuch einer auf lange hinaus alleinstehenden Darstellung dessen, was wir heute „Niedersachsen" nennen würden, ist nicht nur recht gut gelungen, sondern auch der „originalste Teil des Weltbildes"[24]. Es werden zunächst einmal alle Bischofsstädte vermerkt – außer den vermutlich durch den Moder verschwundenen rechtselbischen –, die an der baltischen Mission beteiligt waren: Bremen, Verden, Paderborn, Hildesheim, Halberstadt sowie Magdeburg. Es fehlen Minden, Osnabrück und Münster.

In diesem Raum wird ganz besonders das Welfische herausgehoben. Da ist Lüneburg, ausgezeichnet durch die vier oder gar fünf Türme, dem nach mittelalterlicher Weise namenbegründenden Mond, mit dem hochragenden Kreuz, das sicherlich auf das billungisch-welfische Hauskloster St. Michael verweist. An einem Turm wurde ein hoch-rechteckiges Banner – also etwas Anderes als die Siegesfahne Christi – angebracht. Es verweist als Lehnsfahne natürlich auf die Belehnung des Herrn von Lüneburg, Ottos d. Kindes, im Jahre 1235. Daneben wird noch mit

---

[22] Dollinger, Ph.: Die Hanse (Kröner-Taschenbuch Nr. 371), 1966, S. 47.

[23] Johansen, P.: Nordische Mission, Revals Gründung und die Schwedensiedlung in Estland (Kungl. Vitterhets ... Akademiens Handlingar 74), Stockholm 1951, S. 41 f.

[24] Uhden: Weltbild S. 182.

Recht die „Quelle des Salzwerks" eingezeichnet, war dieses doch das größte Industriewerk des mittelalterlichen Deutschland[25]. Es verwundert nur, daß der Zeichner die Ilmenau bei Lüneburg entspringen und sie nicht durch Lüneburg fließen läßt.

Braunschweig wird ohne Nennung des Stadtnamens durch den Löwen symbolisiert, der auf einem Podest steht, das ein von zwei Türmen flankiertes Mauerrund umgibt. Der Löwe soll dem zweiten Siegel der Stadt nachgebildet worden sein[26]. Horstmann sagte dazu mit Recht, das völlig gleiche erste Stadtsiegel von 1231 könne da genausogut in Betracht kommen[27]. M. E. – ich wies schon früher darauf hin[28] – kommt keines der Siegel als Vorbild in Betracht. Sie zeigen einen Mähnenlöwen im Viereck[29]. Viel ähnlicher ist dem Löwenbild auf der Karte das Bild auf der Gedenkmünze, die Heinrich d. L. auf die Errichtung des Löwensteins schlagen ließ[30]. – Die Oker ist eingezeichnet; sie fließt auch richtig durch Braunschweig in die Aller, wurde aber namentlich nicht bezeichnet.

Wenn Hannover als „civitas" eingetragen ist, könnte man daran denken, daß 1241 Herzog Otto im Rahmen seiner Städtepolitik eine „Verfassungsurkunde des werdenden Rats" von Hannover ausstellte, womit ein weiterer Anhaltspunkt für die Datierung gegeben sein könnte. Auch sei daran erinnert, daß Hannover in den Miracula s. Bernwardi als „vicus Honovere" erwähnt wird, Hannover also für Hildesheim, auch wirtschaftlich, nicht ohne Interesse war[31].

Hildesheim wird mit der Namensform des früheren 13. Jhdts. „Hildensim" eingezeichnet. Die Innerste, das völlig unbedeutende Flüßchen, fließt nicht nur richtig durch den Ort; es heißt auch „Indistria", so wie es urkundlich im früheren 13. Jhdt. genannt wird.

Das „Hermennesborch" kann – schon nach der im allgemeinen richtigen Lage der Orte – nicht Hermannsburg sein. Es ist – wie Rosien nachträglich auch sah – die Burg des Landgrafen Hermann, die Wartburg. Dorthin kamen etwa ein Wolfram von Eschenbach, ein Walter von der Vogelweide[32]; dort lebte die hl. Elisabeth von 1221–1227. An ihrer,

---

25 Körner, G.: Das Salzwerk zu Lüneburg (Lüneb.Bll. 7/8), 1957, S. 50.
26 Ohnsorge, W.: Datierung S. 162 ff.
27 Horstmann: Datierung S. 41.
28 Drögereit: Entstehung S. 13.
29 Hoppe, K.: Die Sage von Heinrich dem Löwen (Schriften d. Nds. Heimatbundes 22), 1952, Abb. bei S. 20.
30 Ebd. Abb.
31 Studtmann, J.: Die Entwicklung der Civitas Honovere bis 1241. Zur 700-Jahrfeier der Hauptstadt Hannover (Nds.Jb.Ldesgesch. 18), 1941, S. 58 ff. insbes. S. 62 f. u. S. 74.
32 Ich verweise hierzu als auf eine erste Einführung etwa auf den Artikel Wartburg in Historische Stätten Bd. IX: Thüringen, S. 462 ff.

auch von Friedrich II. betriebenen Heiligsprechung war Bischof Konrad II. hervorragend beteiligt[33].

Wurde so der welfische Bereich auf der Karte hervorgehoben, so fehlen doch auch die Hinweise auf die einigermaßen richtig dargestellte staufische Landschaft Ostfranken und „staufische" Orte nicht. – Nürnberg war die Stätte staufischer Reichstage, das sonst kaum aufzeichnungswerte Vorchelem, Forchheim, spielte als staufische Pfalz eine Rolle. Der Wohnturm der „Blassenburc" – als reine Burganlage einmalig auf der ganzen Karte [!] – gehörte den treuesten Staufenanhängern, den Herzögen von Meran. Mit dem Aussterben des Geschlechts im Jahre 1248 verlor die Plassenburg jegliche Bedeutung. – Anläßlich der Hochzeit Herzog Ottos I. von Meran mit Barbarossas Enkelin Beatrix von Burgund in Bamberg, der Stadt der Bischöfe aus dem Hause Meran, wurde König Philipp hier ermordet und zunächst beigesetzt. Bamberg (Pavenborch) ist zudem insofern richtig dargestellt, als mitten durch die Stadt die Regnitz fließt. Schließlich wurde auch „Orlamunde" festgehalten. Die Grafen von Orlamünde waren mit den Meranern nicht nur eng versippt[34]; Graf Albrecht spielte als Statthalter des Dänenkönigs Waldemar in den Auseinandersetzungen mit den Welfen um Nordalbingien zu Beginn des 13. Jhdts. eine bedeutsame Rolle.

In eine staufisch bestimmte Landschaft führt uns auch die eindrucksvolle Darstellung der Insel Reichenau mit ihren drei Kirchen: St. Marien, Cella St. Georg und Niederzell. – Gewiß lag die Reichenau am Pilgerweg wie Rosien (S. 56) meint, aber das ebenso bedeutende St. Gallen am gleichen Wege fehlt. Dafür aber befanden sich hier am Bodensee die Besitzungen der süddeutschen schwäbischen Welfen, deren Erbe die Staufer antraten. Und da gibt es einen sehr auffallenden Zusammenhang zwischen Karte und Hausgeschichte dieser schwäbischen Welfen.

Auf der Karte heißt der Bodensee „Lacus Lemannus". Das aber ist der altüberlieferte Name des Genfer Sees. Der Bodensee heißt sonst durchweg „Lacus Podamicus". Nur zweimal noch begegnen wir der Kartenbezeichnung für den Bodensee im Schrifttum. Einmal lesen wir diese Bezeichnung in der „Historia Welforum", die vermutlich am Hofe Herzog Welfs VI. entstand, zum andern gebrauchte sie der Staufer Friedrich, Herzog von Schwaben, in einer Schutzurkunde für das Stift Kreuzlingen am Bodensee. Diese Urkunde wurde nun in Gegenwart Welfs VI. auf dessen Burg Altdorf ausgefertigt, so daß der Zusammenhang mit der Historia klar ist. Diese hinwiederum dürfte durch den Geschichtsschreiber Barbarossas, den Staufer-Bischof Otto von Freising,

---

[33] Bertram: Geschichte I, 228.

[34] Hundt, M.: Die Ebstorfer Weltkarte mit Bamberg und der Plassenburg, 1962.

dazu angeregt worden sein, den „Lacus Podamicus" zum „Schwäbischen Meer" (Lacus [A-]Lemannus) zu machen[35].

Man hat nun ganz gelegentlich gemeint, Gervasius von Tilbury selbst sei der Ersteller der Karte[36]. – Ein Blick in die Karte hätte genügt, um festzustellen, daß das nicht stimmen kann. Auf der Karte wird England (Anglia) mit der Bretagne (Britannia maritima) verbunden. Irland hängt über einem Gebirge hinweg mit Schottland zusammen. Die Hauptstadt der Bretagne ist auf jener Insel vermerkt, ebenso der Hafen Wissant bei Boulogne, von dem aus die anglo-normannischen Könige nach England übersetzten. Wir haben weiter Canterbury, Dover, ein Answick, vielleicht St. Albans, und Everwic. Dieses ist nun die spät-angelsächsische Bezeichnung für York, das auch auf anglo-normannischen Karten des 13. Jhdts. nur unter dem spätrömischen Namen Eboracum eingetragen wurde. Hier liegt also immerhin eine angelsächsisch beeinflußte Vorlage vor. – Es fehlen neben London vor allem die beiden Hafenorte Boston und King's Lynn, die aus der Hansegeschichte seit der Mitte des 13. Jhdts. nicht wegzudenken sind.

Der wohl bemerkenswerteste Eintrag steht beim Symbol eines Kirchleins: „Eb bekes storp. Hic quiescunt b(eati) martyres", wozu drei Kästlein die Märtyrergräber symbolisieren. Bis auf das anscheinend etwas spätere, vielleicht sogar anläßlich der Vorbereitung der Lichtdruckausgabe nachgezeichnete „Eb" und „storp" stammt alles von der Hand, die die Karte weitestgehend beschriftet hat; ist also gleichzeitig. – Ebstorf war nun damals genauso unbedeutend wie seine Märtyrer unbekannt. Wenn beide hier auftauchen, dann kann das nur mit der Entstehung der Karte zusammenhängen. Sie wurde für Ebstorf geschaffen; vielleicht anläßlich der Auffindung der Märtyrer.

Man hat bislang immer, noch jüngst erklärt, die Legende werde erstmals in der jüngeren Mindener Bischofschronik des Hermann von Lerbeck im Jahre 1380 erwähnt[37]. Inzwischen hat E. Heyken herausgestellt, daß Harthausen und damit auch Gatz die für die Datierung der Verdener Bischofschronik allein maßgebliche Arbeit von Wichmann über die

---

[35] Historia Welforum, neu hrsg., übers. u. erläut. von E. König (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit Bd. 1), 1938, insb. S. XIX ff.

[36] Zuletzt so H. M. Schaller: Das geistige Leben am Hofe Kaiser Ottos IV. von Braunschweig (Mitt.d.Techn.Univ.Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig Jg. X H. 1), 1975, S. 25: „Desgleichen legte er [Gervasius von Tilbury] ihm [Johannes Marcus] die Ebstorfer Weltkarte zur Begutachtung vor." Das hat allerdings noch keiner, der die Verhältnisse besser kannte, erklärt.

[37] So auch Gatz, B.: Das Leiden der heiligen Märtyrer, die in Ebstorf ruhen (Uelzener Beiträge 5), 1974, S. 52 u. 59 nach Harthausen, H.: Die Normanneneinfälle im Elb- und Wesermündungsgebiet mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht von 880 (Quellen u. Darst. z. Gesch. Nds. 68), 1966.

ältere Geschichte des Bistums Verden[38], zu dem Ebstorf ja gehörte, übersahen und damit eine völlig verfehlte Zeitbestimmung eines längst überholten Autors übernahmen[39]. Tatsächlich entstand diese Verdener Bischofschronik, die die Legende schon bringt, um 1331[40]. Ja, mit dem Hinweis auf die erste legendenhafte Erscheinung, die auf den 1. August 1243 sicher datiert ist, erklärte Heyken (S. 21) mit vollem Recht, daß damit ein zeitlicher Ursprung der Legende gegeben sei. Studtmann hatte allerdings schon früher die Entstehung der Legende mit der Karte unmittelbar in Verbindung gebracht[41]. Dieser Hinweis von Studtmann läßt sich sogar noch aus der Legende stützen. Es heißt in ihr nämlich, daß eine Wunderheilung zur Zeit des Propstes Gervas von Ebstorf geschah, der dann darüber eine Predigt an das Volk hielt[42]. Dieser Gervas ist niemand anders als der bekannte Propst Gervasius, der spätestens 1235 gestorben ist[43]. Ihn aber hält man im allgemeinen für den geistigen Urheber der Karte. Könnte er, der sich so erfolgreich als Autor versucht hatte, nicht auch der Schöpfer der Legende sein? Jedenfalls kennt sie der dem Welfenkreis, wozu ja auch Gervasius gehörte, so nahestehende Helmold von Bosau etwa 70 Jahre früher noch nicht[44].

Vier Fragen, die schon anklangen, seien nun aufgenommen.

1. Haben wir es mit einem oder mehreren Verfertigern zu tun?

Mit dieser Frage hat man sich bislang nur nebenbei beschäftigt und sie sehr unbefriedigend beantwortet. – Man muß grundsätzlich von

---

38 Es sei hier auf die für die Frühgeschichte des Bistums Verden allein brauchbare, wenn auch in manchem veraltete Darstellung mit Nachdruck hingewiesen, da immer wieder die für diese Zeit unbrauchbare Geschichte des Bistums von Spangenberg benutzt wird. Die verdienstvolle Arbeit von Pfannkuche sollte für die von Wichmann erfaßte Zeit ebenfalls nicht herangezogen werden. Wichmann, Fr.: Untersuchungen zur älteren Geschichte des Bistums Verden (ZHVN Jg. 1904 – hier die Ausführungen über die Quellen – und Jg. 1905).

39 Heyken, E.: Die Ebstorfer Märtyrerlegende nach der Dresdener Handschrift des Chronicon Episcoporum Verdensium aus der Zeit um 1331 (Nds. Jb.f.Ldsgesch. 46/47), 1975, S. 1 ff.

40 Heyken, E.: Zur Datierung der mittelalterlichen Bischofschronik von Verden a. d. Aller (Nds.Jb. 46/47), 1975, S. 311 ff., insbes. S. 323.

41 Studtmann, J.: Besprechung von Harthausen (s. Anm. 37) in Nds.Jb.f. Ldsgesch. 39, 1967, S. 321 f. – Heyken (Märtyrerlegende S. 21) will andersherum die Datierung der Karte auf seine Datierung der Legende beziehen. Tatsächlich geht aber beides im allgemeinen überein; auch meine Datierung der Karte stimmt dazu. Ich hatte nämlich nicht „frühes", sondern „früheres" 13. Jhdt. bzw. „zweites Viertel des 13. Jhdts." geschrieben.

42 S. Gatz: Leiden S. 48.

43 Schon Uhden: Gervasius S. 195 hat festgestellt, daß er im März 1234 – hochbetagt – zum letzten Mal urkundlich erscheint.

44 S. Helmoldi presbyteri Bozoviensis Cronica Slavorum, 3. Aufl. ed. B. Schmeidler, 1937, S. VIII.

wenigstens vier Beteiligten ausgehen: Dem geistigen Urheber, dem Zeichner des Kartenbildes, dem Maler oder Bemaler und dem Schreiber. Dabei kann der eine mit dem andern zusammenfallen; es können aber auch z. B. mehrere Maler oder Schreiber an der Erstellung beteiligt gewesen sein. Tatsächlich lassen sich zwei Schreiberhände nachweisen. Die Haupthand schrieb fast den ganzen Text; es handelt sich um eine gleichmäßig starke, kräftige, gedrungene Schrift[45]. Die zweite, gelegentlich vorkommende Hand – sehr deutlich neben dem Kaspischen Meer „Septentrion usw." oder im konzentrischen Kreis im Weltmeer – bedient sich fast derselben Buchstabenformen, nur wirkt sie leichter, beweglicher. Sie unterscheidet sich also nur im Duktus, stammt aus der gleichen Schule und ist gleichzeitig.

Hinsichtlich des Zeichners waren sich Sommerbrodt und Miller, die wohl das sachkundigste Urteil abgeben konnten, einig, daß nur e i n Zeichner an der Karte gearbeitet habe. Das scheint auch mir angesichts der gleichmäßig gelungenen Zeichnungen, die ebenmäßig variieren, zuzutreffen. Ob nun der Zeichner auch die Karte ausgemalt hat[46], wird man nicht entscheiden können. Ebensowenig scheint mir beantwortbar, ob Zeichner [-Maler] und Schreiber, d. h. ja wohl die Haupthand, eine Person waren, wie namentlich Sommerbrodt und Miller annahmen.

2. War der geistige Urheber mit dem Zeichner identisch oder waren es zwei, vielleicht drei Personen?

Diese Frage wurde im allgemeinen, wenn schon, mit der ersten vermengt behandelt. Man sollte sie aber davon trennen. – Als geistiger Urheber wird ziemlich allgemein Gervasius von Tilbury angesehen, dessen „Otia imperialia" oder „Kaisertrost" als letzte Quelle ausgiebig von dem Kartenzeichner benutzt wurden[47]. So glaubte denn auch Rosien (S. 34), daß Gervasius den ersten Entwurf der Karte noch selbst überwacht habe.

Sollte das zutreffen, so hätte Gervasius gerade bei der Zeichnung seines Heimatlandes Fehler übersehen, die eigentlich unmöglich übersehen werden konnten. Es wäre auch wenig verständlich, daß er, der einstige Marschall Ottos IV. im Arelat, die Rhone zwar wie üblich hätte einzeichnen, aber nicht benennen, sie bei Vienne falsch hätte fließen lassen. Die Provinz „Lusitania" (Portugal) wird wohl genannt, nicht aber deren Hauptstadt „Ulixibona", die Gervasius vom Sagenhaften her sicherlich interessiert hätte.

---

[45] Auf die Schrift dieser Hand bin ich in meinem Aufsatz über die Entstehung der Karte näher eingegangen; s. S. 15–19.

[46] Sommerbrodt (S. 4) und Miller (S. 4) fassen das zusammen als Maler.

[47] Siehe bes. U h d e n : Gervasius S. 187 f.

Doch nicht nur das spricht dagegen, auch manche Einzelheiten der Karte vertragen sich nicht ohne weiteres mit einem Datum um 1230, selbst wenn wir eine Zeit von Jahren für die Erstellung der Karte in Anspruch nehmen. Wir kämen damit zur nächsten Frage.

3. Wann entstand die Karte?

Die Ansichten über die Entstehung der Karte gehen z. T. weit auseinander. Schaller ließ die Karte dem Johannes Marcus zur Begutachtung überreichen, damit er sie Otto IV. vorlege. Das müßte um 1214/15 gewesen sein; denn damals übersandte Gervasius von Tilbury dem „secretarius" Ottos IV., dem Propst Johannes Marcus von Bardowick, die „Otia" zur Begutachtung. Zu ihnen gehörte tatsächlich eine Karte, die aber sicherlich dem gewöhnlichen Format solcher Karten in Handschriften von höchstens zwei DIN-A4-Seiten entsprach. Sie ist nicht erhalten; die Ebstorf-Karte war es nicht, allenfalls war es ein Vorbild für sie. – Andererseits wollte Ohnsorge nachweisen, daß die Karte um 1370 entstanden sei. Er führte dazu auch einen Schriftbeweis, der freilich nicht zieht, da er Nichtvergleichbares miteinander verglich[48].

Im Anschluß an Uhden (Gervasius) entschied sich dann Rosien (S. 33 ff.) dafür, daß die Karte, die ja schon die Belehnung Ottos des Kindes von 1235 spiegelt, die auch Hannover erwähne, das erst 1241 einen Schutzbrief von Herzog Otto erhalten habe, etwa um 1230 in Auftrag gegeben worden sei. Da der Vergleich mit der Hereford-Karte zeige, daß diese, die Ausgangs des 13. Jhdts. entstand, jünger sei, müsse man „um 1250" als Endtermin nehmen.

Diese Datierung wurde zuletzt von mehreren Arbeiten, allerdings ohne wirkliche Begründung übernommen. – Auch ich habe mich dieser Datierung angeschlossen, wobei ich auch die Schrift untersuchte, die eindeutig in die erste Hälfte des 13. Jhdts. gehört. Einige Großbuchstaben wie C, Unzial-E und S schließen noch nicht die Öffnungen wie im späteren 13. Jhdt. Das Unzial-M hat sogar noch die Form des späten 12. Jhdts. Einige Großbuchstaben haben in der Mitte der Grundstriche knotenartige Verdickungen, wie sie – allerdings bei Rundungen – zeitweilig in Papsturkunden der ersten Hälfte des 13. Jhdts. vorkommen, auch in Urkunden Friedrichs II.

Die Kleinbuchstaben kennen die Brechungen, aber kaum die Doppelbrechung des späteren 13. Jhdts. Buchstabenverbindungen gibt es, die späten mit „v" und „w" kommen nicht vor. Das „a" hat noch oft einen teilweise abgebogenen Rückenstrich, nie aber ist es doppelstöckig.

---

48 Mit seinen Argumenten habe ich mich in meinem Aufsatz auseinandergesetzt und alle als gegenstandslos nachgewiesen.

Die Schrift verweist uns also in das zweite Viertel des 13. Jhdts. Wie schon vermerkt wurde, gehört auch die Bewaffnung, namentlich die Schildform in diese Zeit. – Aus dem Inhalt der Karte läßt sich das nun noch einigermaßen einschränken.

Ganz eindeutig wird die Belehnung des Herrn von Lüneburg, Otto, mit dem Herzogtum Braunschweig am 21. August 1235 widergespiegelt; und zwar, soweit die Karte erkennen läßt, beim ersten Entwurf. Viel früher kann man also mit dem Entwurf kaum begonnen haben. Und da erinnern wir uns an die Fehler, die bei einer Überwachung durch Gervasius unmöglich gewesen wären. Gervasius nun, den man unbedenklich mit dem Propst von Ebstorf gleichsetzen kann[49], wird im März 1234 letztmalig erwähnt[50]. Er war damals hochbetagt und dürfte wohl um die Zeit gestorben sein – wie sein Freund Johannes Marcus. Man kann also von 1235 als frühestem Termin ausgehen.

Auch Daten, die auf einen spätesten Termin hinweisen, wurden schon gegeben. So fehlen etwa Königsberg (1255), Memel (1252), Boston und King's Lynn (2. Hälfte 13. Jhdt.). Ferner wurde vermerkt, daß die Plassenburg, die anscheinend so naturgetreu eingezeichnet wurde, nach 1248 kaum noch erwähnt worden wäre. Miller (S. 6) verweist zur Zeitbestimmung noch auf die Burg „Starkenberg" (Starhemberg), den Sitz der mächtigen Babenberger, die mit Friedrich d. Streitbaren 1246 ausstarben. Wenn wir nun weiterhin berücksichtigen, daß der staufische Bereich bemerkenswert berücksichtigt wurde, so dürften wir mit 1246 wohl den letzten Zeitansatz berührt haben. Man könnte also mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Entstehungszeit der Ebstorfer Weltkarte auf die Zeit von um 1235 bis um 1247 einengen. – Dieser Ansatz kann uns helfen, nun die letzte Frage zu beantworten. Diese Antwort soll unsern Titel rechtfertigen.

4. Wo entstand die Ebstorfer Weltkarte?

Einen gewissen Anhalt für die Beantwortung unserer Frage bieten dem Geschichtskundigen die bemerkenswerten Bilder und Legenden zum Ostseegebiet. Ganz klar aber deutet die Darstellung des mittelalterlichen

---

[49] Ich muß hier darauf verzichten, näher auf seinen Lebenslauf einzugehen. Ich behalte mir das im Zusammenhang einer Arbeit über den Hildesheimer und Verdener Dompropst Johannes Marcus vor. Ich verweise hier nur auf eine übersehene Urkunde Bischof Tammos von Verden von etwa 1185, in der unter den Zeugen ein Verdener Kanoniker Gervasius erscheint, s. Schlöpken, Chr.: Chronicon oder Beschreibung der Stadt und des Stiftes Bardewick, 1704, S. 22f. Er taucht erst später mit dem Propst von Ebstorf wieder auf. Und der Propst dürfte nach üblichem Brauch Verdener Kanoniker gewesen sein. Dieser Propst wird von Bischof Iso, dem Vetter des Johannes Marcus, bei wichtigen Angelegenheiten herangezogen.

[50] Siehe schon Uhden: Gervasius S. 195.

östlichen und nördlichen mittleren Sachsen auf das heutige Niedersachsen als Heimat der Karte.

Sommerbrodt (S. 3) ließ allerdings noch offen, welcher Ort in Braunschweig–Lüneburg es gewesen sein könnte. Uhden meinte, die Landschaft, in der die Karte ihren Ursprung habe, lasse sich mit Zuverlässigkeit bestimmen: Niedersachsen. Im gleichen Aufsatz spricht er dann vom Ursprungsort Ebstorf[51]. Wenig später schwächte er das wieder ab, indem er das nördliche Niedersachsen als Ursprungsland bezeichnete und dann offen ließ, ob die Weltkarte in oder für Ebstorf gefertigt worden sei[52]. Das letztere wurde allgemein übernommen. Nur das erstere fand wenig Anklang.

So hat Borchling, als er sich mit dem literarischen Leben des Klosters beschäftigte, Ebstorf als Entstehungsort bezeichnet. Freilich setzte er dabei die Karte um 1350 an[53], also zu einer Zeit, aus der in Ebstorf immerhin einige bemerkenswerte Kunstgegenstände erhalten sind[54]. Auch besaß das Kloster damals offenbar Geld genug, um ein solches Kunstwerk bezahlen zu können[55]. Literarische Leistungen kann Borchling allerdings erst für das ausgehende 15. Jhdt. nachweisen.

Ohnsorge, der zuerst erklärte (S. 182), ein Ebstorfer Künstler habe die Karte geschaffen, sie sei auch dort beschriftet worden (S. 174), läßt dann den oder die ausführenden Künstler, vielleicht Engländer, unter Umständen romanischer Herkunft sein (S. 184). Wie er sich letzteres vorstellte, vermag ich nicht zu erkennen.

Schon Rosien hat Ebstorf als Entstehungsort abgelehnt (S. 33), weil man dort wohl „Bildstickereien und ähnliche Kunstwerke von weiblicher Hand" habe, die „Buchmalerei und verwandte Künste seien in der Regel von Männern ausgeübt worden". Die Weltkarte aber stelle eine „Spitzenleistung der Buchmalerei" dar. – Diese Begründung überzeugt nicht recht. Seit den sog. „Kölner Nonnenhandschriften" der Karlischen Zeit aus Chelles[56] liegen genügend Beispiele weiblicher Schreibkunst vor. Vor allem seit dem 11. Jhdt. vergrößert sich die Zahl der Schreiberinnen erheblich[57]. Und gerade aus dem Zeitalter unserer Karte

---

51 Uhden: Weltbild S. 179 u. 182, dann 180.

52 Uhden: Gervasius S. 185.

53 Borchling, C.: Literarisches und geistiges Leben im Kloster Ebstorf am Ausgang des Mittelalters (ZHVN), 1905, S. 364.

54 Mithoff, H. W. H.: Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen Bd. 4: Fürstentum Lüneburg, 1877, S. 6 u. 64 f.

55 Ebd. S. 63.

56 Bischoff, B.: Die Kölner Nonnenhandschriften und das Skriptorium von Chelles (Karolingische und ottonische Kunst. Werden, Wesen, Wirkung), 1957, S. 395 ff.

57 Ebd. S. 411. – Es wäre eine schöne Aufgabe gewesen, „im Jahr der Frau" solchen Dingen einmal nachzugehen. Doch, Geschwätz ist Trumpf.

liegen Arbeiten von Frauen vor, die Rosiens Begründung erschüttern. Ich denke etwa an Hildegards von Bingen mystische und naturwissenschaftliche Werke oder an Herrads von Landsperg „Hortus deliciarum", den „Garten der Köstlichkeiten". Allein, für Ebstorf läßt sich trotz einigermaßen guter Überlieferung dergleichen für das 13. Jhdt. nicht einmal wahrscheinlich machen. Auf jeden Fall dürften die Voraussetzungen für das umfassende Wissen, das die Karte auszeichnet, damals dort kaum vorhanden gewesen sein. Und Gervasius, der hochgelehrte Propst, lebte sicherlich nicht mehr, als die Karte entworfen wurde; jedenfalls hat er den Entwurf keineswegs überwacht.

Auch Rosiens weiterer Grund, die Karte trage so stark männliches Gepräge, daß man an eine Frauenhand nicht gut glauben könne, schlägt nicht durch, selbst wenn die namentlich bekannten Ersteller mittelalterlicher Karten durchweg Männer waren. – Hildegards von Bingen und Herrads von Landsperg Zeichnungen sind ausgezeichnet gelungen[58]; Hildegards Bild zur Mikro-Makrokosmoslehre ähnelt unserer Karte in den Umrissen doch sehr. Beide wären wahrscheinlich in der Lage gewesen, auch eine solche Karte zu gestalten.

Nach allen Überlegungen müßte das Kloster Ebstorf als Entstehungsort ausgeschlossen werden.

Nachdem schon Blumenbach unsere Weltkarte als die Kopie eines süddeutschen Originals bezeichnete (S. 14), die von der „Lüneburger Malergilde" im 15. Jhdt. für Ebstorf gefertigt wurde (S. 15), vermerkte man auch späterhin meist L ü n e b u r g als Entstehungsort. Allerdings dachte man dabei nicht mehr an diese Gilde, sondern an die Benediktiner in St. Michael[59]. Schon Miller (S. 6) meinte, daß verschiedene Umstände auf Lüneburg, das auf der Karte alles überrage, als Herstellungsort führten. Eine genauere Begründung versuchte allerdings erst Rosien (S. 33 f.). Er wollte die handwerklichen Gestalter in den benachbarten Mönchsklöstern suchen. Und da möchte er in erster Linie an das Ebstorf benachbarte St. Michael in Lüneburg denken, von dessem künst-

---

[58] Zu Hildegard von Bingen (1098–1179) vgl. die Abbildung bei W o l f : Weltkarte; zu Herrad von Landsperg (gest. 1195) die bei S t e i n h a u s e n , G.: Geschichte der Deutschen Kultur, 3. Aufl. 1929, S. 160. – Übrigens auch hier die typischen Schildformen der Ebstorfkarte.

[59] Nur Appuhn, dessen Aufsatz mir bislang unzugänglich blieb, denkt an „bürgerliche Schreiber", die um 1300 die Karte nachzeichneten; s. S t u d t m a n n : in seiner o. a. Besprechung S. 322. Schon Studtmann lehnte das völlig zu Recht ab. – Wenn jemand nachzeichnet, vor allem die Schrift nachahmt, fällt er durch irgendeine Unachtsamkeit immer auf. Außerdem hätten hier zwei Schriften individuell nachgeahmt werden müssen. Sodann gab es um 1300 keine bürgerlichen Schreiber in Lüneburg, wie Studtmann richtig anführt. Was es gab, nämlich einen geistlichen Stadtschreiber, werden wir demnächst vielleicht in der Dissertation von J. Uhde nachlesen können.

lerischen Schaffen so bedeutende Proben erhalten seien. Allerdings kann er dazu nur auf die „Goldene Tafel" verweisen, die er im späten 14. Jhdt. entstanden sein läßt. Dann werde Lüneburg durch das Kreuz auf einer Kirche und die Fahne an einem Turm ausgezeichnet. Eine solche Fahne halte sonst nur noch der Auferstandene in der Hand. Freilich verbindet er – wie schon Uhden – dieses Lehnsbanner [, das etwas Anderes ist als die Siegesfahne Christi, auch anders gestaltet wurde] mit der Belehnung Ottos d. Kindes. Das veranlaßt ihn dann zu der Annahme, daß vielleicht Gervasius die Karte in St. Michael in Auftrag gegeben habe.

Warum müssen wir die Gestalter der Karte in einem benachbarten Mönchskloster suchen? Schon längst hatten, soweit ich es übersehen kann, die Kapitel der Weltgeistlichen die Klöster als Kulturträger abgelöst[60]. Entsprechend läßt sich von einer besonderen kulturellen Bedeutung St. Michaels/Lüneburg im 13. Jhdt. kaum etwas bemerken. Das „Chronicon S. Michaelis Luneburgensis" ist doch wahrlich keine besondere Leistung. Sonst war offenbar nichts vorhanden[61]. – Auch stimmt es bedenklich, daß Heinrichs d. L. Sohn Wilhelm, der Herr von Lüneburg, den Abt Arnold von Lübeck, der vorher in St. Ägidien/Braunschweig Mönch war[62], veranlaßte, den „Gregorius" Hartmanns von Aue ins Lateinische zu übersetzen[63]. Offenbar gab es an seinem Sitz niemanden, der dazu in der Lage war. Ob wir da und in Anbetracht des über Bischof Siegfried Gesagten erwarten dürfen, daß man in Lüneburg mit der mystischen Theologie des 12. Jhdts. vertraut war?

Die Goldene Tafel läßt sich zudem nicht unbedingt mit der Weltkarte vergleichen. Auch dürfte sie von einem „Meister", wohl kaum einem Mönch, erst um oder kurz nach 1400 geschaffen worden sein[64].

Was die Fahne angeht, so handelt es sich um ein Lehnbanner, das dem Herrn von Lüneburg übergeben wurde, als Kaiser Friedrich II. ihn am 21. August 1235 mit dem Herzogtum Braunschweig – nicht Braunschweig-

---

60 Ich darf hier auf die entsprechende Bemerkung bei Güntzel, H. A.: Geschichte der Diözese und Stadt Hildesheim, aus dem Nachlaß hrsg. von H. Roemer, Bd. 1, 1858, S. 519 verweisen: Bischof Siegfried war Mönch, sah aber ein, daß eine solche Stellung [als Bischof] eine andere Bildung verlangte, als sie im Kloster zu erwerben war.

61 Reinecke, W.: Lüneburgs Chronistik (Nds.Jb. 2), 1925, S. 150 über das, was der Verfasser des „Chronicon Luneburgicum" aus alten Chroniken bis etwa 1370 zusammenschrieb.

62 Herbst, H.: Literarisches Leben im Benediktinerkloster St. Ägidien zu Braunschweig. Nebst einem Versuch der Rekonstruktion der Bibliothek dieses Klosters (Nds.Jb. 13), 1936, S. 137.

63 Cordes, G.: Norddeutsches Rittertum in der deutschen Dichtung des Mittelalters (Nds.Jb. 33), 1961, S. 151.

64 Appuhn, H.: Meisterwerke der niedersächsischen Kunst des Mittelalters 1963, S. 58 Nr. 123–129.

Lüneburg, wie es immer heißt – belehnte[65]. Das spricht also weniger für die Bedeutung von Lüneburg als für die Vertrautheit des Zeichners mit dem rechtlichen Vorgang, den er wahrscheinlich miterlebte.

Es läßt sich aber wohl noch ein gewichtiger Grund gegen die Erstellung in Lüneburg anführen. – Als Herzog Otto um 1250 wahrscheinlich einen Mönch von St. Michael/Lüneburg veranlaßte, die „Sächsische Weltchronik" durch einen Anhang über das Welfenhaus zu erweitern, da zog dieser die „Historia Welforum", die der Kartenzeichner benutzte, n i c h t heran. Er stützte sich vielmehr auf eine Vorlage, die fast ganz mit der rund einhundert Jahre älteren Chronik des Annalista Saxo übereinstimmt, aber in wenigem besser ist[66]. Der Mönch dürfte also die Vorlage des Annalista gehabt haben; die bessere „Historia Welforum" kannte er nicht.

Es wurde auch schon darauf hingewiesen, daß der Zeichner die Ilmenau nicht durch Lüneburg fließen ließ, obwohl am dortigen Ilmenauübergang die nächst Bardowick wohl älteste und bedeutendste Taufkirche des Bistums Verden lag, St. Johann in Modestorp.

Wir können nach allem wohl auch Lüneburg als Entstehungsort ausschließen.

Es ist verwunderlich, daß noch niemand B r a u n s c h w e i g als den Ort herausgestellt hat, an dem die Weltkarte erstellt sein könnte. Sommerbrodt (S. 3) hat allenfalls versteckt darauf angespielt; Bagrow-Skelton (S. 90) hielt es für durchaus möglich, daß die riesige Ebstorfkarte den 1211 geschriebenen Otia [bei Übersendung an Johannes Marcus (!)] beigefügt war[67], womit sie immerhin dem Anschein nach nach Braunschweig zu Otto IV. gekommen wäre, für den das Buch bestimmt war. Schaller (S. 25) erhebt das dann zur Gewißheit, entwickelt daraus einen Traum über die geistigen Interessen am Hofe Ottos IV. – Daß die Arbeit an der Karte etwa 20 Jahre später begann, wurde schon nachgewiesen. Damit fehlt diesen Träumereien von der Übersendung nach Braunschweig die Grundlage; dennoch war mit Braunschweig ein Ort angetippt, der viel eher hätte in Betracht gezogen werden müssen als Ebstorf und Lüneburg.

---

65 Das wußte übrigens schon H a v e m a n n , W.: Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg Bd. I, 1835, S. 375. – Soviel ich bei einer ersten Urkundendurchsicht erkennen konnte, führte erst Herzog Otto der Strenge von etwa 1287 ab den Titel „Herzog von Braunschweig-Lüneburg" ein.

66 S. K ö n i g : Historia S. 137 ff. – Doch vgl. u. bei Braunschweig.

67 Es war allerdings längst bekannt, daß Gervasius die Otia frühestens Ende Dezember 1214 dem kaiserlichen „clericus" Johannes Marcus übersandte; s. P a u l i , R.: Gervasius von Tilbury (Nachr.Ges.d.Wiss.Göttingen), 1882, S. 320 f; darauf fußend U h d e n : Gervasius.

Braunschweig war unter Heinrich dem Löwen die führende Stätte höfischer Kultur in Norddeutschland. Hier pflegte man eine freilich „seltsam unmoderne, archaisch, heroisch-fromme und dabei vornehme Dichtung“[68], was allerdings so, allein im Hinblick auf die epische Dichtung, etwas einseitig ist, auch wenn es fraglich ist, ob man den Tristan mit Heinrichs Hof verbinden kann[69]. Immerhin hat Heinrich d. L. u. a. die Bearbeitung einer volkssprachlichen Enzyklopädie in Prosa, des „Lucidarius“, veranlaßt[70].

Auch auf allen Gebieten der bildenden Künste trat er als Auftraggeber und Förderer hervor. Ob wir dabei etwa an den Bau der Basilika von St. Blasien in Braunschweig[71] oder an seine Pfalz, an die Großplastiken wie den Löwen vor Dankwarderode, den siebenarmigen Bronzeleuchter oder auch das Immervard-Kreuz[72] denken, der Begriff „Kunstkreis Heinrichs des Löwen“, den Swarzenski anscheinend zuerst so fest umriß[73], ist völlig berechtigt. Auch dürften diese Werke wohl am Ort selbst gefertigt worden sein[74].

Die illuminierten Bücher, die unserer Weltkarte von der Fertigung her am nächsten kämen, ließ Heinrich freilich in Helmarshausen erstellen. Eine dieser Handschriften, die durch starke englische Einflüsse gekennzeichnet sind, ist durch Inschrift für Herimann von Helmarshausen gesichert[75]. Dieses Gmundener Evangeliar aus St. Blasien führt auf fol. 171 v übrigens schon Thomas a Becket als Heiligen auf[76]. – Die Wandmalereien in St. Blasien, die hier ebenfalls zu nennen wären, gehen nicht in Heinrichs d. L. Zeit zurück[77]. Eine Tradition in der für unsere Karte bezeichnenden Kunstart, der Malerei, hat es also nicht gegeben.

---

[68] So Naumann, H.: Kurzer Versuch über welfische und staufische Dichtung (Elsaß-Lothringisches Jb. 8), 1929, S. 69–91; hier S. 73.

[69] Zur Problematik vgl. neben Naumann: Versuch S. 76 auch Cordes, G.: Rittertum S. 149.

[70] Philippi, Fr.: Heinrich d. Löwe als Beförderer von Kunst und Wissenschaft (HZ 127), 1922, S. 50–65.

[71] Ich darf hier generell auf Habicht, V. C.: Der niedersächsische Kunstkreis, 1930, verweisen, welches Buch m. E. besser als sein Ruf ist; ferner auf Appuhn: Meisterwerke.

[72] Appuhn: Meisterwerke S. 35 möchte es allerdings Otto IV. zuweisen. Das scheint mir doch etwas zweifelhaft.

[73] Swarzenski, G.: Aus dem Kunstkreis Heinrichs des Löwen (Städel-Jb. 7/8), 1932.

[74] Siehe dazu Dorn, P.: Zur Frage der Herkunft des Braunschweiger Burglöwen (Abh.Braunschw.Wiss.Ges.), 1954, S. 68 ff. – Gesteinsstücke vom Gießkern stammen vom Nußberg am Ostrand Braunschweigs.

[75] Jansen, Fr.: Die Helmarshausener Buchmalerei zur Zeit Heinrichs des Löwen, 1933.

[76] Ebd. S. 80.

[77] Gerhardt, J.: Die spätromanischen Wandmalereien im Dome zu Braunschweig (Nds.Jb. 11), 1934, S. 46.

Mit Heinrichs Tod ruhte zunächst alles. Die literarische Tätigkeit setzt erst nach über zwei Generationen wieder ein. Dabei kann man sowohl an die volkssprachlich-höfische, also etwa Berthold von Holle oder die „Braunschweigische Reimchronik" denken[78], wie auch an die lateinisch-historiographische wie die „Chronica principum Brunsvicensium" oder die „Chronica ducum de Brunsvick"[79]. – Die völlig unbedeutende Translatio S. Autoris aus St. Ägidien kann diesen Verfall nur bestätigen.

Auch gibt es keine nur einigermaßen sichere Anzeichen dafür, daß man sich unter Otto IV. der bildenden Künste angenommen hätte. Sicherlich lag dies nicht zum wenigsten daran, daß Otto sich immer in Geldverlegenheit befand. Nach der verlorenen Entscheidungsschlacht von Bouvines im Jahre 1214 blieben die englischen Gelder ganz aus[80]. Sein Testament spricht dafür, daß er nicht viel an Werten hinterließ[81]. Außerdem hatte er für solche Dinge – von Ausnahmen abgesehen – offenbar keinen Sinn; sagt doch Walther von der Vogelweide: „Wäre er so mild [freigebig] als lang, er hätte viele Tugenden besessen."[82]

Erst Pfalzgraf Heinrich, sein Bruder, hatte die Mittel; er besaß ja selbst genug, beerbte seinen Bruder und erhielt für die Übergabe der Reichsinsignien 10 000 Mark, eine ungeheure Summe, von Friedrich II. Durch den frühen Tod seines einzigen Sohnes brauchte er zudem kein Geld zu horten

Mit dem Pfalzgrafen, dem man im Gegensatz zu Vater und Bruder einen Sinn für das Erreichbare zuschrieb[83], begann nachweislich die künstlerische und Bautätigkeit erneut. Er führte den Bau von St. Blasien weiter[84]. Im Jahre 1222 wurde der Altar vor dem Hochchor im Mittelschiff geweiht, womit erst die Möglichkeit gegeben war, den Chor auszumalen. Im Jahre 1226 soll dann – wie Gerhardt meint (S. 48) – die

---

78 Cordes: Rittertum S. 150ff. und Herderhorst, W.: Die Braunschweigische Reimchronik als ritterlich-höfische Geschichtsdichtung (Nds. Jb. 37), 1965, S. 1ff.

79 Holder-Egger, O.: Über die Chronica principum Brunsvicensium und die Chronica ducum de Brunsvick (Neues Archiv 17). 1892, S. 159ff.

80 Winkelmann, E.: Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig (Jahrbücher d. Dt. Gesch.) Bd. I u. Bd. II, Neudruck 1963, passim; II, 318 Anm. 1: „Die Dürftigkeit seiner Mittel war bekannt."

81 Die Angabe, er hätte bei seinem Tod viel Geld in Braunschweig gehabt (Winkelmann II, 463 Anm. 2), kann danach nicht stimmen.

82 Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, hrsg. von Lachmann, K. – Craus, C. v.. 8. Aufl., 1923, S. 33f., hier S. 34 Z. 35f.

83 Heinemann, L. v.: Heinrich von Braunschweig, Pfalzgraf bei Rhein. Ein Beitrag zur Geschichte des staufischen Zeitalters, 1882, S. 43.

84 Ich beziehe mich hier im wesentlichen auf den wohlfundierten Aufsatz von Gerhardt: Wandmalereien.

Gesamtweihe unter Aufnahme des neuen Hauptheiligen Thomas von Canterbury erfolgt sein. Tatsächlich weihte Bischof Konrad II. damals die Kirche auf den hl. Thomas von Canterbury[85]; die Weihe der Kirche (consecratio) – nach Fertigstellung der Bauarbeiten und der Ausmalung – setzte Bischof Konrad auf den 7. Juli 1247 fest[86]. Dieser Tag der Translatio des Thomas wurde eigentlich nur in England und Frankreich gefeiert[86a].

Auch das Grabmal von Heinrich dem Löwen und seiner Gemahlin Mathilde wird der Pfalzgraf gestiftet haben[87].

Unter dem Pfalzgrafen wäre also die Möglichkeit gegeben gewesen, eine Karte wie die Ebstorfer Weltkarte anfertigen zu lassen. Allerdings starb der Pfalzgraf schon 1227, unsere Karte gehört aber in eine etwas spätere Zeit. Immerhin ging die Ausmalung des Domes unter Otto d. Kd. weiter. – Nun ist uns die Möglichkeit gegeben, die Herzstücke der Ausmalung und der Karte zu vergleichen: Jerusalem; und nicht nur dieses[88]. Da gibt es denn erhebliche Unterschiede. Im Mittelpunkt der Dommalereien steht das Agnus Dei, bei der Karte der Auferstandene. Der Mauerkranz hier sieht ganz anders aus als der Mauerkranz dort. Der Unterschied bei den Ampeln fällt sofort auf. Die Schrift schließlich ist völlig verschieden.

Und dann gibt es noch Einwände. So hat z. B. der Pfalzgraf auf dem Kreuzzug von 1197 in Portugal gekämpft[89]; auf der Karte würde sich keine Erinnerung daran finden. Bemerkenswerter aber ist, daß die

---

85 Vgl. Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim, Bd. II, hrsg. von H. Hoogeweg, Nr. 206: „dedicatio". – Vielleicht geschah dies auf den Wunsch des Pfalzgrafen hin, der ja kurz darauf starb.

86 Ebd. Nr. 769.

86a Wie ich nachträglich ersehe, wurde der Tag seit 1238 in Braunschweig gefeiert; s. Kroos, R.: Beiträge zur niedersächsischen Buchmalerei des 13. Jahrhunderts (Die Diözese Jg. 40), 1972, S. 126.

87 Habicht: Kunstkreis S. 167 und Gerhardt: Wandmalereien S. 48 z. B. entscheiden sich für den Pfalzgrafen. Nur Appuhn: Meisterwerke S. 34 f. möchte die ziemlich allgemeine Datierung auf „um 1230" damit in Frage stellen, daß ja Otto IV., der einzige welfische Kaiser, dann kein Grabmal erhalten hätte. Nun, das Verhältnis von Otto und Heinrich war nicht allzu gut. Warum sollte Heinrich nicht statt seinem Bruder seinen Eltern ein Grabmal errichten lassen? Das ist ja eigentlich das Natürlichere. Die jüngste Arbeit von Steigerwald, Fr. N.: Das Grabmal Heinrichs des Löwen und Mathildes im Dom zu Braunschweig. Eine Studie zur figürlichen Kunst des frühen 13. Jhdts., insbes. der bildhauerischen, 1972, scheint daran nichts zu ändern, nur der Rezensent Kurmann (Nds.Jb. 46/47), 1975, S. 406 f. erwägt eine Errichtung durch Herzog Otto nach 1235.

88 Siehe Tafel II bei Gerhardt: Wandmalereien.

89 Heinemann: Heinrich S. 54.

Braunschweiger Reimchronik so wenig wie die Ergänzung der Sächsischen Weltchronik die Historia Welforum gekannt hat. Auch sie benutzte dieselbe, dem Annalista weitestgehend ähnliche Vorlage[90]. Schließlich beruft sich unsere Karte auf Isidors Etymologien, nicht den Lucidarius. Dieser wiederum ging im dritten Buch, das die theologischen Lehren bringt, nicht auf Hugo von St. Viktor oder etwa Honorius von Autun zurück wie unsere Karte[91]. – Im übrigen wissen wir nichts von einer bedeutenderen Schule in Braunschweig.

Nach allem dürfte auch Braunschweig als Entstehungsort nicht in Betracht kommen.

Es bleibt für unsere Überlegungen nun nur noch eine Stätte, die sich durch ihre wissenschaftliche und künstlerische Tradition, aber auch aus dem Kartenbild selbst als Entstehungsort anbietet: Hildesheim, worauf ich bislang als einziger hingewiesen habe[92].

Neben der Einzeichnung von Hildesheim als „Hildensim" und vor allem der Innerste als „Indistria", was schon vermerkt wurde, sei auch auf die Eigenheit mancher Großbuchstaben verwiesen, die Schäfte dann und wann mit knotenähnlichen Verdickungen zu versehen. Dergleichen taucht zuerst in den Rundungen von Unzialbuchstaben sizilianischer Urkunden auf, wird seit etwa Innocenz III. (1198–1216) von der päpstlichen Kanzlei für die „litterae de gratia", anscheinend mit Vorliebe unter Honorius III. (1216–1227), übernommen und findet sich auch in Urkunden Friedrichs II.[93]. Diese Punktverzierung kommt auch gelegentlich in deutschen Schriften vor. In niedersächsischen fand ich sie nicht, außer in Hildesheim. Hier haben wir bei einigen Stücken diese gelegentlichen Knoten sowohl in der Rundung wie im Schaft; z. B. in der Hannoverschen Handschrift der Vita Bernwardi aus dem Ende des 12. Jhdts.[94], bei der Inschrift „SCA MARIA" auf dem Taufkessel[95]

---

90 Herderhorst, Reimchronik S. 12.

91 Siehe Vogt, Fr.: Mittelhochdeutsche Literatur (Grundriß der germ. Philologie), hrsg. von H. Paul, II: Literaturgeschichte, 2. Aufl., 1909, S. 283 f.

92 Drögereit: Entstehung S. 21 ff.

93 Erben, W.: Die Kaiser- und Königsurkunden des Mittelalters in Deutschland, Frankreich und Italien (Below–Meineckes Handbuch der mittelalterlichen u. neueren Geschichte), 1907, S. 192 u. 208. – Der Neudruck des Buches ist unverändert. – Für die Papsturkunden habe ich es an den Abbildungen überprüft.

94 Vgl. etwa Algermissen, K.: Bernward und Godehard von Hildesheim. Ihr Leben und Wirken, 1960, Abb. bei S. 16 bei Bernwardus. Ich selbst besitze Abbildungen, die die Entwicklung zur Ebstorfkarte hin noch besser zeigen.

95 S. Appuhn: Meisterwerke Abb. S. 87.

und beim Kalenderbild zu Januar (?) des Psalteriums J 26 in Hildesheim, das R. Kroos auf die Jahrhundertmitte datiert[96].

Weiter fiel uns die gleichmäßige Berücksichtigung des welfischen und staufischen Bereichs auf. Diese ausgewogene Atmosphäre paßt kaum in die Zeit Ottos IV. und Bischof Hartberts, aber zu Bischof Konrad II., der 1221 das „welfische" Bistum Hildesheim übernahm. Der Kaplan und Poenitentiar Papst Honorius III., der ihn zu wichtigen Aufgaben herangezogen hatte[97], stand auch Friedrich II. nahe, den er 1215 in Aachen mit dem Kreuz gezeichnet hatte[98], für den er Aufträge durchführte. An der von Friedrich II. begünstigten Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth war er – wie schon erwähnt – hervorragend beteiligt, und schließlich gab er sein Amt auf, als der Bruch zwischen Papst und Kaiser unheilbar geworden war.

Bischof Konrad studierte in Paris, war Magister geworden und hat dort Theologie gelehrt[99]. In Mainz hatte er das Amt des Scholasticus verwaltet. Er war also wohlgebildet. Dafür zeugt auch, daß er nicht nur die ob ihrer wissenschaftlichen Studien bekannten Dominikaner nach Hildesheim holte, sondern daß auch der „doctor universalis", daß Albertus Magnus sich bei seinen Ordensbrüdern in Hildesheim eine Zeitlang aufhielt[100]. Allein, Bischof Konrad schuf damit nichts Neues; er setzte nur eine alte Tradition fort.

Erstmals wird eine Domschule für die Zeit Bischof Altfrids (851–874) erwähnt[101]. Auch wenn die Quelle nicht sehr zuverlässig ist[102], so wird eine solche damals vorhanden gewesen sein; denn Ebo und Altfrid gehörten zu den geistig Führenden ihrer Zeit. Außerdem entsprach das ja nur den Vorschriften Karls. Damit war natürlich eine Bibliothek und eine Schreibstube verbunden[103].

Ein erster Höhepunkt von Schule und Bibliothek wurde mit Bischof Othwin (954–984) und seinem Scholast Thangmar erreicht. Zu dessen Schülern gehörten etwa Bernward, Meinwerk, der Bischof von Pader-

---

96 Kroos: Beiträge Abb. 6c: Peitrus. – Es handelt sich nicht um die Hand, die offenbar sonst die Schriftbänder ausfüllte.

97 Lüntzel–Roemer: Geschichte I, 523.

98 Annales Marbacenses qui dicuntur, recogn. H. Bloch (SS.rer.Germ.) 1907, S. 84.

99 Lüntzel–Roemer: Geschichte I, 523 u. Bertram: Geschichte I, 226.

100 Seeland, H.: Kurzer Abriß der Geschichte des Bistums Hildesheim, 1948, S. 22.

101 Bertram: Geschichte I, 45.

102 Zur Fundatio ecclesie Hildensemensis s. ebd. S. 24f.

103 Siehe die knappe Zusammenfassung bei Seeland, H.: Von alten Klosterbibliotheken in der Stadt Hildesheim, 1952. Für den Dom reicht Seelands Darstellung allerdings nur bis Bernward.

born wurde, und der spätere Kaiser Heinrich II.[104]. – Othwin wie auch seine Nachfolger Bernward und Godehard sorgten durch Schenkung und Erstellung von Büchern für die Ausstattung der zur Domschule gehörenden Bibliothek[105], die freilich mehrmals wieder zugrundeging. – Neben der Dombibliothek bestand eine solche auch sicherlich in St. Michael.

Wir können dann vermerken, daß Bischof Hezilo, selbst durch wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet, dem 1046 abgebrannten Dom einen Schatz wertvoller Bücher schenkte. Wichtiger ist indessen das Legat Bischof Brunos (1153/61) von sechzig Büchern theologischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen, medizinischen, aber auch historischen Inhalts[106]. Unter diesen Handschriften befanden sich zwei mit Werken des Hugo von St. Viktor; ein drittes Werk, das für unsere Karte entscheidend in Betracht kommt, nämlich Hugos „De arca morali“[107], dürfte sich hinter dem Buch über die Arche Noe verbergen[108].

Ein weiteres Buch des Hugo, seine Chronik, war mit einer älteren Hildesheimer Formelsammlung zusammengebunden[109], die – wie schon vermerkt sei – vierzig Briefe enthielt, die nach Frankreich weisen[110]. Wir können also davon ausgehen, daß man in Hildesheim die mystische Theologie des 12. Jhdts. kannte. Ja, man kann sogar vermuten, daß Bruno, der ganz offenbar in Paris studierte, seinen Landsmann Hugo von St. Viktor, einen Grafen von Blankenburg[111], noch persönlich kennenlernte.

Daß Hildesheims Dombibliothek als gut ausgestattet galt, darf man auch daraus entnehmen, daß der bekannte Abt Wibald von Stablo im Jahre 1150 den berühmten Dompropst Rainald bat, ihm Ciceros Werke aus der Dombibliothek auszuleihen[112].

---

104 Wenn Seeland auch noch den späteren Bischof Benno von Meißen vermerkt, so trifft das nicht zu. Bennos Vita ist eine Fälschung.

105 Im allgemeinen ist hier zu vergleichen Lüntzel–Roemer (I, 208, 250, 384f., 389) und Bertram (I, 55, 112). Weitere Einzelheiten werden vermerkt.

106 S. Lüntzel–Roemer: Geschichte II, 53; Bertram: Geschichte I, 170; Hildesia Sacra (Ausstellungskatalog), 1952, S. 64.

107 Wolf: Weltkarte S. 213 Anm. 55; zum Zitat o. S. 11.

108 Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim, Bd. 1, hrsg. von K. Janicke, 1896 Nr. 324.

109 Heinemann, O. v.: Hildesheimer Briefformeln des 12. Jhdts. (ZHVN), 1896, S. 80.

110 Scheper, B.: Beiträge zum Quellenwert der Hildesheimer Formelsammlung (Nds.Jb. 33), 1961, S. 225.

111 S. Wattenbach, W. – Holtzmann, R.: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Deutsche Kaiserzeit I, 1939, S. 368.

112 Lüntzel–Roemer: Geschichte II, 36.

Abb. 1
„Angelsächsische Weltkarte", wohl 3. Viertel des 10. Jahrhunderts
(London: Brit. Museum)

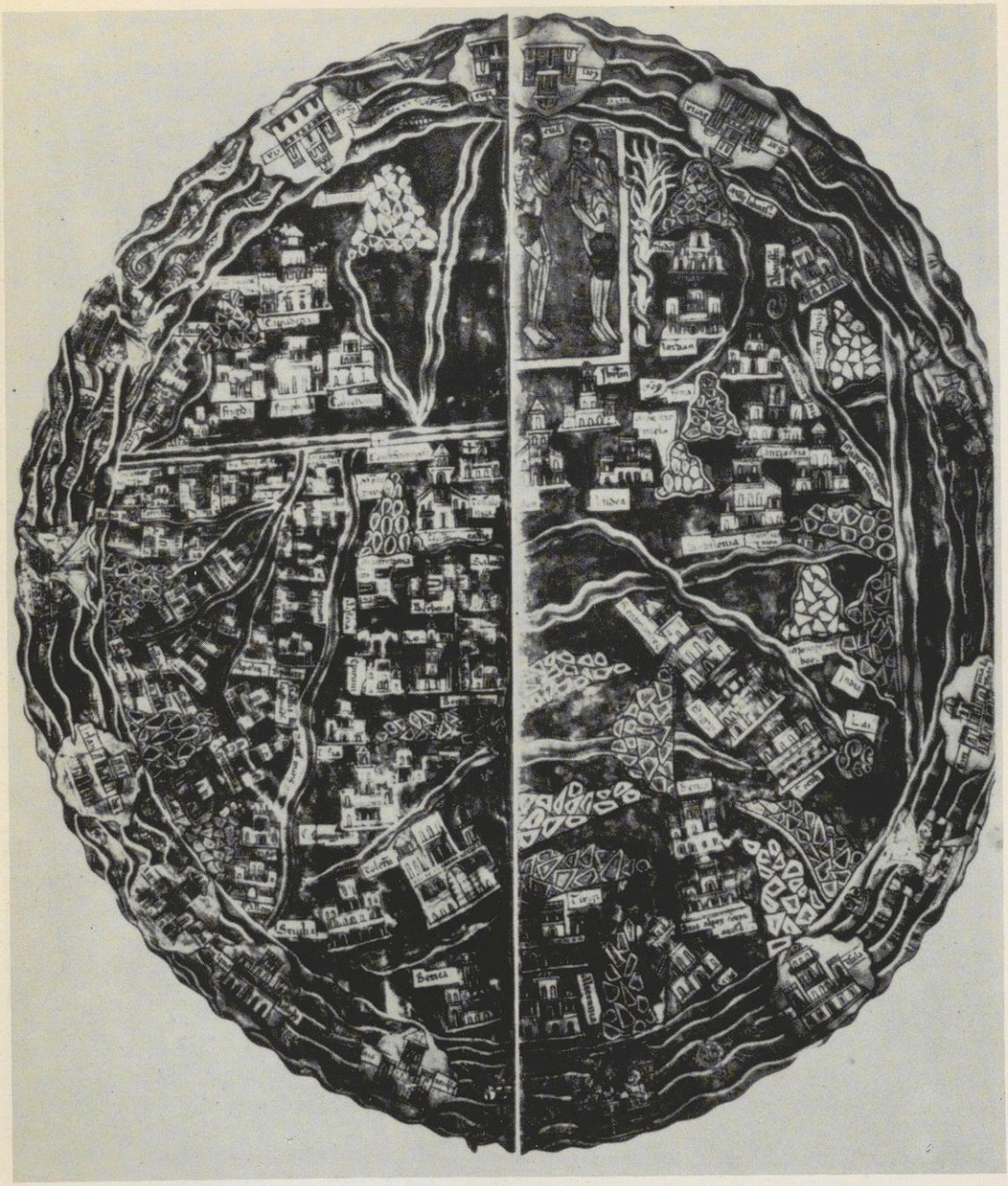


Abb. 2
„Altamira"-Kopie der Beatus-Karte, Ende des 12. Jahrhunderts

Abb. 3
„Londoner Psalterkarte", vor 1200
(London: Brit. Museum)

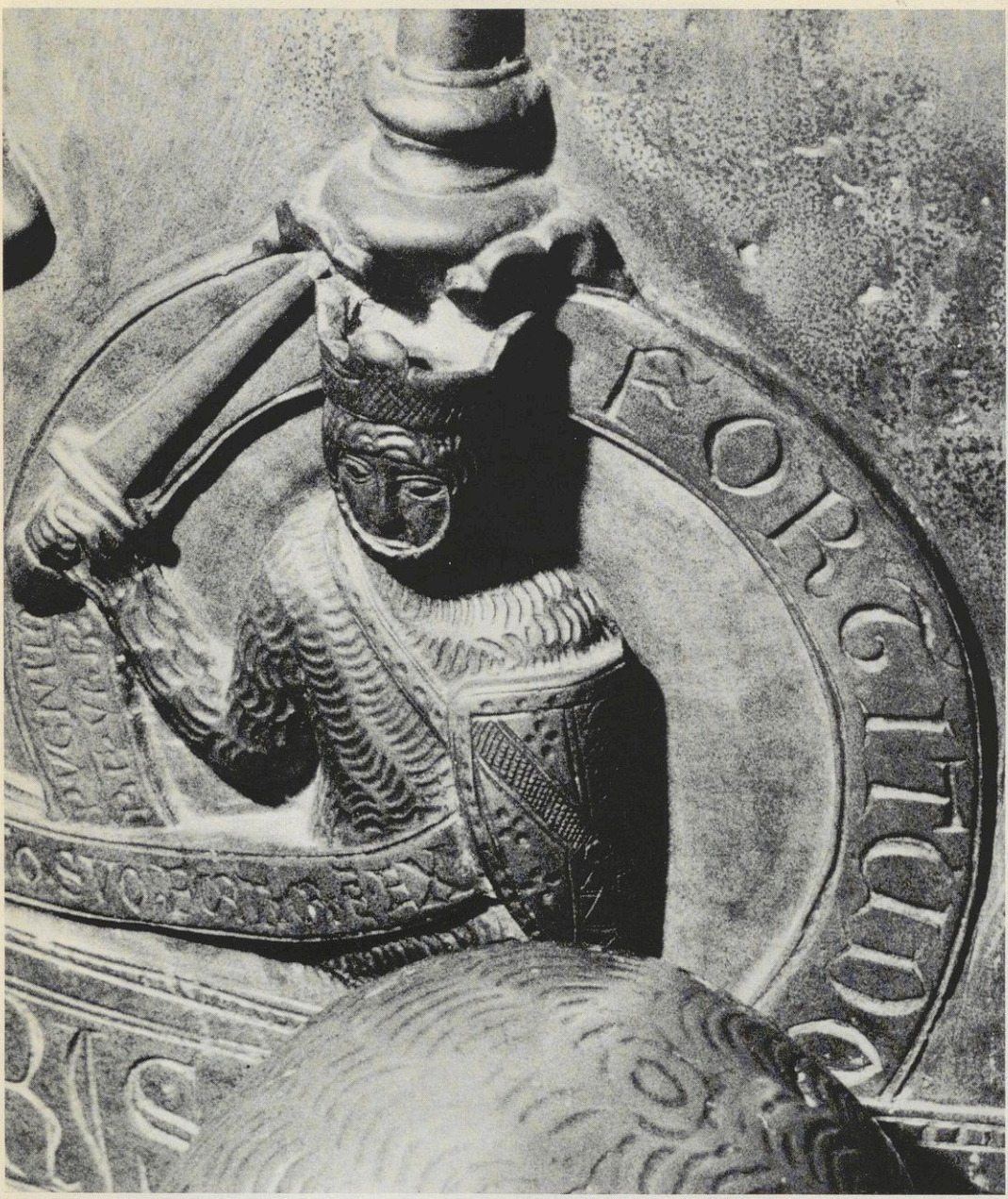


Abb. 5
Fortitudo mit abgeflachtem Normannenschild auf dem Hildesheimer Taufbecken

Abb. 4
Die Ebstorfer Weltkarte
(nach der Gesamtdarstellung bei Sommerbrodt)

Außer Rainald gab es noch eine Reihe bedeutender Dompröpste und Domscholaster in Hildesheim, die nur genannt seien: Benno, der spätere Bischof von Osnabrück, Bernhard, Heinrich, der spätere Bischof von Lübeck, der den gelehrten Disput mit griechischen Theologen auf Herzog Heinrichs Pilgerfahrt hatte[113], Berno, Hartbert, Wilbrand, der Stifter des Taufbeckens, woran ich festhalte, und Johannes Marcus[114]. – Ebenso begegnen wir einer Reihe bekannter Persönlichkeiten, die in Hildesheim zur Schule gingen[115]. Außer den schon Genannten seien noch erwähnt Heinrich, der spätere Kanzler Heinrichs V. und Erzbischof von Mainz[116]. Ferner müssen noch angeführt werden Gerhoch, später Propst von Reichersberg, der aus Polling in Österreich für drei Jahre nach Hildesheim kam. Anschließend dürfte er wie sein Bruder in Frankreich studiert haben. Seine Schriften über die Beziehungen von Staat und Kirche besitzen großen Wert[117]. Weiter wäre zu nennen Rainald von Dassel und der spätere Bischof Konrad I., der von Domscholaster Hartbert ausgebildet wurde, darauf in Paris zusammen mit Lothar von Segni, dem späteren Innocenz III., studierte. Von ihm liegt ein Reisebericht über seine Fahrt nach Sizilien im Auftrage und als Legat Heinrichs VI. vor, den er seinem Lehrer Hartbert sandte. Er erklärt, was er in der Schule Wunderbares vernommen, habe er nun mit eigenen Augen gesehen. Und dann schildert er in einem seltsamen Gemisch von klassischer Bildung und Sagengläubigkeit seinen Weg. Von Sizilien schildert er alles, was wir in unserer Karte auch finden, u. a. den Alpheusfluß, der beim Arethusabrunnen vorbeifließt, nachdem er durch das Meer aus Arabien kam. Angetan hat es ihm vor allem der Zauberer Virgil, der die Stadt Neapel erbaute[118]. Auf diese Virgil-Erzählungen spielt nun unsere Karte ebenfalls an, wobei freilich auch Gervasius die unmittelbare Vorlage gewesen sein könnte[119].

Gedenken wir gleich noch eines Reiseberichtes an die Hildesheimer Domherrn. Im Auftrage Ottos IV. übernahm der Hildesheimer Domherr Wilbrand – wir lernten ihn schon als Dompropst kennen – zusammen mit Hermann von Salza und dem Babenberger Leopold VI. –

---

[113] Herbst: Leben S. 136 f.

[114] Lüntzel-Roemer: I, 242, 476, II, 40 u. 50; Bertram: Geschichte I, 106, 136, 203 u. 209.

[115] Allerdings zähle ich keineswegs alle dazu, die in der bekannten Liste „Nomina fratrum" aufgeführt werden. Das ist eine Gebetsbrüderschaftsliste.

[116] Bertram: Geschichte I, 251.

[117] Ebd.; Chronicon magni presbiteri (MG SS XVII, 490); Wattenbach-Holtzmann: Geschichtsquellen I, 368; Hampe, K.-Baethgen, F.: Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer, S. 112.

[118] Lüntzel-Roemer: Geschichte I, 483 ff. bringt eine gekürzte Wiedergabe dieses Briefes, den Arnold von Lübeck in seiner Chronica Slavorum V, 19 überlieferte.

[119] Uhden: Gervasius S. 188 Anm. 16.

1211/12 eine Erkundungsreise nach Palästina, Kleinasien und Armenien. Hierin bietet er ein eindrucksvolles Zeugnis von Wissen und Gelehrsamkeit, die natürlich bei den Empfängern auch vorausgesetzt werden müssen[120].

Was im Vorhergehenden schon öfter angeklungen ist, das Studium in Paris, läßt sich nicht nur etwa bei den schon Genannten nachweisen; wir haben auch noch Zeugnisse dafür, daß man nach Paris ging, um sich zu vervollkommnen, in der Hildesheimer Briefsammlung und in verschiedenen Urkunden[121]. Hildesheim war also eine der besseren Schulen, wo man eine solche sprachliche Ausbildung und sicherlich einiges mehr erreichte, daß man mühelos studieren konnte[122].

Dieser wissenschaftlichen Tradition entsprach völlig die künstlerische Tradition seit Bernward. Es sind nicht nur noch Werke aus Erz und Stein vorhanden, die so bekannt sind, daß ich sie hier nicht eigens aufzählen will. Auch Handschriften seit der Zeit Bernwards sind noch erhalten. Wir wollen uns hier nur mit der Zeit beschäftigen, die kurz vor der Entstehung unserer Weltkarte einsetzt. Als erstes Stück wäre das Oswaldreliquiar zu nennen[123].

Während man den achteckigen Grundteil mit den acht Heiligenbildern früher dem 13. Jhdt. und Hildesheim zuschrieb[123], hält man dieses Oktogon heute für älter und datiert: Heinrich d. L. bzw. 1170/80, verbindet es also mit dem Welfen und denkt an Braunschweig oder England als Entstehungsort[124]. – Beides scheint mir in Anbetracht der Schrift und der historischen Umstände nicht durchschlagend. – Manche Buchstaben der Inschriften der Bildtafeln und auf dem Fries in der typischen Mischschrift von Kapital- und Unzialbuchstaben würde man doch lieber um 1200 einordnen. Die Buchstabenverbindung von A und unzialem E weisen auf angelsächsisches Vorbild; sie war allerdings in Hildesheim seit langem bekannt[125]. Aus dem Üblichen fällt die A-R-Ligatur[126].

---

[120] Hinweis bei Lüntzel–Roemer: Geschichte II, 48 auf einen älteren Druck dieser „Legatio in Armeniam et iter in terram sanctam". Siehe weiter: Alten, v.: Zur Chronologie der Hildesheimischen Bischöfe Siegfried I. und Conrad II. und der zu ihrer Zeit erscheinenden Hildesheimer Dompröpste (ZHVN), 1869, S. 8ff.; Dolfen, A.: Das Taufbecken des Domes zu Osnabrück (Osnabr. Mitt. 72), 1964, S. 20ff.

[121] Heinemann: Briefformeln S. 94; UB Hochstift Hildesheim I, Nr. 684 u., in die Zeit gehörig, II Nachr. Nr. 29 sowie II, Nr. 141.

[122] UB Hochstift Hildesh. II, Nr. 314 o. D. (wohl um 1230/40): „... ut possit in melioribus scolis ad aliquem litteraturae apicem promoveri."

[123] Bertram: Geschichte I, 263; Habicht: Kunstkreis S. 366f. (ca. 1230).

[124] Appuhn: Meisterwerke S. 27; Hildesia Sacra S. 24f.; Elbern, V.–Reuther, H.: Der Hildesheimer Domschatz mit histor. Einleitung von H. Engfer, 1969, S. 35f.

[125] Drögereit: Sachsen und Angelsachsen (Nds.Jb. 21), 1949, S. 49 Anm. 175.

[126] Es ist natürlich mißlich, Buchschriften mit Metallinschriften zu vergleichen;

Die Heiligen sind keineswegs alles englische Könige. Neben fünf angelsächsischen Königen werden dargestellt: 1. Knut der Heilige, König der Dänen, ermordet am 10. Juli 1086, heiliggesprochen im Jahre 1100[127]. 2. Sigismund, König der Burgunder, der das Kloster Acaunum, St. Maurice, gründete[128]. Von ihm besaß nun St. Blasien ein Armreliquiar, das Appuhn allerdings schon zu 1100 einordnet[129]; doch gingen Oswald und Sigismund auch so in Kult und Kunst gern zusammen[130], so daß hierdurch keine unbedingte Verbindung mit Braunschweig gegeben ist. Sigismunds Kult war offenbar lokal sehr begrenzt; in Niedersachsen kommt er nur in Daverden vor. – Gervasius dürfte ihn gekannt haben. 3. Der dritte Heilige war kein König, sondern Aethelwold, der Reformbischof von Winchester.

Mit den angelsächsischen Königen und Aethelwold ist uns ein weiterer Hinweis auf England gegeben. Da nun aber die Heiligenzusammenstellung und die Namensformen gegen anglo-normannischen Ursprung sprechen, muß der Anstoß zu dem Werk tatsächlich erst einmal über Heinrich d. L. oder über dessen Familie gesucht werden. – An die Heirat Heinrichs mit Mathilde im Jahre 1168 wird man da weniger denken, sondern an seine Verbannung. In Winchester wurde 1184 Heinrichs d. L. jüngster Sohn Wilhelm, der Stammvater der späteren Welfen geboren[131]. Das scheint mir der früheste Zeitpunkt für den Gedanken an ein solches angelsächsisch bestimmtes Reliquiar zu sein. Vergessen wir nicht, daß eine Handschrift der älteren Winchester-Malschule, der sog. Eadwi-Basan-Kodex, aus Heinrichs Besitz ein weiteres Anzeichen für den Winchester Anstoß ist[132]. Die Zeitumstände, die Angaben der Stederburger Chronik[133] und die bekannten Kunstwerke aus Heinrichs d. L.

---

aber manches ist vergleichbar, z. B. Sonderformen und solche Ligaturen. Eine derartige A-R-Ligatur sah ich zufällig auf der Abbildung des Brandenburger Evangelistars, einer Arbeit, die Boeckler, A.: Deutsche Buchmalerei vorgotischer Zeit (Blaue Bücher), 1952, kennzeichnet als: niedersächsisch, Anfang 13. Jhdt.

127 Vgl. Art. Knut im LThK Bd. VI, 2. Aufl. 1934.

128 Es sei – nebenher – vermerkt, daß Mauritius der Schutzheilige von Ebstorf war, daß sein Kloster auf der Weltkarte auch hervorgehoben wird. Eine Verbindung von Karte und Reliquiar ist damit natürlich nicht gegeben.

129 Appuhn: Meisterwerke S. 26.

130 Schreiber, G.: Iroschottische und angelsächsische Wanderkulte in Westfalen (Westfalia Sacra II), 1948, S. 82.

131 Drögereit: Niedersachsen und England bis zur Hansezeit (Nds.Jb. 18), 1938, S. 65 ff.

132 Siehe Katalog zur Sonderausstellung im Kestnermuseum: Welfenschatz, Schatz der Goldenen Tafel, Lüneburger Ratssilber, Hildesheimer Silberfund, 1956, S. 28 f. Nr. 70.

133 Bertram: Geschichte I, 204. – Eine Schenkung Heinrichs oder Mathildens dürfte, da man deren Schenkungen an Hildesheim kennt, auch nicht vorliegen; s. ebd. S. 184.

Kreis sprechen aber dagegen, daß nach Heinrichs endgültiger Rückkehr im Oktober 1190 das Werk in Braunschweig geschaffen worden ist, auch wenn 1192 der Dänenkönig Knut auf die welfische Seite trat und damit vielleicht die Erinnerung an seinen hl. Vorgänger bei den Welfen weckte. Am naheliegendsten ist die Vermutung, daß das Reliquiar dort geschaffen wurde, wo es auch überliefert wurde, in Hildesheim, wo sich seit dem 13. Jhdt. die Oswaldverehrung nachweisen läßt.

Wenn man also nur mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß das Oswald-Reliquiar vermutlich um 1200 in Hildesheim erstellt wurde, so steht doch fest, daß eines der „Meisterwerke niedersächsischen Erzgusses", das „hervorragendste Beispiel aller erhaltenen Taufbecken des romanischen Mittelalters" zur Zeit Bischof Konrads um [richtiger wohl vor] 1225 in Hildesheim gefertigt wurde: das bronzene Dom-Taufbecken[134]. Seinen Stifter, der sich auf der Taufe darstellen ließ, kennen wir zudem sehr gut, da er nicht nur hier, sondern noch an einem zweiten von ihm gestifteten, künstlerisch freilich weit weniger bemerkenswerten Taufbecken, dem Osnabrücker[135], eine Widmungsinschrift anbringen ließ. Es ist der Hildesheimer Dompropst (1216–1225) Wilbrand, Graf von Oldenburg-Wildeshausen, der im Oktober 1225 auf den Bischofssitz von Paderborn berufen und 1226 kurzfristig auch Verweser von Osnabrück wurde[136]. Er hatte natürlich die Mittel für eine solche Gabe; wie ja auch seine Familie sehr stiftungsfreudig war (Dolfen S. 32f.). – Seinen Anweisungen kann man den „tiefen theologischen Sinn des Taufbeckens" und das „lehrhafte Moment, das in den zahlreichen Aufschriften und Schriftbändern zum Ausdruck

---

134 Zu den Zitaten s. Bertram: Geschichte I, 264 und V. H. Elbern in V. H. Elbern–H. Engfer–H. Reuther: Der Hildesheimer Dom. Architektur, Ausstattung, Patrozinien (Die Diözese Jg. 41/42) 1973/74, S. 69. Habicht: Kunstkreis S. 166 datiert die Taufe auf um 1210, da er einen Goslarer Stiftsherrn Wilbern als mit dem Stifter identisch annahm. Appuhn: Meisterwerke S. 55 setzte das Taufbecken zu „um 1240", obwohl er das Schrifttum über Wilbern und Wilbrand (s. folgende Anm.) anscheinend aus zweiter Hand kannte.

135 Zum Osnabrücker Taufbecken vgl. den wichtigen, soweit ich es übersehe, in dem hier angezogenen Schrifttum über die Hildesheimer Arbeiten übersehenen Aufsatz von Chr. Dolfen: Das Taufbecken des Domes zu Osnabrück (Osnabr. Mitt. 72), 1964, S. 25–37.

136 Zu ihm in diesem Zusammenhang vgl. Dolfen, Chr.: im Jahresbericht 1924/25 des Diözesanmuseums Osnabrück, vor allem aber Dolfens Aufsatz über das Taufbecken; dazu Steinberg, S. H.: Der Stifter des Hildesheimer Taufbeckens (Alt-Hildesheim H. 12), 1933, S. 36ff. Vgl. auch: Hamann, R.–MacLean: Zur Zeitstellung und Herkunft des Cappenberger Kruzifixus („Westfalen" 33), 1955, S. 121ff.: Das Hildesheimer Taufbecken wurde unmittelbar vor dem ziemlich genau um 1226 von einem Gerhard, einem Schüler des unbekannten Hildesheimer Meisters, gefertigten Osnabrücker Taufbecken, geschaffen.

kommt"[137] – übrigens wie auf der Weltkarte – zuschreiben. Ebenfalls spiegelt sich wie dort in seinem Lebensweg der staufisch-welfische Ausgleich wider, den wir für Hildesheim schon erkannten. Er diente Otto IV., als er den schon erwähnten Bericht schrieb, er wirkte – auf Veranlassung Bischof Konrads II. – später für Friedrich II.[138].

Auf die Besprechung oder auch nur Aufzählung weiterer Arbeiten in Metall, Stein oder Stuck, die in dem hier erfaßten Zeitraum zu Ende des 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jhdts. in Hildesheim entstanden oder seinen Werkstätten zugeschrieben werden, können wir verzichten. Es soll hier ja nur der Umfang des künstlerischen und literarischen Schaffens in Hildesheim angedeutet werden. So wollen wir nun die Malerei in unsere Betrachtungen einbeziehen.

Habicht hat auf Übereinstimmungen zwischen den Trägerfiguren des Taufkessels und den Personifikationen der Paradiesströme auf der Monumentalmalerei der Decke in St. Michael hingewiesen[139]. Wieweit das heute nach Restaurierung der mehrfach übermalten und in manchem dadurch gegenüber dem ihm bekannten Bild veränderten Decke[140] noch zutrifft, bleibt für unser Vorhaben belanglos. Wichtig ist allein, daß man sich in Hildesheim, wo die Decke ja wohl gemalt werden mußte, auch auf Großmalerei verstand; und zwar zu der Zeit, als auch unsere Karte entstand[141]. Außerdem können wir wohl davon ausgehen, daß die beiden Maler, die die ursprüngliche Decke fertigstellten[142], einer Malstube St. Michael angehörten, womit ein zweites Werkzentrum gegeben ist. Verbindungen zur Weltkarte sind nicht zu erkennen, doch steht die Deckenmalerei auch sonst „isoliert" da[143]. Solche Beziehungen

---

[137] So Elbern in „Der Hildesheimer Dom" S. 75 u. 76. – Vgl. auch Algermissen, K.: Das romanische Taufbecken des Hildesheimer Domes (Unsere Diözese 26), 1957.

[138] Neben Dolfen: Taufbecken S. 29 vgl. auch Lübbing, H.: Oldenburgische Landesgeschichte, 1953, S. 70 ff.

[139] Habicht: Kunstkreis S. 166.

[140] Siehe die Darlegungen von Bohland, J. sen.: Die Bergung und Wiederherstellung der romanischen Deckenmalerei von St. Michael zu Hildesheim (Nieders. Denkmalpflege 5 in Nds.Jb. 37), 1965, S. 44 ff. insbes. S. 49, 51 u. 54. – Ich möchte auch annehmen, daß das Paradiesbild auf der Wiedergabe bei Appuhn vom Original wohl einiges entfernt ist.

[141] Die Ansichten über die Entstehungszeit der Decke gehen erheblich auseinander. Appuhn: Meisterwerke S. 54 setzt sie um 1200 an, ebenso Sommer, J.: Das Deckenbild der Michaeliskirche zu Hildesheim, 1966, [welches Buch ich nicht einsehen konnte]. Habicht: Kunstkreis S. 248 datiert frühestens um 1220, während Kroos: Beiträge S. 126 nach 1225 meint. Andere entscheiden sich für die Zeit zwischen 1230 und 1250; siehe Haussherr, R.: Besprechung von Sommer in Nds.Jb. 38, 1966, S. 257–261.

[142] Bohland: Bergung S. 52.

[143] So Kroos nach Haussherr S. 259.

wären auch wohl eher zu der Buchmalerei gegeben, die sich ja des gleichen Stoffes, Pergament, bediente.

Wieder hat Habicht darauf hingewiesen, daß es Beziehungen zwischen Bildern auf dem Taufkessel und Miniaturen der Gruppe I der „thüringisch-sächsischen Malerschule" Haseloffs gibt, wovon einiges schon Haseloff selbst erkannt hatte[144]. So bezeichnete er diese Gruppe, zu der der Psalter des Landgrafen Hermann und der der hl. Elisabeth, auch Gebetbuch genannt, gehören, und deren Herkunft man offen ließ, als hildesheimische Handschriften. Renate Kroos, die „das Wichtigste, was seit Haseloff überhaupt über die niedersächsische Malerei der Epoche geschrieben wurde" (Hausherr) veröffentlichte, hat mit aller Vorsicht dieselbe Möglichkeit angedeutet[145]. Vielleicht kann diese Annahme noch gestützt werden.

Habicht stellte nämlich weiterhin noch eine Handschrift zu dieser ersten Gruppe: den Godehardi-Psalter im Britischen Museum[146]. Hier begegnen wir ab und an bei der Hand, die die Schriftbänder ausfüllte – es ist eine andere als die Hand des Kalendariums – auch den Punktverdickungen[147]. Nun hat Habicht noch einen Magdeburger Psalter hier einbezogen[148]. Auch in ihm gebraucht die dritte Hand[149], die das Schriftband füllte, solche punktierten Buchstaben. Von dieser Handschrift gibt es offenbar Verbindungen zu dem Psalterium Oxford Bodleiana Ms. lat. liturg. e 1 bei den Kalendertafeln und der Initiale B[150]. Diese Handschrift setzt Kroos nun zwischen die Gruppen Haseloff I und II und kennzeichnet sie mit Vorsicht als ein Werk des St.-Michael-Scriptoriums[151]. Auch dieser Codex wurde anscheinend von mehreren Händen

---

144 Habicht: Kunstkreis S. 165. Dort die Angaben zu Haseloff, A.: Eine thüringisch-sächsische Malerschule des 13. Jahrhunderts, 1897 .

145 Leider konnte ich die Arbeit von R. Kroos: Drei niedersächsische Bildhandschriften des 13. Jahrhunderts in Wien (Abh. Göttingen phil.-hist. 3. F. Nr. 56), 1956, ebenfalls nicht einsehen; ich muß mich daher auf die Besprechung von Haussherr (s. Anm. 141) beziehen.

146 Habicht: Kunstkreis S. 165. Dazu die Abbildungen in Habicht, C. V.: Niedersächsische Kunst in England, 1930, S. 15 f. Abb. 15–18.

147 Abb. 16 u. 17. Leider standen mir nur die hier genannten Werke zur Verfügung. Sie boten aber nur sehr wenig Text, so daß eingehende Schriftuntersuchungen vorläufig unterbleiben mußten. Infolge des gesetzten Termins blieb keine Zeit, andere Bücher auszuleihen. Allerdings ist auch kaum zu erwarten, daß sie viel mehr Schrift geboten hätten, denn es ist immer noch nicht so weit, daß die Miniaturen und die Schrift gemeinsam untersucht werden.

148 Habicht: England S. 17 u. Abb. 19 u. 20.

149 Soweit das wenige an Text erkennen läßt, schrieb ein anderer das Kalendarium und wieder ein anderer den Text.

150 Kroos: Beiträge Tafeln 1–6.

151 Ebd. S. 125 f.

geschrieben; eine von ihnen, offenbar eine Ersatzhand, hat sehr ungeschickt die Punkte beim R-Bogen oben und unten zugefügt[152]. Die Gruppe Haseloff II gehört aber einwandfrei nach Hildesheim[153], die Gruppe I also mit ziemlicher Sicherheit ebenfalls. Wir sehen also einmal, daß hier in zumindest zwei Skriptorien mehrere Schreiber nebeneinander tätig waren. Zum anderen wären damit der Psalter für den Landgrafen, von dem mir keine Abbildung zur Verfügung stand, und der für seine Schwiegertochter, für die Landgräfin Elisabeth[154], – alles Psalterien! – in Hildesheim gearbeitet. Ihr Sitz, die Wartburg, wurde nun als „Hermennesburg", also nach dem Landgrafen gekennzeichnet, auf die Weltkarte eingetragen. Freilich spielte die Hermennesburg auch in der höfischen Dichtung eine erhebliche Rolle, weshalb sie dadurch ebenfalls auf die Karte geraten sein könnte. Doch, auch da noch gäbe es eine Verbindung zu Hildesheim. Diese Bischofsstadt zeichnete sich wohl kaum in der höfischen Kultur, d. h. Dichtung, aus, aber im Geistesleben nahm sie, wie wir schon hörten, eine bedeutende Stellung ein.

Die Hildesheimer Schule war schon früh bekannt. An ihr wirkten bedeutende Scholaster, aus ihr gingen gebildete Männer hervor, die in ihrer Zeit bekannt waren, worauf auch schon hingewiesen wurde. Aus Hildesheim stammen eine ganze Reihe historischer Werke: die bekannte Denkschrift im Streit mit Mainz um Gandersheim[155], die „Hildesheimer Jahrbücher" aus dem Domstift[156], die Viten Godehards, das sehr gute „Chronicon der Hildesheimer Bischöfe"[157], die „Gründung der Hildesheimer Kirche" und die wertvollen Nekrologien. Es ist so schon richtig, daß man von einer „Hildesheimer Geschichtsschreibung des 11. und 12. Jhdts." spricht[158].

---

[152] Ebd. Abb. 6c: PEITRUS [!].

[153] Haussherr Besprechung S. 261.

[154] Die Schrift im Psalter der hl. Elisabeth gleicht gegenüber denen der anderen Handschriften eher einer Gebrauchsschrift, soweit die Abb. 127 bei Habicht: Kunstkreis erkennen läßt.

[155] Drögereit: Die Vita Bernwardi und Thangmar (Unsere Diözese 28), 1959, S. 2–46; Ders.: Bischof Bernward von Hildesheim (JbGes.nds.KG Bd. 58), 1960, S. 1 f.

[156] Dobbertin, H.: Bennopolis. Rätsel um die Hildesheimer Domstadt (Die Diözese Jg. 43), 1975, S. 42 f., bestreitet mit gutem Grund die alte Annahme von verlorenen „Größeren Hildesheimer Jahrbüchern" und erhaltenen „Hildesheimer Jahrbüchern aus St. Michael", da die Urschrift in Paris liegt. Eine letzte Entscheidung scheint mir noch auszustehen.

[157] Es gibt daneben noch die sehr späten „Chronica episcoporum Hildensheimensium necnon abbatum monasterii sancti Michaelis", vor denen schon Lüntzel: Geschichte I, 402 warnte. Man wundert sich, mit welcher Unbekümmertheit sie gelegentlich noch benutzt werden.

[158] So Goetting, H.: Das Überlieferungsschicksal von Hrotsvits Primordia (Heimpel-Festschrift) III, 1972, S. 99 Anm. 151.

Aber man betätigte sich auch in anderer Weise. So wissen wir z. B., daß der schon erwähnte Domscholaster Bernhard, vielleicht ein Schüler des vielgerühmten Domscholasters Meinhard von Bamberg, mit zwei Streitschriften in den Investiturstreit eingriff. Er legte darüber hinaus die bekannte Hildesheimer Briefsammlung an, die aus Eingängen und Ausgängen des Domstifts, aber auch aus bemerkenswertem Fremdgut bestand. In der Sammlung fallen Briefe auf, die schon damals nach französischen Schulen (etwa Tours und Reims) führen[159].

Eine ähnliche Briefsammlung wurde in Hildesheim zu Ende des 12. Jhdts. abermals zusammengetragen, wie schon vermerkt wurde[160]. Zwei Schreiber zeichneten den Text auf, der einmal Urkundenmuster ohne Beziehung zu Hildesheim enthält, sodann Briefe verschiedenster Art zur Geschichte von Diözese und Stadt Hildesheim, zur Reichsgeschichte und zur Geschichte des Herzogtums Sachsen. Die Sammlung zeigt also den weiten Gesichtskreis ihres Autors[161].

Etwa gleichzeitig zeichnete man die „Notae ecclesiae maioris Hildesheimensis" über die bei der Domweihe 1061 niedergelegten Reliquien auf[162]. In St. Michael verfaßte man die Vita Bernwardi, die die alte Denkschrift umrankt. Es ist bezeichnend, daß der Annalista Saxo, der seine Geschichtsdarstellung bis 1139 führte, aber Nachträge bis 1150 bringt, zwar alle uns bekannten Hildesheimer Quellen verwertete, die Vita Bernwardi aber nicht[163]. – Das Chronicon der Bischöfe wurde fortgeführt.

Zur Beleuchtung der literarischen Bildung und Tätigkeit gehören aber auch die beiden schon erwähnten Reiseberichte von Bischof Konrad I. und – damals noch – Domherr Wilbrand.

Wenn wir auch keine so genauen Angaben für die Zeit Bischof Konrads machen können, so muß hier doch noch eine Arbeit erwähnt werden, die von seinem Kanzleivorstand Magister Ludolf, Kanoniker

---

159 Wattenbach–Holtzmann: Geschichtsquellen I, 43 f., 62 ff., 427 f. und 575 f.

160 Vgl. Heinemann: Briefformeln u. Scheper: Beiträge.

161 Die Frage nach diesem ist nicht so einfach zu lösen. Der verschiedentlich genannte Hildesheimer Domherr Johannes Gallicus dürfte es kaum sein; s. Drögereit: Eilbert und Johannes Gallicus (Nds.Jb. 24), 1952, S. 149 ff. – Johannes Marcus, der tatsächlich „secretarius" Ottos IV., also „Geheimschreiber" war, käme da viel eher in Betracht, zumal sich ein Brief seines Bruders Eilbert an Herzog Heinrich d. L. darin findet; frdl. Mitteilung von Herrn H. Dobbertin, Springe/Eldagsen

162 Wattenbach–Holtzmann: Geschichtsquellen I S. 576 Anm. 44.

163 Drögereit: Bernward S. 2. – Natürlich ist man dann schnell mit „mündlicher Tradition" zur Hand. Ob die dem Sächsischen Annalisten dann nicht auch zur Verfügung gestanden hätte?

von St. Crucis, stammt[164]. Es ist dessen „Summa dictaminum", also ein Briefsteller, der als Anleitung für Urkundenerstellung bald weite Verbreitung fand. Sie wurde auch von den Urkundenschreibern der Braunschweiger Herzöge herangezogen, von denen zwei zumindest aus Hildesheim kamen[165]. In dieser Summa haben wir nun eine Reihe von „Livonica"[166]. Und damit kommen wir zu einem weiteren Punkt, der auf die Zuweisung der Karte nach Hildesheim hindeutet.

In der Karte traten Rußland und das Baltikum ziemlich ausdrucksvoll in Erscheinung. Gewiß war Hildesheim nicht das einzige niederdeutsche Bistum, das dorthin Beziehungen hatte; ja anfänglich waren Bremen und auch Verden dort stärker eingespannt. Aber gerade zur Zeit Konrads waren die Beziehungen dorthin ziemlich eng. – Es soll hier nicht versucht werden, nun alles aufzuzählen, aber einige wichtige Daten seien vermerkt.

Schon 1196 weihte Bischof Berthold von Livland, der ehemalige Abt von Loccum, die Kirche zu Heisede[167]; im Jahre 1213 erscheint der Bischof der Esten Theoderich in einer Urkunde Bischof Hartberts für Lamspringe[168]. Dann ist Bischof Konrad II. 1226 Zeuge in einer Urkunde Friedrichs II. für die Schwertbrüder und in einer anderen Hermanns von Salza[169]. Wenig später gibt es eine Niederlassung des Deutschen Ordens in Hildesheim und Goslar[170]. Im Jahre 1238 beauftragt Papst Gregor IX. Konrad, Luder von Verden und Wilhelm von Minden mit der Handhabe des Schutzes der Güter Herzog Ottos, der nach Preußen ziehen will[171]; im Jahre 1240 steht er mit dem Deutschen Orden in

---

164 So muß man wohl nach Mertens, E.: Das Urkunden- und Kanzleiwesen der Herzöge Albrecht und Johann von Braunschweig-Lüneburg (Nds.Jb. 33), 1961, S. 132f. den „notarius" des Bischofs kennzeichnen. Die Identität dieses Ludolf hat Grotefend, C. L.: Der Streit zwischen dem Erzbischof Gerhard II. von Bremen und dem Bischof Iso von Verden wegen der geistlichen Gerichtsbarkeit über das Schloß Ottersberg im Jahre 1226 (ZHVN), 1871, S. 38f. herausgearbeitet. – Ludolf wurde 1239 Scholast von St. Crucis, dann Dechant. Die Summa geht in wesentlichen Teilen auf die wenig ältere „Sächsische Summa" zurück; s. Goetting, H.: Papsturkundenfälschungen für die Abteien Werden und Helmstedt (MJÖG 62), 1954, S. 431f.

165 Mertens: Urkundenwesen S. 113, 111 u. 135.

166 Arbusow, L.: Das entlehnte Sprachgut in Heinrichs „Chronicon Livoniae". Ein Beitrag zur Sprache mittelalterlicher Chronistik (DA 8), 1950, S. 140.

167 UB Hochstift Hildesheim I, Nr. 523.

168 Ebd. Nr. 664.

169 UB Hochstift Hildesheim II, Nr. 158 u. 165.

170 Ebd. Nr. 238 (1230 Goslar) und 288 (1230, Hildesheim).

171 Ebd Nr. 502.

Briefwechsel wegen der Herren von Diepenau[172]. Mit Recht hat E. Weise Konrad daher als einen eifrigen Förderer des Deutschen Ordens bezeichnet[173].

Allein, der eifrige Kreuzzugsprediger Konrad war nicht auf den Deutschen Orden festgelegt, mit dem er vielleicht schon in seiner römischen Zeit zu tun bekam, als Papst Honorius III. 1219 ein Mandat an Bischof Christian von Preußen wegen Bekehrung der Preußen richtete[174]. Auch der weitere baltische Raum blieb ihm nicht unvertraut. So gab er eine Weiheermächtigung für einen in Livland auf Ösel wirkenden Bischof[175]. Und schließlich war zu seiner Zeit ein Hildesheimer Domherr, Dietrich von Minden, Bischof von Wierland[176], d. h. in einer östlichen Provinz Estlands, über die der Rußlandhandel zum Westen lief[177]. Von hier aus wird das, was auf der Ebstorfer Weltkarte vom Baltikum und Rußland zu finden ist, verständlich.

Wenn wir nun nach jemandem suchen, der die Karte in Hildesheim in Auftrag gegeben haben könnte, so würde man zunächst an den Propst Gervasius von Ebstorf selbst denken. Doch scheint mir da eher ein anderer der Auftraggeber gewesen zu sein: Johannes Marcus.

Über diesen höchst bemerkenswerten Mann fehlt noch eine auch nur einigermaßen befriedigende Lebensbeschreibung[178]. – Johannes Marcus war nicht mehr ganz jung, als er gegen 1190 Domherr in Hildesheim wurde. Er wurde sicherlich in Hildesheim ausgebildet und studierte dann wahrscheinlich in Paris. Mit einiger Sicherheit läßt er sich 1201 als Magister fassen[179]. Er war wohl gleichzeitig Domherr in Verden und folgte seinem Vetter Iso als Propst von Bardowick. Als solcher begleitete er Otto IV. auf seinem Italienzug, zusammen mit seinem Bruder Bernhard von Dorstadt[180].

---

[172] Siehe hier vor allem v. Alten: Urkundliches über die Edelherren von Depenau (ZHVN), 1969, S. 70 ff.

[173] Weise, E.: Niedersachsen und das Ordensland Preußen (Stader Mitt. Jg. 30 H. 3), 1955, S. 46.

[174] Krabbo, H.–Winter, G.: Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus dem askanischen Hause, 1910 ff., Nr. 565.

[175] Arbusow: Sprachgut S. 140 Anm. 1.

[176] Grotefend, C. L.: Dietrich, Bischof von Wirland, der Sohn eines Hildesheimischen Bürgers (ZHVN), 1859, S. 65 ff.

[177] Johansen: Mission S. 40.

[178] Bislang Meier, R.: Die Domkapitel zu Goslar und Halberstadt in ihrer persönlichen Zusammensetzung im Mittelalter (Veröff. Max-Planck-Institut), 1967, S. 413 ff. und meine Kurzbiographie in der NDB.

[179] UB Hochstift Hildesheim I, Nr. 565.

[180] Man hat diese Urkunde, die seine Herkunft einwandfrei bezeugt, immer übersehen; s. Regesta Imperii V, 1 Nr. 454.

Ende 1214 oder eher 1215 schickt ihm, dem „secretarius" Ottos, „einem unter seinen wenigen Freunden", Gervasius von Tilbury, gewesener Marschall Ottos IV. im Arelat, seine „Otia Imperalia", um das Buch durchzusehen und, wenn er es für gut befände, dem Kaiser zum Vorlesen weiterzureichen.

Ob Otto dieses Buch jemals erhalten hat, ist sehr fraglich[181]. Es sollte ihn nämlich überzeugen, daß es Christenpflicht sei, dem Papst auch dann zu gehorchen, wenn dieser im Unrecht sei[182]. Daß dies Otto nicht passen würde, dürfte Johannes Marcus klar gewesen sein. Auch ist bemerkenswert, daß beide Dorstädter Brüder nicht zum Sterbelager Ottos eilten, obwohl eine Reihe Hildesheimer Domherren anwesend waren. Sie waren anscheinend auf die Seite des Pfalzgrafen getreten[183]. So könnte Johannes Marcus die Otia bei sich behalten, natürlich auch eine Abschrift haben nehmen lassen.

Nun konnte Johannes Marcus nach seinen Vermögensverhältnissen eine solche Karte ohne weiteres in Auftrag geben[184]. Zudem wurde er im März 1226 Domscholaster, spätestens Anfang November 1228 Dompropst. Wenn sein Vorgänger Wilbrand den Taufkessel erstellen ließ, warum sollte er dann keine Karte für seinen Freund Gervasius fertigen lassen, vielleicht anläßlich der Auffindung der Ebstorfer Märtyrer? Das könnte natürlich auch nach seinem Wechsel nach Verden gewesen sein, wo er zwischen 11. April und 27. Juli 1231 Dompropst wurde. Für Ebstorf aber war Verden zuständig.

Johannes Marcus kam auch 1232 und 1233 nach Hildesheim. Vielleicht hat er da die Karte in Auftrag gegeben. Solange er nämlich dauernd in Hildesheim war, hätte er die offensichtlichen Fehler wohl gesehen. – Johannes Marcus starb am 14. Oktober 1234. Um dieselbe Zeit verschied wohl auch Gervasius. Nach beider Tod spricht nichts mehr für einen Auftrag in Hildesheim.

Eine letzte Frage ist die nach der Vorlage für den Zeichner. Selbst wenn es die vermutlich kleine Karte zu den Otia gewesen ist, lassen sich die Fehler einfach erklären. Die Kartenbeilage des Gervasius konnte kaum größer gewesen sein als eine normale Handschriften-Karte. Also mußte viel ergänzt werden. Das erforderte viele Unterlagen, die man in Hildesheim gewiß hatte. Das ermöglichte aber auch Fehler. Daß wir zunächst mit einer Karte des Gervasius rechnen sollten, legen

---

181 So – ohne Begründung – übrigens auch Uhden: Gervasius S. 196.

182 Winkelmann: Philipp u. Otto IV. II, S. 289.

183 Ebd. S. 466 f.

184 Alten: Chronologie S. 21 f. – Natürlich hat er daneben auch Verden ein Legat gemacht.

die englischen Besonderheiten und der Einfluß der südfranzösisch-spanischen Karte nahe.

Wenn nicht alles trügt, verbindet sich die Entstehung der Karte mit zwei Namen: Gervasius, Propst von Ebstorf, Johannes Marcus, Propst von Hildesheim und Verden. Der eigentliche Zeichner dagegen bleibt anonym wie der Meister des Taufkessels. Beide aber müssen wir suchen in Hildesheim.

Maria Elisabeth von Rantzau (1625?–1706)

Gründerin des Annuntiaten-Klosters in Hildesheim

Ein Leben am Rande großer Weltgeschichte

Von Maria Krebs

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 46

A

Maria Elisabeth von Rantzau und ihr Zeitalter 47

I. Anmerkungen zum Quellenmaterial 47

II. 1 Das Phänomen des Barock 53

2 Reichsmarschall Josias von Rantzau – Gatte von Maria Elisabeth von Rantzau – als Typus des barocken Feldherrn und Edelmannes.... 61

B

Die drei Lebensstationen der Maria Elisabeth von Rantzau 66

I. in Schleswig-Holstein – als Kind eines holsteinischen (dänischen) Geschlechtes 66

II. in Paris 73

1 als Reichsmarschallin und in Verbindung mit dem Hofe Ludwig XIII. und Ludwig XIV. 73

2 als Schülerin von Vinzenz von Paul und ihre Konversion 81

3 als Schwester im Annuntiatenorden: 88

Vermittlerin beim königlichen Hofe .....

Kämpferin gegen das Duell .....

Beraterin in Glaubensfragen (Niels Stensen) .....

III. in Hildesheim 104

1 als Gründerin des Annuntiatenklosters in Hildesheim 104

2 als Mitarbeiterin in der ökumenischen Bewegung im Kreise von Herzog Johann Friedrich, Stensen und Leibniz 128

3 als Lehrmeisterin des spirituellen Lebens 139

C

Das Annuntiatenkloster in Hildesheim nach dem Tode von Maria Elisabeth von Rantzau 141

D

Die überzeitliche Bedeutung der Maria Elisabeth von Rantzau für die ökumenische Bewegung 145

Aktenanhang 148

Literaturverzeichnis 151

Bildverzeichnis 154

Vorwort

Diese Studie ist auf Anregung des am 29. 8. 1975 tödlich verunglückten Vorsitzenden des „Vereins für Heimatkunde im Bistum Hildesheim", Dombibliothekar Hermann Engfer, geschrieben.

Die Codices der Beverina, die Aufschluß über Gräfin Maria Elisabeth von Rantzau hätten geben können, sind größtenteils beim Bombenangriff auf Hildesheim am 22. März 1945 vernichtet, andere mir nicht zugänglich gewesen.

Die Quellenforschung gestaltete sich weit schwieriger als vorauszusehen war, zeitweise schien der Fortgang der Arbeit fraglich. Um so erfreulicher ist es, daß schließlich doch noch ergiebiges Material zusammengestellt werden konnte.

Meinen verbindlichsten Dank für Einblick in Archive, Überlassung von Fotos und Hinweise habe ich einigen Mitgliedern der weit verbreiteten Familie von Rantzau abzustatten, so an Graf Otto zu Rantzau, Schloß Breitenburg/Schleswig-Holstein, Graf Ulrich zu Rantzau in Braunschweig, Graf Heino von Rantzau in Barsbüttel/Hamburg, Dr. von Sperling (Sohn der verstorbenen Julia von Sperling geb. Gräfin zu Rantzau, Hildesheim), Düsseldorf, Gräfin von Rantzau, Ratzeburg, Maria, Karola Gräfin zu Rantzau in Berlin, Dr. med. Graf zu Rantzau, Berlin-Neukölln und Dr. von Rumohr, Drült/Schleswig-Holstein. Große Unterstützung fand ich ferner bei den Herren Prof. Dr. Dr. H. Reuther, Berlin/Hann. Münden, Staatsarchivdirektor Dr. J. König, Niedersächs. Staatsarchiv, Wolfenbüttel, Prof. Dr. J. Descrains, Universität Reims, Bibliothekar Neumann, Itzehoe, sowie beim Hauptstaatsarchiv in Hannover, beim Landesarchiv in Schleswig-Holstein, beim Reichsarchiv in Kopenhagen und bei der Bibliothèque Nationale in Paris. Entscheidende Hilfen gaben mir nicht zuletzt die Herren Dr. von Jan, bisheriger Leiter und Dr. Bork, jetziger Leiter des Hildesheimer Archivs und die dort tätigen Bibliothekarinnen Werr und Jahnke, wodurch ich Zugang zu wichtigen Archivarien erhielt. Zu Dank verpflichtet bin ich nicht zuletzt Frau Aloysia Schmalbach, Hildesheim.

Die Vermutungen des verstorbenen Domarchivars H. Engfer, daß sich bisher unbekannte Beziehungen zwischen Gräfin Maria Elisabeth von Rantzau und den Großen ihrer Zeit ergeben könnten, haben sich nicht nur bestätigt, sondern noch eine unerwartete, ökumenische Ausweitung als Parallele zur heutigen Zeit erbracht.

Maria Krebs

A

Maria Elisabeth von Rantzau und ihr Zeitalter

I.

Anmerkungen zum Quellenmaterial

In Annalen des 17. und 18. Jahrhunderts[1] wird Gräfin Hedwig Margarete, Elisabeth von Rantzau – alias Maria Elisabeth von Rantzau[2], in dieser Studie ME genannt, zumeist nur als Gattin des französischen Reichsmarschalls Graf Josias von Rantzau erwähnt[3], zuweilen folgt die Ergänzung, daß sie in Hildesheim das Annuntiatenkloster gründete. Erhalten gebliebene Briefe und Dokumente, sowie Schriften von Zeitgenossen des sog. „goldenen Jahrhunderts" lassen trotz der Lückenhaftigkeit der Unterlagen erkennen, daß Gräfin von Rantzau eine faszinierende Frau der Gesellschaft und Kirche ist, in der sich die damaligen geistigen und geistlichen Strömungen widerspiegeln. Schon das würde genügen, sich mit ihr zu befassen. Daß sie darüber hinaus mit ihren Gedanken Parallelen zur heutigen ökumenischen Bewegung anbietet und dafür ihr Leben bis zur Selbstaufopferung für die Wiedervereinigung der Kirchen einsetzte, ist kaum bekannt.

Die bislang gefundenen Briefe in dem Familienarchiv von Schloß Breitenburg, in der Bibliothèque Nationale Paris, im Hauptstaatsarchiv Hannover und im Archiv der Stadt Hildesheim stammen größtenteils aus der Pariser Zeit unserer Gräfin (1640–1666), nur wenige aus der Hildesheimer Epoche (1666–1706). Die ersteren sind durchweg in Französisch geschrieben, einer liegt mit deutscher Übersetzung vor[4].

---

[1] Theatrum Europäum IV–V. Teil, 1638–1643; Theatrum pacis; Jöchers Gelehrten Lexikon Bd. I, III; Allgemeines Historisches Lexikon V. Bd., jeweils Artikel Rantzau.

[2] Seit ihrer Konversion zeichnete Gräfin von Rantzau mit Maria Elisabeth v. R., manchmal auch mit Rantzow oder Ransau.

[3] S. Seite 61 dieser Studie.

[4] Mit größter Wahrscheinlichkeit befinden sich noch weitere Briefe in anderen Schloßarchiven von Schleswig-Holstein, da etliche Verwandte, insbes. Schwestern unserer Gräfin dort verheiratet waren. Die Schriftstücke dürften wohl kaum neue wesentliche Erkenntnisse bieten, da ME nur zu ihrem Bruder Christian in einem Vertrauensverhältnis gestanden hat. Auch dürften Briefe zwischen ME und ihrem geistlichen Berater Vinzenz von Paul gewechselt sein, da letzterer sehr schreibfreudig war. Bekanntlich hinterließ er mehrere tausend Briefe (incl. kleiner Billets) bei seinem Tode. Nur ein Bruchteil blieb erhalten, der für die Heiligsprechung der Gründerin der Vinzentinerinnen Louise de Marillac (1934) ausgewertet wurde. Ob schließlich die neue Camus-Forschung Hinweise auf ME bringt, bleibt abzuwarten (vgl. S. 76 dieser Studie).

Aus dem Schriftbild der Briefe folgt, daß diese wohl kaum von der Gräfin selbst geschrieben sind. Dennoch sind es ihre Briefe. Sie enden mit sehr herzlich gehaltenen, handschriftlichen Schlußformulierungen – manchmal auch mit Nachschriften – deren Schriftbild mit ihrer Unterschrift identisch ist. Diese ist ungewandt, ungelenk und hat sich im Laufe des Lebens von sehr feinen Schriftzeichen in eine fast grob anmutende, schwerfällige Schrift gewandelt, was vielleicht durch körperliches Leiden (Augenleiden – Gicht?) verursacht sein könnte, wenn man an die ärmliche Unterbringung im Annuntiatenkloster in Hildesheim denkt. Es ergibt sich ferner einwandfrei aus dem Schriftbild der Briefe, daß ME nicht immer den gleichen Sekretär in Diensten hatte. Fast jedes Schreiben zeigt eine andere Handschrift, oft sogar einen Wechsel innerhalb eines Briefes mit verschiedener Rechtschreibung. Aber vom Inhalt und vom Stil her sind die Briefe mit ihren Begebenheiten und Begründungen, sowie den damit verfolgten Absichten einheitlich durchdacht, empfunden und formuliert. Die wiederholten Darlegungen über ihre Konversion und ihren Klostereintritt unter dem Gedanken eines Sühneopfers für die Reunion der Konfessionen in Deutschland lassen die gleiche Briefschreiberin erkennen. Selbst wenn ME die Briefe nicht persönlich geschrieben hat, so hat sie diese mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit entworfen bzw. diktiert. Es wiederholen sich ganze Passagen in ihren Briefen, die wohl kaum ein neuer Sekretär so hätte niederschreiben können. Sich ähnelnde Ausdrucksweisen und Höflichkeitsformeln, sowie die zitierten Bibelstellen und Kirchenväter zur Begründung ihrer religiösen Überzeugung kommen gleichermaßen in verschiedenen Briefen vor[5]. Bei den kontrovers-theologischen Stellen weist sie gern auf ihre mangelnden theologischen Kenntnisse hin und führt dennoch – wie in dem Brief vom 13. November 1652[6] eine systematische Sammlung von Zitaten verschiedener Kirchenväter an. Gerade diese, alle Briefe

---

[5] Für die oben angegebenen Vergleiche könnten alle Briefe herangezogen werden. Als exempl. Beispiele seien benannt: Brief von ME an ihren Bruder Christian v. R. um 1640 – in Französich geschrieben – rotes Siegel mit grünem Seidenfaden, Archiv Schloß Breitenburg. S. 4/5. Brief von ME an ihren Bruder Christian v. R. vom 21. Juli 1651 – in Französisch geschr. – schwarzes Siegel mit schwarzem Seidenfaden. Archiv ebd., S. 16/17. Brief von ME an ihren Bruder Christian v. R. vom 26. Juni 1662 – in Französisch geschr. – Siegel entfernt. Archiv ebd., S. 6/7. Sendschreiben der ME an ihren Neffen Detlef zu R., vom 28. September 1697 – in Deutsch geschr. – Vermerk: „Ist gedruckt in 8 auf 1 bzw. 5 Blättern." Archiv ebd., S. 70/71 ff.

[6] ME an Madame de Alfelt à Hadersleben. Anmerkung: „Frau Reichsmarschallin ME Annuntiata Schreiben an deren Frau Schwester Sophie von Alfelt" (in erster Ehe verheiratet mit Graf Baudissin, 2. Ehe mit Herrn von Alfelt) vom 13. Nov. 1652 – deutsch (vermutlich Übersetzung durch Verwandte veranlaßt) geheftet – ohne Siegel, mit Schnur. Archiv Breitenburg, ebd., S. 90/96.

durchziehende Ehrlichkeit bei der Quellenangabe, worin sich auch ihr Ringen um Wahrheit ausdrückt, spricht für ME und dafür, daß die Briefe von ihr entworfen sind. Auch die inhaltliche Übereinstimmung der Briefe aus ihrer Pariser Zeit mit denen aus Hildesheim erhärtet diese Auffassung.

Selbst wenn man unterstellt, daß die theologische Quellenangabe nicht von ihr selbst stammt, so hat sie die Quellen geistig doch so verarbeitet, daß sie in ihren Briefen damit selbständig umgeht und wie ein Wissenschaftler vom Fach auswertet. Ihr religiöses Bemühen geht in die Tiefe, es ist grundsätzlicher Art; sie anerkennt gegen damalige Auffassungen den Papst als Nachfolger Christi und versucht, die katholische Kirche als die einzige, legitime und damit wahre Kirche aus dem Evangelium und den Schriften der Kirchenväter abzuleiten. Ihre Liebe zu dieser Kirche veranlaßte sie zur Konversion, dann zu ihrem Klostereintritt und zur Gründung des Annuntiatenklosters in Hildesheim. Nur so erklärt sich letztlich auch ihr Weg aus dem gesicherten, vom königlichen Hof und der Kirche unterstützten Annuntiatenkloster in Paris in die ungewisse Zukunft in Hildesheim. In Deutschland, dem Ausgangspunkt der Glaubensspaltung, wollte sie für die Wiedervereinigung der Konfessionen wirken und zwar – auf Veranlassung des Welfenherzogs Johann Friedrich von Hannover (1665–1679) – in der alten Bischofsstadt Hildesheim mit seiner großen geschichtlichen Tradition

Nicht unerheblich für die Auswertung der Briefe ist, daß ME in ihrer an Intrigen und Hofklatsch so reichen Zeit in Paris – sei es als junge Frau oder als Nonne – keine vertrauenswürdige Briefschreiber bzw. Sekretäre gefunden hat[7]. So trägt sie Bedenken, ob ihre Briefe in der von ihr gegebenen Fassung ihren ihr so nahestehenden, einzigen Bruder Christian erreichen. Sie befürchtet Unterschlagung der Post, sowohl von französischer Seite wegen der Tätigkeit ihres Mannes als auch von seiten der eigenen Familie im Zusammenhang mit Vermögensangelegenheiten[8]. In dem herangezogenen Brief schlägt sie daher in der persönlichen Nachschrift vor, Briefe per Post zu senden und nicht von Kaufleuten mitnehmen zu lassen[9]. Um ganz sicher zu sein, daß ihre Korrespondenz später nicht in falsche Hände gerät, bittet sie den Bruder dann weiter: „Verbrennt bitte meine Briefe."[10] Es ist zu ver-

---

[7] Brief an ihren Bruder Christian – ohne Datum, kurz nach der Heirat um 1640 geschrieben – „keinen Deutschen, dem man vertrauen kann". Archiv Breitenburg 4/5 (mit rotem Siegel, grünem Seidenfaden).

[8] Brief an ihren Bruder Christian – ohne Datum, ohne Siegel. Archiv Breitenburg, S. 33/34.

[9] Ebd., S. 33/34.

[10] Ebd., S. 33/34. Vgl. auch Brief ME an Christian v. R. S. 4/5, Archiv Breitenburg.

muten, daß man der Bitte entsprach und damit leider wesentliche Dokumente, die zur Aufhellung ihres Lebens und geschichtlicher Ereignisse herangezogen werden könnten, vernichtet wurden. ME klagt sich in ihren Briefen wiederholt an, die deutsche Sprache verlernt zu haben[11], was Wunder an einem Hofe, an dem die deutsche Sprache nicht sonderlich hoch in Kurs stand. Es ist bekannt, daß die Oberschicht der Gesellschaft in der damaligen Zeit – weithin in Europa – die französische Sprache als Umgangssprache benutzte. Damit wollte man seine Bildung kundtun und Abstand vom gemeinen Volk wahren. Zwar hatte Luther, nicht zuletzt durch seine Bibelübersetzung, ein entscheidendes Signal zur Aufwertung der deutschen Sprache gegeben[12]. Der Besinnungsprozeß auf die Muttersprache dauerte jedoch lange Zeit, so daß Leibniz, der Zeitgenosse von ME, nach langen Phasen seines Lebens, in denen er sich der lateinischen und französischen Sprache für seine Veröffentlichungen bediente – also rund 200 Jahre nach Luther – wiederum eine Förderung der deutschen Sprache vertrat. Wie wenig auch er noch verstanden wurde, die Sprache als Mittel zur Selbstdarstellung des Volkes und für politische Einigungsbestrebungen der deutschen Nation zu sehen, zeigt u. a. die Situation am Hannoverschen Fürstenhof unter Johann Friedrich und Ernst August. Hier, wie an anderen europäischen Höfen in Braunschweig, Celle, Dresden, Berlin, Warschau, Kopenhagen, Leningrad, wurde Französisch nicht nur gesprochen, sondern französische Gelehrte und Künstler, selbst französische Bedienstete wurden herangezogen, um französischen Esprit und französische Kultur bewußt zu pflegen. Ebenso stellten sich die kirchlichen Fürstenhöfe ein und nachahmend der übrige Adel. Selbst im gehobenen Bürgertum wurde Französisch gern „parliert".

Diese Feststellung ist im Zusammenhang mit den Briefen von ME wichtig. Nicht, weil die Übersetzer ihrer Briefe die Feinheiten der französischen Sprache im Deutschen nicht entsprechend wiedergegeben, sondern weil sich wiederholt sinnentstellende, ja falsche Wiedergaben eingeschlichen haben. Als Musterbeispiel dafür ist die Übersetzung des Briefes von ME vom 17. Juli 1662 an Monsieur d'Alphet (französische Form von Ahlefeld), ihrem Pflegevater und Vormund, anzusehen, eine Übersetzung, die mit der französischen Fassung im Hauptstaatsarchiv Hannover aufbewahrt wird[13]. Darin wird z. B. das Wort „conversion"[14]

---

[11] Brief von ME an Madame de Alfelt à Hadersleben ... 1652. Archiv Breitenburg, S. 96. „... ich weiß nicht, ob Sie alles wird lesen können, denn ich habe große Mühe, deutsche Worte zu finden, denn ich habe alles vor diesem in französischer und lateinischer Sprache gelesen".

[12] Luther-Übersetzung des NT, 1522 gedruckt.

[13] Die franz. Fassung ist keine Urfassung, deckt sich aber im Stil, Inhalt und Beweisführung mit den anderen Briefen von ME.

[14] Ebd., Brief ME, französische Fassung A S. 4.

aus dem französischen Brief mit „Konversation" ins Deutsche übersetzt[15]; die liebenswürdige Anrede „aimable adresse"[16] wird zur „wundertätigen Adresse"[17], aus „bewundernswerter Klugheit" („merveilleuse prudence")[18] wird „wunderliche Klugheit"[19]. Neben solchen fast humorig zu nennenden Übersetzungsschnitzern stehen jene schweren Übersetzungsfehler, die von vornherein das Verhältnis zwischen ME und dem Leser stören müssen. So wendet sie in ihrem Eifer den zweiten Brief des Apostels Petrus Kap. 2, V. 9/10[20] auf die Lutheraner an, die „nicht erzittern, Majestäten zu lästern"[21]. Daraus wird vom Übersetzer „und haben keine Scheu, Sekten einzuführen und zu lästern"[22]. Mit Sekten wird vermutlich vom Übersetzer der Protestantismus umschrieben. An dieser Stelle wie an einigen anderen kann man sich nur schwer des Eindrucks verwehren, daß Absicht hinter dieser Fälschung steckt, um agressiv gegen den Protestantismus vorzugehen. Noch auf eine andere unkorrekte Übersetzung sei hingewiesen. Wenn ME die in gelehrten Kreisen damals oft angewandte sokratische Methode benutzt, d. h. die Infragestellung einer These, um dadurch ein Gespräch einzuleiten, wendet der Übersetzer die affirmative (bejahende) Form an, wodurch falsche Behauptungen entstehen. So z. B. stellt ME die Frage, ob Luther nicht der Ordensregel und der heiligen Mutterkirche gegenüber Gehorsam verweigert habe[23]. Der Übersetzer formuliert „Ich sage in mir selbst, Luther ist der gewesen, so nicht der Lehre seiner Voreltern und seiner Mutter Kirche gehorcht hat"[24].

Ohne auf weitere sinnentstellende Übersetzungsfehler einzugehen, sei noch darauf hingewiesen, daß auch etliche Stellen des angegebenen Briefes bzw. Bibelstellen in der Übersetzung einfach ausgelassen oder Zusätze festzustellen sind[25]. Dadurch wird die Absicht von ME, dem Leser die Gründe für ihre Konversion und die Ökumene überzeugend darzulegen, völlig vereitelt. Was noch bedenklicher ist, der Leser mußte bei solchen Übersetzungen an der mangelnden Toleranz der Briefschreiberin zweifeln. Gerade das, was ME also erreichen wollte,

---

15 Ebd., Deutsche Fassung B 7, S. 21. (Die deutsche Übersetzung wird fortan mit B bezeichnet.)
16 Französische Fassung, ebd., A. S. 4.
17 Deutsche Fassung B. S. 7.
18 Französische Fassung A. S. 5.
19 Deutsche Fassung B. S. 5.
20 Ebd.
21 Übersetzung Lutherbibel S. 263.
22 Brief ME an Mr. d'Alphet vom 17. 7. 1662, deutsche Fassung, B. 1, Hauptstaatsarchiv Hannover.
23 Ebd. B. 7.
24 Ebd. B. 11.
25 Ebd. B. 9 ff., 13 ff., namentlich im letzten Drittel der Übersetzungen, A. 6 und A. 8 ff.

mit Andersdenkenden über religiöse Fragen – bei voller Achtung vor deren Überzeugung – zu sprechen und zum Nachdenken über die Reunion anzuregen, wurde oft schon durch die Übersetzung zunichte gemacht. Als ME nach Rückkehr in die Heimat die deutsche Sprache wieder beherrschte und ohne Übersetzer auskam, waren manche Verbindungen zu den Großen der Welt und Wissenschaft durch Entfernung oder Tod erloschen. Darin liegt die besondere Tragik ihres ökumenischen Bemühens. Die Übersetzungsfehler haben zweifellos auch dazu beigetragen, daß ME in einem Brief als „folle" (verrückt, verdreht) bezeichnet wurde[26]. Dadurch hat sie das Signum des Nichtverstandenseins – wie so manche bedeutende Menschen – ertragen müssen. Sie wußte durch ihre wissenschaftlichen Zirkel am Pariser Hof um die Verkennung des naturwissenschaftlichen Zeitgenossen Galilei (1564–1642) in Rom, wie auch um das von Anerkennung zu heftiger Ablehnung umgeschlagene Urteil über Pascal (1623–1663) in Paris. Es war ME bekannt, daß religiöse, vor allem spirituelle Menschen dem sich leicht wandelnden Urteil der Mitmenschen ausgesetzt waren; von Begeisterung bis zum Spott und umgekehrt. Gleiches hatte u. a. vor ihr Franz von Assisi[27] von seinen Zeitgenossen erfahren, wie auch Theresa von Avila[28], Johannes vom Kreuz[29], Madame Acarie[30]. Es wiederholt sich in der Kirchengeschichte, daß spirituell veranlagte Menschen, die von einer religiösen Idee erfaßt, ja besessen zu sein scheinen, weder in ihrer verbalen Aussage, noch in ihrem praktischen Tun erkannt werden[31].

ME hatte sich Theresa von Avila zum Vorbild genommen. Zwar erwähnt sie ihren Namen nicht ausdrücklich in den erhaltenen Briefen; aber sie entschied sich für einen Orden – den Annuntiatenorden – der ganz auf theresianische Spiritualität (Augustinischer Regel) aufgebaut war. Theresa, eine große Frau der Weltgeschichte und Mystikerin zugleich, die in jüngster Zeit zur Kirchenlehrerin (1970) erhoben wurde, hatte in Kauf genommen, in ihrem Feuereifer für das Reich Christi unverstanden zu sein. Sie ertrug wissend, daß dieses zur inneren Reife gehörte. Theresa war selbstkritisch und überlegen genug, ihre Zu-

---

26 ME an Bruder Christian v. R. Breitenburger Archiv 33 – ohne Datum – Siegel.

27 In der gesamten Franziskanischen Literatur wird auf ein Nichtverstandensein des Heiligen von Zeitgenossen hingewiesen.

28 W. Nigg, Große Heilige, „Das große Gespräch – Therese von Avila", S. 201 ff.

29 Ebd., „Der Dichter der Mystik – Johannes v. Kreuz", S. 255 ff.

30 Schnürer, Katholische Kirche u. Kultur in der Barockzeit, S. 518 ff., S. 525, 551, Mad. Acarie, Gründerin der französ. Karmelitinnen, befreundet mit Franz v. Sales und Père Joseph, der grauen Eminenz am franz. Hofe.

31 Der Protestant Nigg versucht durch seine Studien über das „Heilige" und die „Heiligen" diesem Phänomen nachzuspüren. Vgl. dazu „Große Heilige" Zürich, 1946 und „Vom beispielhaften Leben", Freiburg, 1974, ferner Schnürer, ebd., S. 551 ff.

neigung und Verbindung mit dem Herrn als „glorreiche Verrücktheit“ [32] zu bezeichnen, als ein Erhobensein über das menschliche Fassen. Ganz anders ME, sie wehrte sich entschieden dagegen, als „folle“ zu gelten[33], verständlicherweise, da sie auf ihren Ruf als klare Denkerin und theologisch fundierte, fromme Frau bei ihren protestantischen Verwandten und Freunden nicht verzichten wollte, um ihre ökumenische Aufgabe – zur Wiedervereinigung der Konfessionen beizutragen – nicht zu gefährden.

II.

Das Phänomen des Barock

Bei ME sind durch Geburt, Vermählung mit Josias von Rantzau und ihre geistige/geistliche Entwicklung mannigfache Beziehungen und Bindungen zu den Großen ihrer Zeit entstanden. Sie haben ihre Lebensgestaltung bestimmt. Zur besseren Übersicht der zahlreichen Verbindungen sollen in einem geschichtlichen Schaubild jene Persönlichkeiten kurz vorgestellt werden. Es zeichnet sich dabei schon auf diese Weise eine vielschichtige Verknüpfung ab, wodurch der Untertitel dieser Studie „Ein Leben am Rande großer Weltgeschichte“ sich rechtfertigt (s. S. 54).

Für die Darstellung und Deutung des vielseitigen Lebens der ME gibt es verschiedene Ansatzpunkte, sofern nicht nur die chronologische Aneinanderreihung von Fakten gesehen, sondern dem Zeitgeist nachgespürt wird.

Es ist p o l i t i s c h in die glanzvolle Ära Ludwig XIII. und Ludwig XIV. d. h. in die Zeit des gesteigerten Absolutismus einzuordnen, der von Frankreich aus weltliche und kirchliche Fürstenhöfe der damaligen Welt erfaßte. ME war Zeuge des prunkvollen Lebens am königlichen Hof in Paris und hatte weitere Beziehungen zu den Fürstenhöfen in Kopenhagen, Hannover, Celle, Braunschweig, Wien, sowie zu denen der Fürstbischöfe von Straßburg, Mainz, Trier, Köln und Hildesheim.

T h e o l o g i s c h und g e s c h i c h t l i c h wird ihre Zeit oft als die der Gegenreformation bezeichnet. Noch treffender wäre sie als Periode der Versuche zur Vereinigung der beiden Konfessionen und als Zeit der religiösen Erneuerung zu umschreiben.

P h i l o s o p h i s c h sind für ME's Entwicklung wichtig gewesen: Erasmus (um 1466–1536), Macchiavelli (1469–1527), Descartes (1596–1650),

---

[32] Schriften der hl. Theresia Bd. I, S. 189 ff., Bd. IV, S. 450.

[33] Brief an Bruder Christian v. R., Archiv Breitenburg, Nr. 33 (ohne Datum, Geheimbillet).

Josias von Rantzau
Reichsmarschall 1609–1650

∞

Hedwig, Margarete (Maria) Elisabeth von Rantzau
1625?–1706

Holland	Dänemark	Schweden	Frankreich	Deutschland	Polen
Moritz von Nassau 1584–1625	König Christian IV. 1577–1648 Familie v. Rantzau vor allem VIII. Linie Christoph z. Rantzau V. Linie 1625–1699 Dorothea Hedwig z. R. Prinzessin v. Schleswig- Holstein, (ehem. Äbtissin v. Gandersheim 1636–1665)	Oxenstierna 1583–1654 Königin Christine v. Schweden 1626–1689	König Ludwig XIII. 1601–1643 Anna d'Autriche 1601–1666 König Ludwig XIV. 1638–1715 Bourbonen von Orleans, Enghien Richelieu 1585–1642 Mazarin 1602–1661 Vinzenz v. Paul 1576–1660 J. P. Camus 1584–1652 Bossuet 1627–1704 de Barre Pascal 1623–1662 Jansenisten	Kaiser Ferdinand III. 1608–1657 Kaiser Leopold I. 1640–1705 Welfenfürsten: Herzog Georg Wilhelm, Celle 1624–1705 Herzog Johann Friedrich, Hannover 1625–1679 Herzog Ernst August 1629–1698 Herzog Anton Ulrich, Braunschweig 1633–1714 Fürstbischöfe v. Hildesheim: Maximilian Heinrich, Kurf. z. Köln 1621–1688 Jobst Edmund, Freiherr v. Brabeck 1619–1702 Joseph Clemens, Kurfürst v. Köln 1671–1723 Erzbischöfe v. Mainz: Johann Philipp v. Schönborn, Kurf. 1605–1673 Lothar Franz v. Schönborn, Kurf. 1655–1729 Nikolaus Stensen 1638–1686 Wilhelm Georg Leibniz 1646–1716 C. Siebenstern S.J. J. W. Molanus 1633–1722 Johannes Petersen 1649–1727 Chr. Spinola um 1625–1695	Königin Maria Aloysia um 1650

Camus (1582–1652), Bossuet (1627–1704), Leibniz (1646–1716), als Wegbereiter religiöser Erneuerung neben Bellarmin (1542–1621), Bérulle (1575–1629) und Vinzenz von Paul (1581–1660).

Naturwissenschaftlich vollzog sich zu ME's Zeit die durch experimentelle Forschung untermauerte Umstellung der Gedankenwelt vom geozentrischen zum heliozentrischen System (Kopernikus/Galilei) mit der Einbeziehung physikalischer und mathematischer Erkenntnisse eines Newton und Pascals in das alltägliche Leben.

Kunsthistorisch folgte der Renaissance der Barockstil in seinen verschiedenen Prägungen nach Ländern und Landschaften. Die meisten bedeutenden Künstler und Gelehrten dieser Epoche verkehrten am Pariser Hofe bzw. unterhielten Beziehungen zu diesem geistigen Mittelpunkt, woran ME regen Anteil nahm.

Als verbindende Klammer der bisher genannten Ansätze für eine Betrachtungsweise des Lebens von ME wird die des Barocks gewählt, nicht in der engen Fassung eines Kunststils, sondern nach Hausenstein[1] als Kulturbewegung und Geistesrichtung[2], die in dieser Studie sich auf Frankreich und Deutschland beschränkt. In dieser Kulturbewegung wird das Menschenbild unserer Gräfin lebendig. Es zeigt sich in seiner endgültigen Ablösung vom Mittelalter einerseits und im Übergang vom Humanismus und der Renaissance zum Barock andererseits. Die im Ausgang des Mittelalters weltfern gewordene Gottesauffassung weiter Kreise führte in Anlehnung an die Antike über die Wiederentdeckung des Menschen im Humanismus und der Renaissance zur Barockkultur, mit der ME von Haus aus schon enge Bindungen hatte[3]. Durch ihre Verwandten wurde sie mit dem Geist des Barocks, vor allem der Archi-

---

1 Hausenstein, Vom Genie des Barock. München 1962, ferner Schnürer, Katholische Kirche und Kultur in der Barockzeit. Schnürer gibt eine ausgezeichnete Bibliographie zu diesem weit gesteckten Thema.

2 Die Anwendung des erweiterten Begriffs Barock hat sich in den letzten Jahrzehnten weithin durchgesetzt, sowohl die Kunst- als auch die Literaturhistoriker haben in ihrem Verlangen nach größeren geisteswissenschaftlichen Zusammenhängen und in Anwendung moderner Strukturpsychologie selbst wertvolle Hilfe zur Klärung dieser Epoche gegeben, die jedoch um kirchengeschichtliche und politische Entwicklungen zu erweitern ist. Letztere sind sogar als die auslösenden Momente dieser Kulturbewegung anzusehen. Die Kunst gab dem Barockzeitalter nur die äußere Signatur und ist gleich anderen Stilarten nur Ausdrucksform einer Kulturbewegung, hier der herrschenden Ideen des 17. und 18. Jahrhunderts. Vgl. dazu Hausenstein, Vom Genie des Barock, S. 7 ff., ferner u. a. Dehio, Geschichte der deutschen Kunst III². Schnürer s. oben.

3 ME's Familie, insbesondere ihr Großvater Heinrich R. übte durch seinen Kunstsinn und Reichtum einen entscheidenden Einfluß auf Kunst und Wissenschaft in Schleswig-Holstein aus. Dargestellt von Hirschfeld, „Herrenhäuser und Schlösser in Schleswig-Holstein".

tektur bekannt gemacht. Typisch für ihre Zeit ist der Zentral- und Kuppelbau eines Bramante (1444–1504) und eines Michelangelo (1475–1564). In Form der Kuppel wird gleichsam der Himmel auf die Erde „herabgeholt". Die Halbkugel wurde dabei durch Aufsetzung einer Laterne gern noch überhöht, jenseitige Fernen andeutend. Die Malerei mit sich weitenden Räumen und Plastiken, seien es Putten, Engel oder Heilige betonten durch Gesten und Mimik die Verbindung von Himmel und Erde[4]. Beispiele für diese Auffassung sind unter vielen St. Peter und St. Ivo in Rom, zahlreiche bayrische und österreichische Kirchen, in der Hildesheimer Diözese in mancher Hinsicht der Hildesheimer Dom und St. Clemens in Hannover vor der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg, ferner in Schleswig-Holstein, der Heimat unserer Gräfin, manche Schlösser ihrer Familie[5].

Das Ringen im künstlerischen Ausdruck und die philosophische Neubesinnung im katholischen Raum nach der Reformation sind eng miteinander verbunden, so daß manche zu der Behauptung verleitet werden, der Barock sei eine katholische Kunstrichtung. Nichts wäre irriger als dieses, wie Hausenstein überzeugend beweist[6]. Schon die Tatsache, daß in der protestantischen Heimat unserer Gräfin in Dänemark/Schleswig-Holstein oder in Brandenburg[7] oder in Leningrad Barock-Kunstwerke ebenso vertreten sind wie in romanischen Ländern und in Süddeutschland, widerlegt diese Behauptung. Wenn gleichzeitig mit dem Übergang von der Renaissance zum Barock eine tiefgreifende, religiöse Erneuerungswelle im Katholizismus einsetzte, so ist dieses Faktum – oft als religiöser Frühling bezeichnet – primär als eine Folge des Trienter Konzils zu erklären. Von Italien aus über Spanien und Frankreich ging diese Entwicklung schließlich auch nach Deutschland über. Von ihr erhielt ME bereits in Frankreich den ausschlaggebenden Impuls zu ihrer Entfaltung.

Zur Verdeutlichung der auslösenden Faktoren ihrer Persönlichkeitsfindung muß noch einiges zum Trienter Konzil (1545/49; 1551/52; 1561/63) gesagt werden. Das Ziel dieser Kirchenversammlung war zunächst die Wiederherstellung der Glaubenseinheit. Sie wurde jedoch nicht erreicht. Dennoch war das Konzil von größter Bedeutung, da die katholische Glaubenslehre den Reformatoren gegenüber klarer herausgestellt wurde; insbesondere trug die Stellungnahme der Kirche zur Rechtfertigungslehre des Protestantismus dazu bei, die Gläubigen sicherer zu machen. Nach katholischer Auffassung war Rechtfertigung nicht nur geschenkte Gnade schlechthin. Der menschliche Wille wurde nicht als vollkommen

---

[4] Vgl. Schnürer, ebd. S. 70, 71 und 76 ff.
[5] Vgl. S. 72 dieser Studie.
[6] Hausenstein, Einleitung zum Bildteil S. 10 ff.
[7] U. a. Berliner Schloß, erbaut von A. Schlüter.

unfrei erklärt, wie es der Protestantismus vertrat, sondern der Mensch würde durch die zuvorkommende Gnade aus seiner Passivität herausgehoben und zum sittlichen Handeln aufgerufen[8].

Nicht weniger wichtig ist, daß das Konzil auch Dekrete zur Beseitigung von Mißständen in der damaligen Kirche erlassen hat, angefangen von der Reform der Priesterausbildung bis zur Verurteilung der Pfründenwirtschaft mit der Häufung der Ämter in einer Hand. Manche Bischöfe – oft ohne Priesterweihe – residierten aufgrund stattlicher Pfründe mit fürstlichen Pomp in den Diözesen. Zustände, wie sie ME in Frankreich wie auch in Deutschland erlebte, zu deren Beseitigung sie Stellung bezog.

Hier mag die Frage berechtigt sein, wie es möglich war, daß die entsprechenden Dekrete des Konzils zur Erneuerung des religiösen Lebens so langsam Gestalt annahmen. In Trient war es nicht gelungen, die sog. „Fürstenreform" zu verabschieden, mit der der Ausdehnung der fürstlichen Landeskirchenhoheit Einhalt geboten werden sollte[9]. Die Zeit schien für eine solche Reform noch nicht reif genug. Im Gegenteil, man bedurfte zunächst der Fürsten bei der Durchführung der bereits ergangenen Dekrete, selbst bei solchen, für die Allgemeinheit weniger bekannten, kirchlichen Forderungen, wie die Aufhebung der Duelle, für deren Abschaffung ME sich stark einsetzte[10].

Das Scheitern der Fürstenreform bewirkte ferner, daß Reformen sich nicht gleichzeitig, sondern nacheinander in den verschiedenen Ländern durchsetzen konnten. Die Beteiligung der Landesfürsten gab jeweils den Ausschlag.

Daß das Trienter Konzil auch die Stellung der Frau in der Ehe neu herausarbeitete, sei im Hinblick auf ME erwähnt. Nicht nur, daß die Kirche die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe herausstellte, auch das Verbot heimlicher Ehen, die Sicherstellung für die Freiheit der Frau und ihre Entscheidungsfreiheit bei Eingehung einer Ehe, wurden in einem kirchlichen Eherecht niedergelegt[11], dessen Bedeutung ME in ihrem eigenen Leben erfahren mußte.

Die im 16./17. Jahrh. einsetzende religiöse Erneuerung ist mit Namen verbunden, die in der Kirchengeschichte einen großen Klang haben und für ME beispielhaft wurden. So u. a. in Italien: Bellarmin, Philippo Neri, Karl Borromäus; in Spanien: Theresa von Avila, Johannes vom Kreuz, Ignatius von Loyola; in der Schweiz und in Frankreich: Franz

---

[8] Schuchardt-Schütte: „Die Kirche in Geschichte und Gegenwart", 1970, S. 410 ff., ferner Schnürer, ebd., S. 54 ff.
[9] Schnürer, ebd., S. 51 ff., 513 ff.
[10] S. Seite 97 dieser Studie.
[11] Schnürer, ebd., S. 56.

von Sales, Johanna von Chantal, Vinzenz von Paul und Camus; in Deutschland: Petrus Canisius. Jeder Name beinhaltet ein Programm – auf das eine Ziel gerichtet, einen neuen Anfang im religiösen Leben zu beginnen.

Die alten bekannten Orden – wie die Benediktiner, Dominikaner, Franziskaner, Kapuziner und Augustiner – besannen sich auf ihre vom Stifter gewollte Zielsetzung. Die Jesuiten erlebten eine länderumfassende Blüte. Zu den alten Orden gesellten sich zahlreiche neue Orden im 16. und 17. Jahrhundert, so auch der Annuntiatenorden, dem sich ME anschloß. Diese Neugründungen verpflichteten sich, vornehmlich im Sinne des Tridentinums zu arbeiten, wobei die Verehrung des Altarssakramentes und die der Muttergottes für das innere Leben vorrangig war. So erklären sich auch die Namen neuer Orden, von denen etliche – wie der, dem sich ME anschloß – auf das Marienleben Bezug nahmen[12].

Auch eine Intensivierung des kirchlichen Lebens für das Volk setzte in der Barockzeit ein, wobei Predigten nun auch für weitere Kreise zugeschnitten wurden. Gründungen von Schulen, auch für Unbemittelte, fallen verstärkt in jene Zeit[13], wie auch ME eine Schulgründung in Hildesheim plante. Zahlreiche Gruppierungen von Laienbruderschaften, die z. T. wie in Spanien in besonderer Tracht bei Prozessionen erschienen, bildeten sich zunächst in den romanischen Ländern, dann später auch in Deutschland. Die kirchlichen Veranstaltungen kamen der Volksfrömmigkeit sehr entgegen und wurden gern mit weltlichen Feiern verbunden. So bot man dem Volke im Anschluß an die Fronleichnamsfeier Sakramentenspiele an[14], beim Kirchweihfest die Kirmes. Zur Marienverehrung pflegte man wieder das Aveläuten am Morgen, Mittag und Abend[15], ebenso verbreitete sich das Rosenkranzgebet und die Lauretanische Litanei im Anschluß an die Schlacht von Lepanto (1571). Bei besonderen Anlässen wurde im Gottesdienst die Liturgie durch Musik, im Gegensatz zum Protestantismus, feierlich gestaltet. So wurden Werke

---

12 Einen Überblick über Neugründungen von Orden dieser Zeit gibt Adrien Schoenebeek, Amsterdam, 1688 (Courte et solide Histoire de la fondation des ordres religieux). Vgl. dazu ferner P. Hypolyt Heliot, Ausführliche Geschichte aller geistlichen und weltlichen Klöster- und Ritterorden für beiderlei Geschlechts, Aus dem Französischen übersetzt IV. Bd., Leipzig 1754, Max Heimbucher, Die Orden u. Kongregationen der Katholischen Kirche, Paderborn, 1896.

13 Philippo Neri – der Freund der römischen Straßenkinder, Karl Borromäus mit seinem Buch über die christliche Erziehung, Joseph von Calasanza, der 1592 in Rom die erste öffentliche, unentgeltliche Volksschule einrichtet – sind bahnbrechend für die Unterrichtung der breiten Volksmassen geworden. Vgl. dazu u. a. Schnürer, S. 59/60, 103, ferner S. 127 ff. dieser Studie.

14 Dem großen spanischen Dramatiker Lope de Vega werden 48, Calderon 73 Sakramentenspiele nachgewiesen. Schnürer ebd. S. 211 ff.

15 Etwa um 1500 eingeführt.

von Palestrina im Kirchenraum aufgeführt[16]. Choräle dieser Epoche sind Allgemeingut des christlichen Volkes bis in unsere Tage geblieben[17].

Daß ME, die aus dem strengen, nüchternen Protestantismus von Schleswig-Holstein nach Paris kam, von dieser, auch das Gemüt ansprechenden Frömmigkeit erfaßt wurde und dann ihrem Sinngehalt nachging, ist nicht verwunderlich. Dieses um so mehr, als im Pariser Kreis unter Leitung von Vinzenz von Paul (1581–1660) das Streben des Einzelnen nach Verinnerlichung in eine neue, soziale Richtung, zum Verständnis und zur tätigen Hilfe für den Mitmenschen gelenkt wurde[18], was wir heute gern mit der horizontalen Auswirkung des Christentums im Gegensatz zur vertikalen Einstellung zu Gott umschreiben.

Noch eine andere schon erwähnte Geistesströmung der Barockzeit, gewissermaßen ein Paradoxon zum religiösen Frühling, beherrschte das Denken der Mächtigen: der Absolutismus, gestützt auf Macchiavelli. Vergessen war damit der Humanist Erasmus (1466–1536) mit seiner grundlegenden „Unterweisung des christlichen Fürsten"[19], unbeachtet blieb Thomas Morus (1478–1535) mit seinen staatspolitischen Ideen in seiner „Utopie"[20]. Überholt waren die naturrechtlich unterbauten Kontroversen des spanischen Jesuiten Suarez (1548–1617), der sich dem englischen König Jakob wegen seiner Ballung von weltlicher und geistlicher Macht widersetzte[21]; unbequem war auch der Freund von ME, der bekannte Hofprediger Camus, der Wegbereiter für moderne Staatsrechtslehre auf christlicher Grundlage mit der Einbeziehung aller Volksschichten in die Verantwortung des Parlaments[22]. Statt dessen wurde Macchiavelli zum Leitbild für die Kardinäle Richelieu und Mazarin, die selbstmächtigen, königlichen Berater und Minister, deren Tätigkeit ME aus nächster Nähe miterlebte. Nach Macchiavelli brauchte der Fürst nur an seine eigenen Interessen im Staate zu denken, wobei die Anwendung der Mittel nebensächlich, aber der Schein von Religion notwendig sei[23]. Damit war zugleich die Nichtachtung der positiven Rechte der Menschen ausgespro-

---

16 K. G. Fellerer, Palestrina 1930, S. 51 f. Schnürer, ebd., S. 88.

17 Zahlreiche Gesänge jener Zeit bilden noch heute einen wesentlichen Anteil beim Kirchenliedgut. So zählte das „Canta bona" der Diözese Hildesheim, das Ende 1975 auslief, rd. 350 Lieder aus dem 15.–17. Jahrhundert.

18 Vgl. S. 82 Fußnote 6 dieser Studie.

19 „Institutio principis christiani" (1515).

20 „Utopia" – erster staatsphilosophischer Roman der Neuzeit – geschrieben nach dem Besuch von Erasmus 1516.

21 Schnürer, ebd., S. 173.

22 S. Seite 37 dieser Studie.

23 Macchiavelli „Il Principe" § 19: „Ein Fürst ... ist oft genötigt um seinen Platz zu behalten, gegen Treue, Nächstenliebe, Menschlichkeit und gegen die Religion zu handeln. Aber nichts ist notwendiger als den Schein der Religion zu haben."

chen, die der Freund unserer Gräfin – der Bischof Camus – gestützt auf das Naturrecht, so nachdrücklich verteidigte. Statt dessen wandte Kardinal Richelieu und noch unverblümter sein Günstling Kardinal Mazarin den Begriff der „Staatsraison" skrupellos an[24], auch in der Außenpolitik, um damit die Vorherrschaft Frankreichs in Europa und die Entmachtung der Habsburger zu erreichen. Aus machtpolitischen Gründen verband sich auch Frankreich im 30jährigen Krieg mit den Schweden gegen den deutschen Kaiser, d. h. das katholische Frankreich stand auf schwedisch-protestantischer Seite und erreichte im „Westfälischen Frieden" (1648) die Zerstückelung Deutschlands.

Richelieu hatte 1635 ME's Gatten, Josias von Rantzau, als Feldherrn nach Frankreich geholt. Mazarin, der einen Konflikt mit ihm offen austrug, inhaftierte ihn 1650, wobei er dennoch Freundschaft für ME vortäuschte. Beide Staatsmänner übertrafen ihren Lehrmeister Macchiavelli und bedienten sich für ihre politischen Machenschaften des willfährigen Gelehrten Naudé, dessen Betrachtungen über „Staatsstreiche für Zunftpolitiker" ihnen schrankenlos Rechtfertigung zubilligte, sich über Recht und Sitte hinwegzusetzen. Selbst die „Bartholomäusnacht", das schreckliche Blutbad gegen die Hugenotten (1572), war bei deren Auffassung nur ein nicht genügend durchgeführter Staatsstreich.

Die sozialen Nöte der breiten Volksmasse waren diesen Staatsmännern nicht nur fremd, sie nutzten das arme Volk vielmehr zu überhöhten Opfern für den Hof in Paris aus, wobei sie ihre persönliche Bereicherung nicht vergaßen. Obwohl am königlichen Hof Gelehrte und Theologen wie u. a. Vinzenz von Paul und Camus von der tridentinischen Geisteserneuerung erfaßt, ihren Einfluß geltend machten, wurden sie durch die beherrschende Stellung von Richelieu und Mazarin, die in Wahrheit die Geschicke ihres Landes lenkten, überspielt. Die Idee vom guten, gerechten Königtum wurde in die des „Allerchristlichsten Königs" umgewandelt und nur noch als Vokabel im Munde geführt. Mit dieser zwielichtigen Haltung der politischen Gewalthaber wurde ME tagtäglich konfrontiert.

Ludwig XIV., kurz vor ihrer Ankunft in Paris (1640) im Jahre 1638 geboren, unterstand seit frühester Kindheit den beiden Ministern und wurde gezielt und systematisch für die Rolle eines absoluten Fürsten vorbereitet. Sein Wort „L'État c'est moi" ist die Grundidee aller absoluten Fürsten geworden.

Als Gegenströmung zum Absolutismus bildete sich im Feudaladel die sog. „Fronde". Sie stand unter maßgeblicher Führung der Verwandten Ludwig XIV., den Bourbonischen Herzögen und Grafen von Orleans.

---

[24] Fr. Meinecke, Die Idee der Staatsraison, S. 59.

Mit dieser Gruppe pflegte der Gatte der Gräfin enge Verbindung, die nicht nur auf militärische Zusammenarbeit beschränkt blieb. Der Kreis von Orleans forderte – wenn auch eigene Interessen mitspielten – in schwer zu durchschauendem Spiel mit dem Volk die Einschränkung seiner belastenden Steuern und die Erweiterung seiner Rechte im Parlament.

Es ist eine Tragik der französischen Geschichte und darüber hinaus für Westeuropa, daß diese Gedanken sich nicht durchzusetzen vermochten. Dieses hätte die Französische Revolution 1789 vielleicht verhindern, zumindest abschwächen können.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß der politischen und sozialen Bedrückung im „Goldenen Jahrhundert" des Barockzeitalters, jener Aufbruch gegenübersteht, der in schöpferischer Kunst und religiöser Erneuerung uns bis heute fesselt. Kunstwerke von einmaligem Wert in den Museen und großartige Bauten in allen Hauptstädten der westlichen Welt, die ihre Entstehung durchweg weltlichen und kirchlichen Fürsten verdanken, sind noch heute Zeuge vom Aufschwung und dem Elan der Künste und Wissenschaften jener Epoche. Die religiösen Triebkräfte, die mit dem Leben von ME noch näher dargestellt werden, haben die Kirche gestützt, vielleicht weitgehend gerettet und sie darüber hinaus an Aufgaben zur erweiterten sozialen Öffnung herangeführt. Grandios und verwirrend zugleich, daß die negativen und positiven Strömungen der Barockzeit – die sozial-politischen einerseits und die künstlerischen und religiösen andererseits, sich gleichzeitig und wechselseitig entfalteten.

ME, die am Rande der Weltgeschichte diese Entwicklungen in Frankreich und Deutschland selbst erlebte, hat nicht nur ihre eigene religiöse Erneuerung und Vervollkommnung im beschaulichen Annuntiatenorden zum Ziel gehabt, sondern durch eine damals unerhört kühne Bereitschaft – ihrer Zeit vorauseilend – sich für Frieden in der Welt und für die Wiedervereinigung der Konfessionen eingesetzt.

Reichsmarschall Josias von Rantzau – Gatte von Maria Elisabeth von Rantzau – als Typus des barocken Feldherrn und Edelmannes

Die frühe Entwicklung von ME ist eng mit dem Leben ihres Gatten Josias von Rantzau verknüpft. Er war der Prototyp des Barockmenschen, „ein typischer und glänzender Vertreter der adeligen Abenteurer seiner Zeit: elegant, rücksichtslos, begabt, voll Lebenslust und ohne Todesfurcht, in seinem Gedankengang bald ritterlich, bald brutal, ebenso un-

widerstehlich als Kavalier wie als Krieger"[1]. Er entstammte der gleichen Linie der Rantzau-Familie[2] wie seine Frau und wurde auf dem reichen Herrensitz Schloß Bothkamp[3] in Schleswig-Holstein 1609 geboren[4]. Seine Eltern bestimmten ihn für die Militärlaufbahn, obwohl er auch wissenschaftliche Begabungen zeigte. Er beherrschte acht Sprachen, hatte viel Verständnis für Mathematik und technische Dinge und war vollendet in allen Künsten, die zum Bilde eines damaligen Edelmannes gehörten. Seine militärische Ausbildung erhielt er in einer Ritterschule in Holland und dann bei dem bekannten Feldherrn Moritz von Nassau, Prinz von Oranien. Josias war in holländischen und schwedischen Kriegsdiensten unter Gustav Adolf, danach in deutschen Diensten mit seinem Anteil an dem Sieg für die Kaiserlichen bei Mantua 1630, dann wieder bei den Schweden mit seinem Sieg über die kaiserlichen Truppen bei Pfaffenhofen 1634 – ein kosmopolitischer Wechsel des Dienstes, der mit der damaligen Auffassung eines Soldaten ohne weiteres vereinbar war. Der Sieg bei Pfaffenhofen, der Josias bei Freund und Feind große Anerkennung brachte, öffnete für Frankreich den Weg nach Lothringen mit allen Konsequenzen für die französische Außenpolitik. Die steile, militärische Karriere des Josias wurde mit einem fast legendären Ruf seines ererbten, siegreichen Schwertes umwoben. Mit dem Tode von Gustav Adolf von Lützen (1632) schien das Ende seiner militärischen Laufbahn besiegelt zu sein.

Die kleine Republik Straßburg berief aber den nun schon bekannten Josias zu ihrem Gouverneur und Kriegsobersten. Dort übernahm er zwei Jahre lang alle „Kriegs- und Friedensämter". Vom Volk wie ein Vater verehrt, wurde er mit dem Kardinal von Retz bekannt, dem Schüler von Vinzenz von Paul und dem späteren großen Gegenspieler von Mazarin[5]. Retz wurde auch Gönner von ME und war ihr später auf dem Weg von Paris nach Hildesheim behilflich.

---

1 Plovgaard, „Hedwig Margarete Elisabeth Rantzau" in Stenoniana Catholica Nr. 3, Nov. 1955, S. 86.

2 Zur Genealogie s. S. 66 dieser Studie.

3 R. Haupt, „Heinrich Rantzau und die Künste" in Ges. Schleswig-Holsteinsche Geschichte, 1926, S. 1–67. Haupt bezeichnet Bothkamp als „Krone aller Herrenhäuser in Schleswig-Holstein", erbaut 1547, S. 33 und P. Hirschfeld, Herrenhäuser und Schlösser in Schleswig-Holstein. Letzterer gibt einen ausgezeichneten kunsthistorischen Überblick über Bauwerke in Schleswig-Holstein unter den Rantzaus.

4 Für die Kurzbiographie des Josias wurden herangezogen die schon erwähnten Leichenreden von Camus und Hédélin (s. Literaturverzeichnis) ferner Allgem. Histor. Lexikon Bd. IV, S. 26; Jöchers Allgemeines Gelehrtenlexikon, Bd. I u. Bd. III; K. von Rantzau, Das Haus Rantzau; von Dissow (Pseudonym für Prof. Dr. Albrecht von Rantzau), Adel im Übergang; La Rousse du XXe siècle, V. Bd., S. 928; Grand Larousse encyclop. Bd. IX, S. 13.

5 Vgl. dazu „Mémoires du Cardinal de Retz", Amsterdam 1718.

Im Jahre 1635 begleitete Josias den Schweden Oxenstierna bei einer politischen Botschaft nach Paris, wo der junge Offizier wegen „seiner ausgezeichneten physischen, moralischen und geistigen Eigenschaften besonders vom König Ludwig XIII. sehr wohl gesehen war“[6]. Dieser bot ihm auf Vorschlag von Richelieu das Amt eines Feldmarschalls an[7]. Josias, gerade 25 Jahre alt, nahm es an und verblieb nunmehr in Treue diesem Lande und seinem König bis zum Tode verbunden.

Richelieu stellte Josias bei erster Gelegenheit bei einem Ball der Königin Anna vor. Dabei wurde er von ihr zum Tanze aufgefordert. Dieses gesellschaftliche Ereignis, das über die am französischen Hof herrschende strenge Etikette weit hinausging, war Tagesgespräch in Paris[8]. Später tauchten sogar Gerüchte um Bindungen besonderer Art zum Königshaus auf, genauer gesagt zur Königin Anna d'Autriche, der Gattin des kranken Ludwig XIII.

Die unerwartete Geburt des Dauphin (1638), des späteren Königs Ludwig XIV., nach 23jähriger Ehe der Anna d'Autriche, wurde in Frankreich als ein Wunder angesehen. Nun war die Thronfolge gesichert und vereitelte Spekulationen des Herzogs von Orleans, des Bruders Ludwig XIII., auf den französischen Thron. Die Frage einer möglichen Vaterschaft des Josias von Rantzau, von Ranke distanziert erwähnt, von der Presse[9], selbst von einem Schulgeschichtsbuch[10] publiziert, ist nur dann einwandfrei zu beantworten, wenn die amtlichen Quellen für die Forschung zugänglich gemacht werden[11]. Dieser Punkt wäre hier nicht erwähnt, wenn nicht ME nach ihrer Ankunft in Paris 1640 – entgegen sonstiger strenger Etikette – in fast mütterlicher Weise von Anna d'Autriche am Hofe aufgenommen wäre. Die von der Königin benutzten Anreden „mon cher cousin“ für Josias und „ma chère cousine“ für ME

---

6 A. Räß, Die Convertiten seit der Reformation, Bd. 6, Freiburg 1868, S. 366.

7 Allgemeines Historisches Lexikon S. 281.

8 Rantzau, S. 156/7. Zitat aus den Memoiren eines Zeitgenossen: „Ein junger Herr, Graf von Rantzau, bisher am Hofe unbekannt, wurde in diese illustre Gesellschaft eingeführt. Durch seine sehr gute Erscheinung fiel er sowohl bei den Damen als auch bei den Herren auf. Der ungewöhnlich gute Eindruck seiner Person, sein Auftreten und seine galanten Manieren, auch seine Art zu tanzen, was in jener Zeit und an jenem Ort besonders geschätzt wurde, fanden allgemeine Bewunderung bei den Anwesenden. Es verschaffte ihm die Ehre, erwählt zu werden, mit der Königin zu tanzen, eine Gunst, die in jener Zeit und an jenem so feinsinnigen Hofe, wie dem in Frankreich, nicht mal für distinguierte Personen ihres Ranges und ihrer Geburt selbstverständlich war.“ (Übersetzung Verfasserin d. Studie.)

9 Ausschnitt aus einer französischen Zeitung (ohne Angabe der Zeitung u. Datum) im Breitenburger Archiv.

10 Mündliche Aussage d. Grafen O. v. Rantzau im November 1974 über das von ihm benutzte Schulbuch in Bayern.

11 Rantzau, ebd., S. 149 und Anhang – ohne Seitenzahlen.

sind jedenfalls als ungewöhnlich zu bezeichnen[12]. Ergänzend seien u. a. noch kostbare Stickereien der Königin Anna d'Autriche und ihrer Hofdamen angegeben, die sie für unsere Gräfin fertigten[13], auch daß später Mitglieder der königlichen Familie während der Französischen Revolution in Schloß Breitenburg, dem Stammschloß der ME, Schutz suchten[14]. Man kann nicht umhin, von einer Sonderstellung der beiden Rantzaus am Pariser Hof zu sprechen, eine Stellung, die ME Begegnungen mit führenden Persönlichkeiten erbrachte, die darüber hinaus auch zu ihrer Konversion und letztlich zu ihrem Lebenswerk Anstoß gegeben haben.

Die Meriten des Josias von Rantzau sind keineswegs nur im genüßlichen Leben eines reichen Edelmannes zu suchen, sondern vom Typ – und wie auch von seinen Vorfahren her – war er Soldat, durch und durch Soldat, bis zum Draufgänger, dem Züge eines Landsknechtes nicht fehlten. So war Richelieu der Ansicht, daß der junge Rantzau bei mehr Vorsicht Unannehmlichkeiten hätte vermeiden können, selbst diese oder jene seiner Verwundungen[15]. Trunksucht und Spielleidenschaft, die großen Laster der Gesellschaft in den Salons wie draußen im Felde, sind ihm nach den Annalen nicht fremd gewesen[16]. Josias war Typus des Diesseits bejahenden Barockmenschen, dessen blonde Schönheit am Pariser Hof auffiel, was selbst das Kirchenlexikon für erwähnenswert hält[17] – jeder Zoll ein Ritter, aber vor allem ein Feldherr von Format und unerschrockener Krieger, wie ihn ein lebensgroßes Gemälde auf sich bäumendem Roß im Breitenburger Schloß darstellt.

Wenn auch Josias keine weltumstürzenden Taten vorzuweisen hat, so gehört er dennoch zu den Persönlichkeiten des 17. Jahrhunderts, die in der Geschichte Frankreichs ihren Platz behalten. Durch seine militärischen Erfolge, bei denen er bis zur Verstümmelung 60 Verwundungen erlitt und von allen Gliedern, von denen ein Mensch zwei hat, eines verlor: ein Bein, einen Arm, ein Auge, ein Ohr[18] – hat er sowohl König Ludwig XIII. als auch König Ludwig XIV. Machtzuwachs verschafft und gesichert. Die Ernennung zum Reichsmarschall (15. Juni 1645) und danach zum Gouverneur von Dünkirchen, sind Höhepunkte seiner militärischen Karriere[19]. Die 1649 erfolgte Verhaftung auf Ver-

---

12 Brief der Königin Anna d'Autriche an ME aus Bourg vom 24. 9. 1650, Breitenburger Archiv (s. S. 47 dieser Studie).

13 Es handelt sich um kostbare Bezüge für Stühle und einen Ofenschirm, aufbewahrt im Schloß Breitenburg.

14 Rantzau, ebd., Anhang (ohne Seitenzahlen).

15 Allgemeines Histor. Lexikon IV, S. 26, Grand Larousse encyclopédique Bd. IX, S. 13.

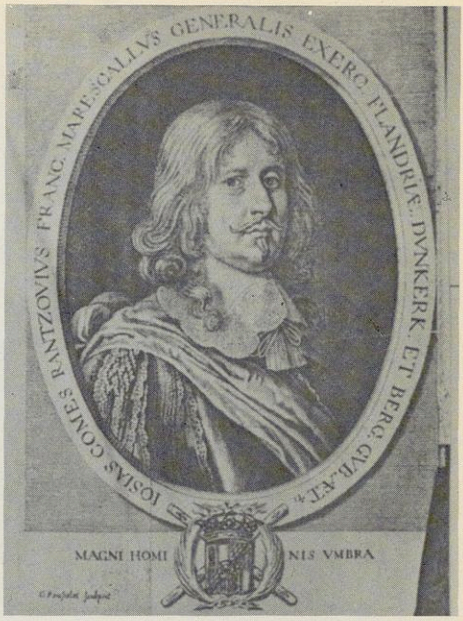
16 Rantzau, ebd., S. 157.

17 Herder, Lexikon für Theologie u. Kirche, I, S. 281.

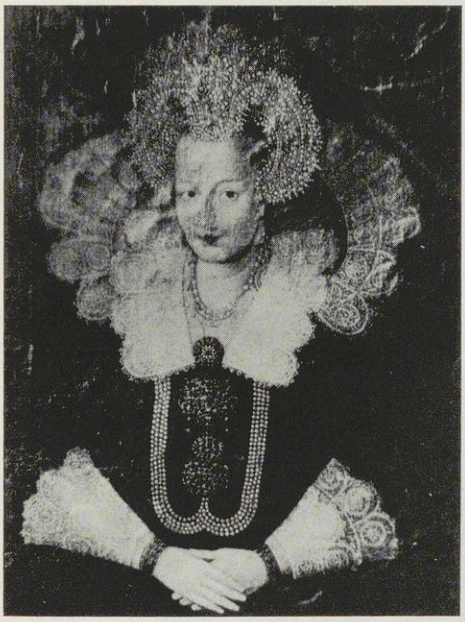
18 Rantzau, ebd., S. 157 ff. u. a.

19 Ebd., und Allgem. Historisches Lexikon IV, S. 26.

1
Gräfin Hedwig, Margarete, Elisabeth
(Maria Elisabeth – ME) von Rantzau

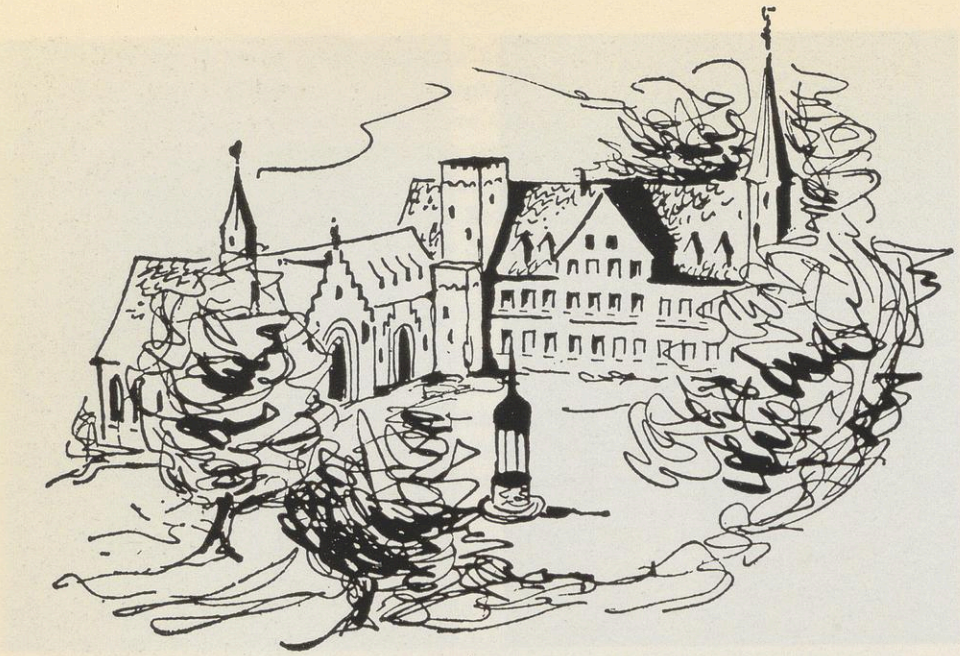


2
Reichsmarschall Josias von Rantzau
Gemahl der Gräfin ME von Rantzau

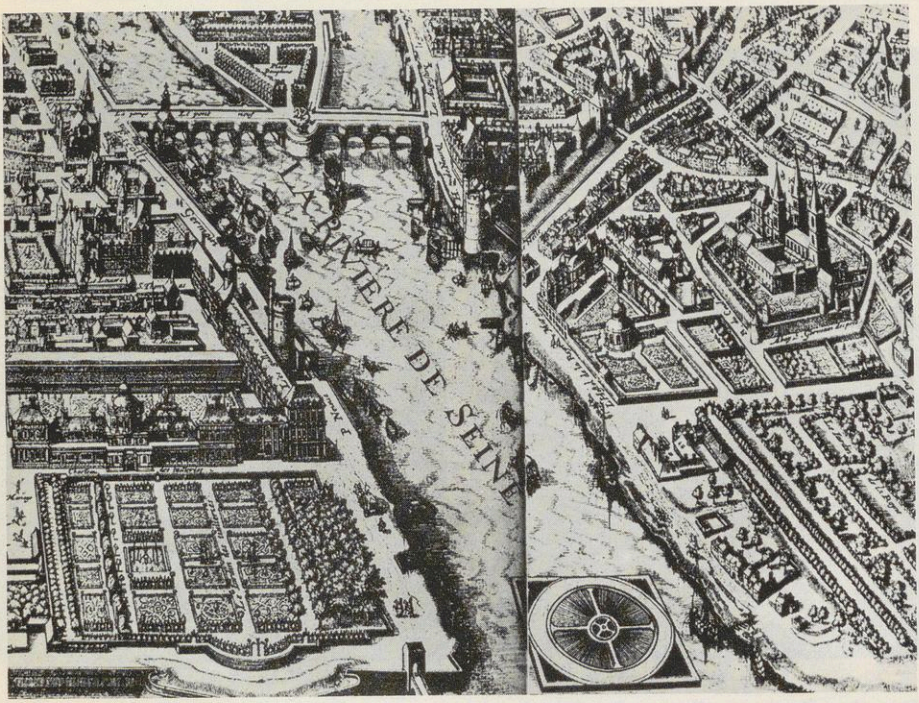


3
Dorothea Rantzau geb. von Brockdorf
Mutter der Gräfin ME von Rantzau

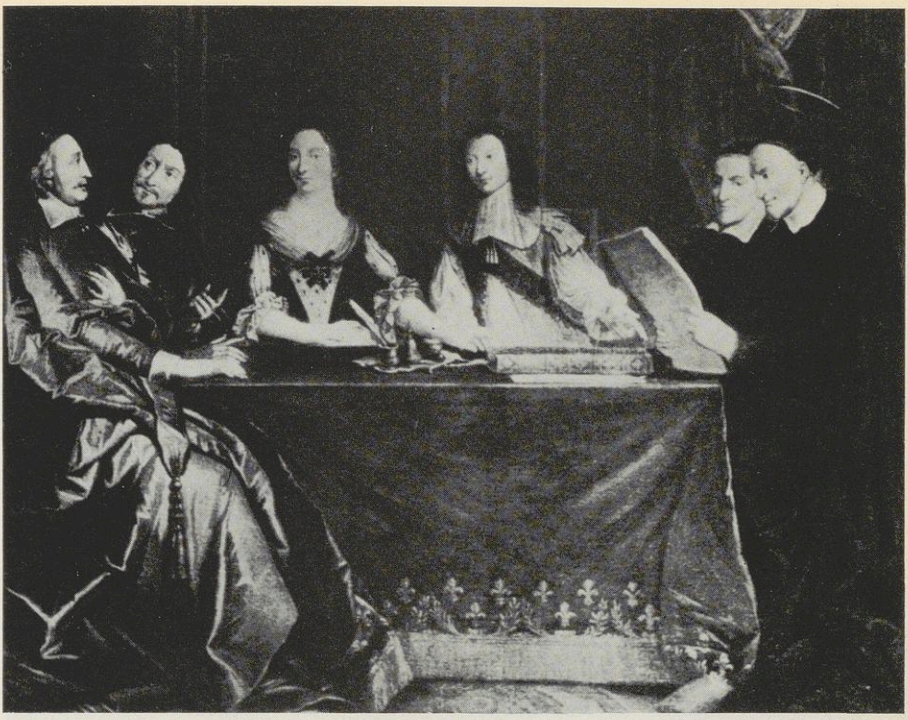
4
Ritter Gerhard Rantzau
Vater der Gräfin ME von Rantzau



5
Stammschloß Breitenburg b. Itzehoe mit umbautem Ansgarbrunnen

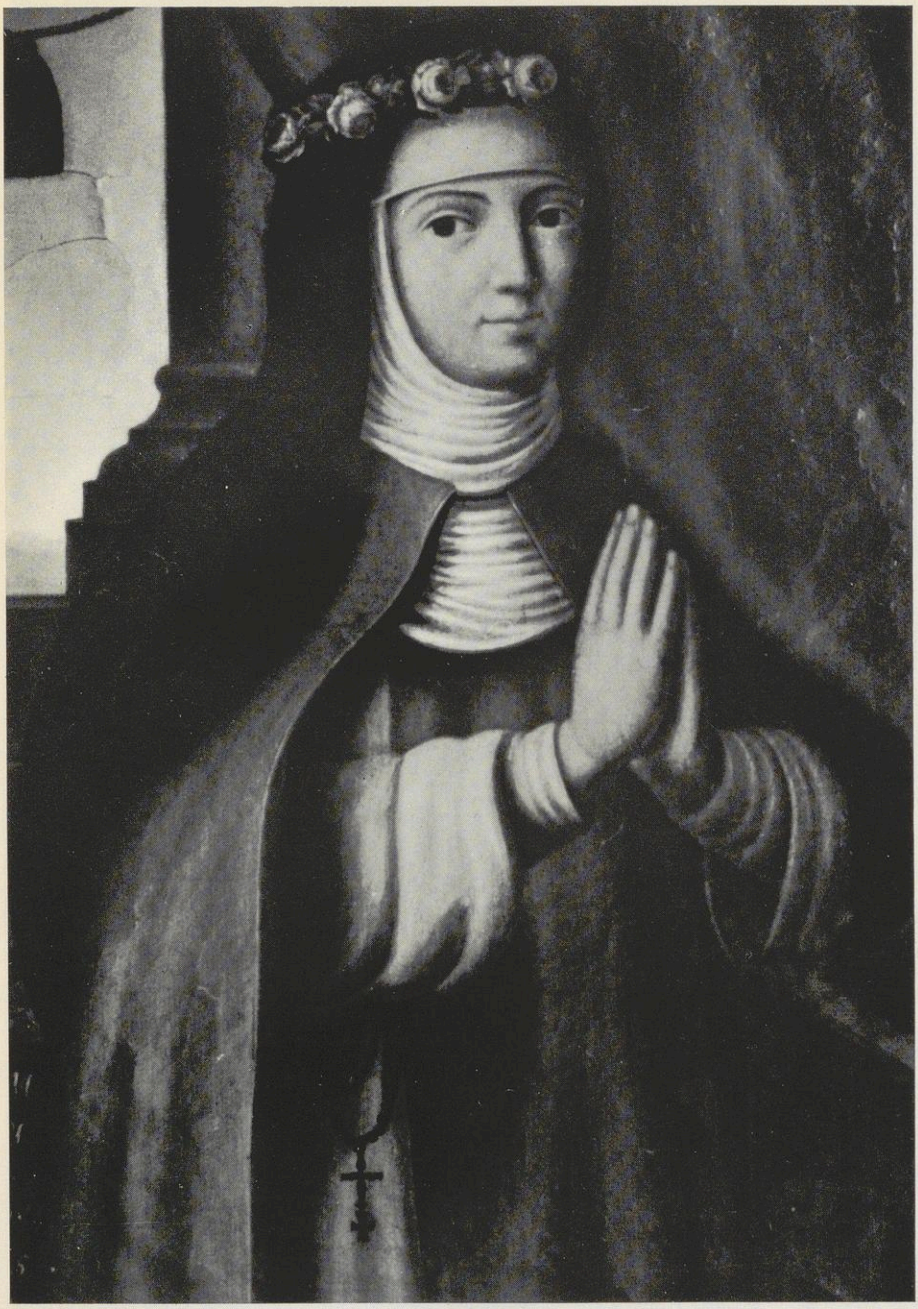


6
Paris – Das königliche Schloß und Umgebung –
der Lebensbereich von ME von Rantzau während ihrer Ehe



7
Der Gewissensrat der Königin Anna d'Autriche,
Richelieu, Mazarin, Anna d'Autriche, Dauphin, –, Vinzenz von Paul

8
Welfenherzog Johann Friedrich
Porträtmedaille 1675, geschn. von Levin Zenemann



9
Maria Elisabeth von Rantzau bei ihrer Einkleidung im Annuntiatenkloster in Paris

anlassung von Mazarin im Zusammenhang mit den spanischen Verwicklungen und der Fronde[20], ließ die Pariser Bevölkerung aufhorchen. Sie forderte die Freilassung von Josias und die Kaltstellung von Mazarin. Letzterer mußte fliehen und fand Zuflucht beim Kurfürsten Ferdinand in Köln, der auch Bischof von Hildesheim war. Josias wurde durch den König freigesetzt, in allen Ämtern ehrenvoll wieder bestätigt und soll nach Hédélin in den Fürstenstand erhoben sein[21]. Doch Josias fand nur noch Zeit zum Sterben. Seine Beisetzung wird als prunkvolles Ereignis festgehalten. Die bei den Trauerfeierlichkeiten gehaltenen Leichenreden von Camus und Hédélin sowie die Aufstellung seiner Büste in der Galerie der Marschälle in Versailles glorifizieren in ungewöhnlicher Weise das Leben und die Taten dieses Feldherrn[22].

Bis in jüngste Zeit hat Josias der Forschung noch ein Rätsel aufgegeben, das mit seiner am 15. August 1645 erfolgten Konversion zum Katholizismus zusammenhängt. Weithin sieht man einen Zusammenhang zwischen seiner Ernennung zum Reichsmarschall und seiner Konversion. Der Camus-Forscher, Prof. Dr. Descrains, Reims, hält es jedoch nicht für abwegig, daß religiöse Motive bei ihm vorrangig gewesen sind[23]. An diesem weit beachteten Schritt des Josias hat, wie die nachfolgenden Darlegungen zeigen, seine Gattin ME großen Anteil gehabt – eine Konversion, der im Sterbejahr von Josias 1650, eine weitere aus der Familie Rantzau in Rom folgte[24], die des Reichsgrafen Christoph von Rantzau, dem großen Wohltäter des Josephinums in Hildesheim[25] und einige Jahre später in Assisi die seines Freundes, des Welfenherzogs Johann Friedrich von Hannover (1651).

---

20 Theatri Europei, VI. Teil, S. 1147 ff.

21 Hédélin, ebd., S. 74 (handschriftlich ergänzt mit weiteren Daten zur Haft im Schloß Viencennes, S. 68 u. S. 74).

22 Rantzau, ebd., S. 157.

23 Brief von Prof. Dr. Descrains an Herrn Domarchivar H. Engfer, Hildesheim vom 6. 5. 1974.

24 A. Räß, ebd., S. 366 f., Anm. 2 „Relation de ce qui s'est passé à la morte de Josias Comte de Rantzau", Paris 1650.

25 Engfer, H., Reichsgraf Christoph von Rantzau. Gymnasium Josephinum, Bericht über d. Schuljahr 1969/70, S. 57.

B

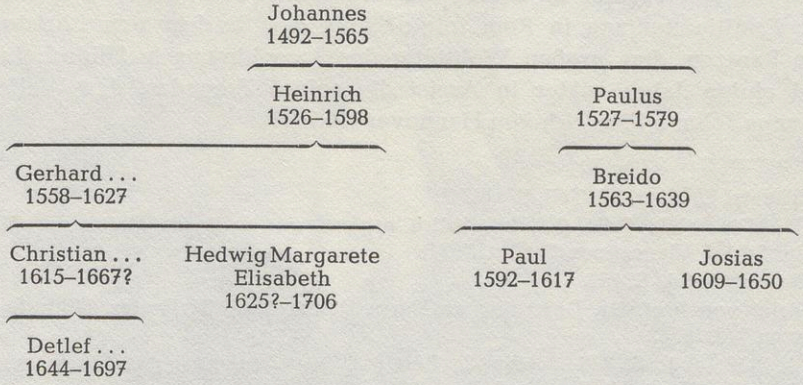
Die drei Lebensstationen der Maria Elisabeth von Rantzau

I.

In Schleswig-Holstein – als Kind eines holsteinischen (dänischen) Geschlechtes

ME entstammte – wie ihr Gatte Josias – dem alten norddeutschen Adelsgeschlecht Rantzau[1], das an der Wende der Neuzeit durch die politische Zugehörigkeit Schleswig-Holsteins zu Dänemark mit diesem Lande verbunden war. Darum befinden sich im Reichsarchiv zu Kopenhagen zahlreiche Dokumente zur Familiengeschichte, die zugleich auch dänische Geschichte ist[2]. Letztere ist eng verbunden mit dem Namen des großen Staatsmannes und Feldherrn Johannes Rantzau, dem Urgroßvater sowohl von ME als auch von ihrem Gatten Josias von Rantzau.

VIII. Linie der reichsunmittelbaren Grafen, Herren auf Rantzau
(Genealogische Tafel nach Karl von Rantzau)



[1] Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Gräflichen Häuser 1849, S. 514; 1895 S. 854; 1901 S. 653; 1907 S. 667. Johannes Hübner: Genealogische Tabellen Bd. II, 1727, Tab. 666, Bd. IV, 1733, Tabelle 1301/2. Rantzau, Das Haus Rantzau. Seine genealogische Übersicht der Familie Rantzau gibt einen detaillierten Stammbaum, der bis ins 9. Jahrhundert zurückgeht und acht Linien aufweist, während der Gothaer Kalender drei Linien unterscheidet. Dr. K. v. Rumohr, ein Verwandter der Rantzaufamilie, teilte der Verfasserin im November 1975 mit, daß die Familie Rantzau 1976 ihr 750jähriges Familienjubiläum feiert.

[2] Die Nachforschungen in Kopenhagen haben ergeben, daß über ME dort keine Unterlagen vorhanden sind.

Hedwig, Margarete, Elisabeth von Rantzau[3] wurde als siebtes Kind des Gerhard Rantzau, des letzten Ritters seines Geschlechtes und seiner Gattin Dorothea von Brockdorf geboren. Unsicherheit besteht über das Geburtsjahr und den Geburtsort. In dem durch Kriegseinwirkung 1945 vernichteten Codex Beverina 363 soll nach Dr. Kratz sowohl das Geburtsjahr 1629 als auch 1627 angegeben sein. Auf einem Foto nach einem Gemälde von ME im Besitz von Herrn Dr. von Rumohr (ein Verwandter der Familie Rantzau) ist als Geburtsjahr 1626 vermerkt. Nach den Nachforschungen der Verfasserin dieser Studie ist auch 1625 einzubeziehen. Diese Vermutung stützt sich auf das im Breitenburger Schloßarchiv aufbewahrte Eheversprechen zwischen Josias von Rantzau und ME von Rantzau vom 25. 1. 1634. Die Unterschrift von ME ist nicht die eines Kindes von fünf bzw. sieben Jahren. Bei dem angenommenen Geburtsjahr 1625 wäre sie neun Jahre gewesen. Auf dieses Datum lassen sich alle weiteren urkundlich bekannten Fakten – bis auf eine Ausnahme – lückenlos aufbauen[4].

Als Geburtsort ist im Codex Beverina 363 Schloß Hardersleben im Herzogtum Schleswig erwähnt, aber auch Schloß Drage bzw. Schloß Breitenburg tauchen in den Urkunden auf. Mit Schloß Breitenburg, dem Stammsitz der Familie, war ME besonders verbunden. Auf diesem Schloß hatte sich ihr bedeutender Urgroßvater Johannes gern aufgehalten, sofern er nicht durch Staatsgeschäfte in Kopenhagen verpflichtet war. Im Hinblick auf ME sind einige Familien-Angaben unerläßlich. Nach gründlichen Studien und militärischer Ausbildung hatte Johannes Rant-

---

[3] Die Cod. Beverinae, Hildesheim (363/365), die biographische Angaben über Margarete Elisabeth von Rantzau (im Text ME genannt) enthalten haben, sind – wie oben erwähnt – durch Kriegseinwirkung verloren gegangen. Der Codex 364 soll eine aus dem Annuntiatenkloster stammende Handschrift enthalten haben, die nach einer Bleistiftnotiz von der Gräfin selbst revidiert sein soll. Hier werden Zweifel angemeldet. „Bleistiftnotizen" können aus technischen Gründen im 17. Jahrhundert nicht möglich gewesen sein und dürften daher später eingefügt sein. Über Ursprung und Verfasser der Bleistiftnotiz besteht Unklarheit. Der frühere Dombibliothekar Dr. Kratz hat die vorgenannten Cod.Bev. 363–365 ausgewertet: Vgl. dazu Artikelserie im „Bernwardsblatt" 1891 Nr. 35–38 „Zur Geschichte des Annuntiatenklosters, Klein Bethlehem in Hildesheim". Darauf wird im folgenden Bezug genommen. – Bei dem angenommenen Geburtsjahr 1625 ergibt sich eine Schwierigkeit, wenn die Todesanzeige der ME (s. S. 137 dieser Studie) herangezogen wird. Danach soll ME 77 Jahre alt geworden sein. Legt man das Geburtsjahr 1625 zugrunde, dürfte ME 81 Jahre erreicht haben. Nach Kratz ist unsere Gräfin seit 1697 bettlägerig krank gewesen. Schlaganfall? Es könnten sich bei dem Alter von ME Fehler eingeschlichen haben, zumal der Kontakt mit den Verwandten nicht mehr sehr groß gewesen zu sein scheint. Auf einem Foto von einem Gemälde (im Besitz von Dr. von Rumohr) ist als Geburtsjahr 1627 angegeben.

[4] Naumann, Privatstudien.

zau weite Reisen durch Europa und Kleinasien unternommen, wie es die großen Humanisten seiner Zeit zu machen pflegten. In Jerusalem hatte er 1517 als einer der letzten Edlen aus nordischen Landen den Ritterschlag erhalten und anschließend Besuch bei Papst Leo X. gemacht. Schicksalhaft wurde seine Begegnung mit Martin Luther auf dem Reichstag zu Worms 1521. Sie führte zu einer tiefen Freundschaft mit dem Reformator und zog den Übertritt fast aller Mitglieder der weitverzweigten Familie nach sich, dem sich dann, von Ausnahmen abgesehen, der norddeutsche Adel anschloß. Das Stammschloß Breitenburg, in dessen Familienkapelle die Angehörigen von ME zum Zeichen der Zugehörigkeit zur neuen Lehre das Abendmahl unter beiderlei Gestalten annahmen, wurde zur Wiege des Protestantismus im Norden des Deutschen Reiches[5].

Die Welterfahrungen des Johannes Rantzau waren beste Voraussetzungen für seine staatsmännische Tätigkeit. Sein besonderes Verdienst war es, das Haus Oldenburg, das bereits in Schleswig-Holstein mit Unterstützung der Familie Rantzau Fuß gefaßt hatte, auf den dänischen Königsthron zu erheben. Dadurch erklärt sich auch die innige, freundschaftliche Verbindung der Familie Rantzau mit dem dänischen Königshause und die Erhebung des Johannes Rantzau, also dem Urgroßvater von ME, zum Statthalter über die holsteinischen Herzogtümer – ein Amt, das dem eines Vizekönigs gleichkam und später nur an Prinzen der königlichen Familie übertragen wurde.

Die Nachfahren des Johannes in der Descendance zu ME haben durch dieses Amt, unterstützt durch ihren Reichtum, weit über die Grenzen des Landes hinaus, politischen Einfluß ausgeübt. Einmalig in der Adelsgeschichte ist wohl, daß ein vergleichbares Amt fünfmal nacheinander in einer Familie – einer Erbfolge gleich – vergeben wurde, von dem Staatsmann Johannes auf dessen gelehrten Sohn Heinrich, dem Großvater unserer Gräfin, dann auf ihren Vater Gerhard, ja auch noch auf ihren Bruder Christian und ihren Neffen Detlef. Hohe und höchstdotierte Aufgaben folgten diesem Amt.

Eine politische Aufgabe wurde den Rantzaus noch dadurch gestellt, daß sie den König von Dänemark auf den Reichstagen zu vertreten hatten. Der Dänenkönig war zugleich deutscher Reichsgraf und hatte als solcher Rechte und Pflichten auf dem Reichstag wahrzunehmen. Da er aber als König nicht auf der Reichsgrafenbank erscheinen konnte

---

[5] Rantzau, ebd., S. 74. Lediglich von der Schwester des Johannes Rantzau – Katharina Rantzau – Äbtissin des Kanonissenstiftes in Itzehoe ist bekannt, daß sie den Übertritt zur neuen Lehre nicht vollzog. Ihr gemeinsamer Bruder Detlef, Domherr zu Bremen und Hamburg, war 1504 bereits in Rom verstorben.

und wollte, hatte sein Statthalter ihn zu vertreten[6]. So erklären sich zahlreiche diplomatische Aufträge von höchster Brisanz an die Familienangehörigen von ME und ihre Zusammenkünfte mit den Großen der Welt und der Kirche, wodurch sich auch die besondere Stellung der Gräfin in der damaligen Gesellschaft erklärt.

Die beiden Söhne ihres großen Vorfahren Johannes waren der bereits erwähnte Heinrich, der Großvater von ME und der zweite Sohn Paulus, der Großvater von Josias. Beide Söhne wurden nach Wittenberg in das Haus Luthers gegeben, um dort unter Melanchthons Anleitung zu studieren[7]. Ihren Großvater Heinrich hat ME nicht mehr kennengelernt. Er war ein sprachgewandter Humanist, der 23 Bücher aus „allen Gebieten menschlichen Wissens" schrieb und dank seines Reichtums ein Mäzen für Kunst und Wissenschaft wurde. Seine Herrensitze und Schlösser sind bestimmend für die Einführung des Renaissance- und des frühen Barockstils in nordischen Landen geworden[8]. Auch ihren Vater, der das geistige und politische Erbe der Familie fortzupflanzen suchte, hat unsere Gräfin nicht mehr gekannt. Er kämpfte um 1626 in Niedersachsen auf dänischer Seite gegen Tilly. Ob er an der Schlacht bei Lutter am Barenberge beteiligt war, ist nach K. v. Rantzau nicht mit Sicherheit zu beantworten. „Gewiß ist dagegen, daß er nach der Schlacht unter dem dänischen König Christian IV. und an Stelle des dort gefallenen General Fuchs zum Feldmarschall und Befehlshaber des bei Stade sich wieder sammelnden Heeres ernannt wurde."[9]

ME verlor ihren Vater, als sie ein Jahr alt war. Die Erziehung der sieben Kinder lag daher nach dem Tode des Vaters in den Händen der Mutter, der gerade das jüngste Kind – unsere ME – besonders am Herzen lag, wie auch diese – sie soll ein sensibles, innerliches Kind gewesen sein, besonders an der Mutter hing. Aber auch die so geliebte Mutter verlor ME mit sieben Jahren. In ihren Briefen spricht sie noch oft in großer Anhänglichkeit von ihr. Die Sterbeszene hinterließ solchen Eindruck, daß sie noch in späteren Jahren (1662) ihrem Pflegevater und Vormund M[r] d'Alphet[10] davon berichtete:

„Aber ein zweites Ereignis, ebenso traurig und zu Herzen gehend wie das erste (Tod des Vaters) war der Tod der Mutter. Der Tod nimmt auf keinen Rücksicht. Er raubte mir meine Mutter und damit zugleich

---

[6] Nach der Erhebung in den Reichsgrafenstand war ME's Bruder Christian von Rantzau auf den Reichstagen in Regensburg und Frankfurt in doppelter Funktion tätig, als Vertreter des dänischen Königs und in eigener Sache als Reichsgraf.

[7] Rantzau, ebd., S. 78 u. 91 ff.

[8] Hirschfeld, Herrenhäuser und Schlösser in Schleswig-Holstein, S. 28 ff.

[9] Rantzau, ebd., S. 147.

[10] D'Alphet, französisierte Form von Ahlefeldt (Ahlfelt).

ihre tiefste Freundschaft und innigste Zärtlichkeit, die sie mir als der jüngsten von sieben Kindern gewährte. Wie sorgte sie sich um eine gute Erziehung! Welch traurige und tröstende Erinnerung, wenn ich mir vergegenwärtige, wie die gute, selige Frau Mutter sterbend ihren Kindern ihren Segen gegeben hat, und mich ganz nahe an ihr Bett bat. Nachdem sie mich eine Weile angesehen, sagte sie mir ‚Meine Tochter, ich bin so betrübt und ganz erfüllt von Kummer und Leid, Dich in so jungen Jahren verlassen zu müssen. Aber ich bitte (Ihn), der dir das bessere Sein gegeben, und welcher dich nicht weniger liebt als ich, daß er dich beschütze. So lege ich denn alle meine Sorgen, die ich um dich habe, in seine freigebigen Hände!' " [11]

Im Hause des Mr d'Alphet, einem ihrer Vormünder, erhielt ME eine für ein Mädchen ihrer Zeit ungewöhnliche Ausbildung, die dem geistigen Niveau des Elternhauses entsprach, sowohl in Latein, Französisch, Mathematik als auch in den musischen Fächern. Schon früh zeigte sich nach Cod. Bev. 365, daß das Kind eine Abneigung gegen üppige Kleidung und Lebensweise hatte, dafür aber eine Hinwendung zum inneren Leben besaß. Mit dem Lesen der Heiligen Schrift begann ME schon früh, wobei die Erinnerung an ihre fromme Mutter wohl mitgespielt hat[12].

Es spricht für unsere Gräfin, daß sie ihre Dankbarkeit ihrem Vormund gegenüber immer wieder bezeugt. In einem Brief an Mr d'Alphet, den sie mit Père und dessen Gattin sie mit Mère anredet, betont sie besonders seine Erziehungsmaximen und seine exzellenten Umgangsformen, die er selbst durch Klugheit und Erfolg erworben, ihr habe zuteil werden lassen, was ihr in der Welt viel Anerkennung eingebracht habe. Ihre Dankbarkeit verbindet sie mit überaus höflichen Ehrbezeugungen, die sicherlich echt empfunden sind und nicht nur als galante Aussagen im Stil der Zeit zu gelten haben. Daß ME aber auch nüchtern ihren „Ziehvater" einzuschätzen wußte, besagt eine Bemerkung in einem Brief an ihren Bruder[13], in dem sie Eigennutz des Mr d'Alphet und seiner Gattin in Anspielung auf ihr Erbe nicht ausschließt. Diese abwägende, realistische Betrachtungsweise findet sich häufig in ihren Briefen, wodurch ihre oft emotional anmutende Begeisterung für eine Idee um so überzeugender wirkt.

Wenn es auch bei der Erziehung von ME an nichts mangelte, so hat das junge Mädchen schwer an der Trennung von ihren Geschwistern,

---

11 Brief vom 17. 7. 1662 an Mr d'Alphet (französ. Fassung) Hauptstaatsarchiv Hannover. Übersetzung: Verfasserin dieser Studie.

12 Cod.Bev. 365, nach Kratz S. 279.

13 Brief an Christian von Rantzau, Nr. 33, Breitenburger Archiv – ohne Datum und Siegel – wahrscheinlich durch Geheimkurier gesandt. „Premièrement que vous ne ferez point voir, s'il vous plait, les papiers qui sont joints à mes lettres."

die nach dem Tode der Mutter auf die Verwandtschaft verteilt waren, zu tragen gehabt, vor allem an der von ihrem geliebten Bruder Christian. Er bedeutete für sie alles, was mit Familie und Elternhaus zusammenhing. Bewohnte er doch zumeist das Schloß Breitenburg, das Stammschloß der Familie. Dort in der Ahnengalerie und Schloßkapelle hingen die Bilder ihrer Vorfahren, die der Besucher noch heute dort findet. Voller Stolz auf ihre Familientradition erinnert unsere ME ihren Bruder und die übrigen Verwandten in ihren Briefen daran, daß ihre ältesten Vorfahren ihre Treue zum Glauben durch Bau von Kirchen und Kapellen sowie Klöstern bezeugten und reiche Stiftungen machten. Auf einmalige Weise war auch ihre Familie durch Schloß Breitenburg mit St. Ansgar, dem Verkünder christlichen Glaubens, verbunden gewesen. Von hier aus – einer frühen benediktinischen Ansiedlung, ehemals Münsterdorf genannt, mit einer alten Kapelle (später St.-Ansgar-Kapelle) begann der „Apostel des Nordens" die Christianisierung des Nordens, als er dem Dänenkönig Harald in sein Land gefolgt war[14].

Diese Niederlassung Münsterdorf kaufte ME's Urgroßvater Johannes zur Arrondierung seiner angrenzenden Güter Wellna. Sie ließ sich leicht zu einer Veste, auf einem Hügel liegend, geschützt von bewaldeten Höhen und von der schiffbaren Stör umflossen, ausbauen. Sie lag dazu an der Hauptstraße, die von Norden nach Süden führte und auch Hildesheim berührte.

---

[14] König Harald war bei seiner Suche nach Waffengenossen bei den Franken mit dem Christentum in Berührung gekommen. Er hatte im Jahr 826 mit 400 Begleitpersonen im Benediktinerkloster Albansburg bei Mainz die Taufe angenommen. Ansgar, der Benediktiner, trat in das Gefolge des Dänenkönigs ein und siedelte sich mit einigen Mitbrüdern in Holstein an, auf dem späteren Besitz der Rantzaufamilie. Um eine kleine Kapelle als Mittelpunkt der Ansiedlung, Münsterdorf genannt, kultivierte Ansgar, nach Benediktinerart das Land und predigte das Evangelium. Dann zog er von hier weiter gen Norden über Dänemark hinaus. Seine missionarische Arbeit stieß jedoch auf heftigen Widerstand der Normannen, so daß er sich nach vielen Versuchen wieder auf den norddeutschen Raum beschränkte, während angelsächsische Mönche von ihrer Mentalität her bei den Dänen und Norwegern mit ihrer missionarischen Arbeit erfolgreicher waren. Die aufstrebenden christlichen Gemeinden im nördlichen Gebiet von Deutschland erhielten in Anerkennung der Verdienste von Ansgar im Jahre 831 durch Papst Nikolaus I. in Hamburg ein Erzbistum. Ansgar wurde zum päpstlichen Legaten für Dänemark, Schweden und die Slawen des Nordens ernannt. Als weiterhin die Normannen ihre kriegerischen Ziele gegen die missionierenden Mönche fortsetzten und schließlich Hamburg zerstörten, vereinte der Papst im Jahre 864 das Erzbistum Hamburg mit Bremen. Münsterdorf jedoch blieb lange Zeit das nordische Missionszentrum, bis sich – mit Martyrerblut erkauft – christliches Leben in den nordischen Ländern entwickelte und landeseigene Bistümer und Kirchen errichtet wurden (Schütte, Die Kirche in Geschichte und Gegenwart, S. 172).

Das Innere des dort errichteten Herrenhauses gab Kunde von der Macht und dem Reichtum des Erbauers und war mit erlesenen Kunstschätzen und einer großen Bibliothek ausgestattet. Ein im Renaissancestil angelegter Park umgab das Schloß[15], das zum Mittelpunkt glänzender Feste der Fürsten wurde, bis es die Wirren des 30jährigen Krieges kurz nach der Geburt von ME erreichten. Im Herbst 1626 waren es die kaiserlichen Truppen unter Wallenstein und Tilly, ein anderes Mal die Schweden, die die Veste überrannten, die Kunstschätze plünderten und weite Teile der Schloßanlagen niederbrannten[16]. Die Unsicherheit jener Jahre mag Veranlassung gewesen sein, daß ME's Mutter zu ihrer Niederkunft (1625) ein mehr nördlich gelegenes Schloß aufsuchte. ME hat die alte Pracht des Schlosses Breitenburg nicht mehr kennengelernt. Es wird angenommen, daß ME nach der Zerstörung von Breitenburg (1626) ihre frühe Jugendzeit mit der Mutter in Schloß Drage verbrachte[17]. Nach deren frühem Tode übernahm der Bruder Christian mitten im 30jährigen Krieg und trotz des finanziellen Aderlasses durch die Kriegsereignisse im Hinblick auf seine Vermählung den Wiederaufbau von Schloß Breitenburg (1632–1636), bei dem die St.-Ansgar-Kapelle wiederum Mittelpunkt der dreiflügeligen Schloßanlage wurde. Sie bedeutete für ME Heimat im engeren Sinne, nicht zuletzt voller Erinnerungen an den Brunnen (ehemals Taufbrunnen von St. Ansgar) mit seiner Renaissance-Einfassung, die von ihrem Urgroßvater stammte. ME's Bruder wollte bei dem Wiederaufbau des Schlosses dem Urgroßvater Johannes nicht nachstehen und stattete es nach italienischem und französischem Vorbild mit Spiegelsaal und großzügig eingerichteter Bibliothek[18] aus, die noch heute Fundgrube für Forschungen ist.

ME's späterer Entschluß, in einen beschaulichen Orden mit dem Gelöbnis zu radikaler Armut einzutreten, ist bei solch einer Herkunft, Erziehung und Umwelt als heroisch zu bezeichnen. Dieses wird auch in den Leichenreden auf ihren Gatten Josias deutlich, da sowohl Hédélin als auch Camus auf die geistige Bedeutung und den Reichtum der Familie hinweisen. So spricht z. B. Camus von einem Grundbesitz von 150

---

15 Haupt, Richard, „Heinrich Rantzau und die Künste" in Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte, Kiel, 1926.

16 Rantzau, ebd., S. 74 und S. 147 ff. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß der alte Herrensitz Nütschau – von ME's Großvater Heinrich erbaut (1577) – heute eine Benediktinische Niederlassung der Diözese Osnabrück ist, die der Erwachsenenbildung dient. Sie wurde 1951 den Mönchen der Benediktinerabtei von Gerleve vom Bischöflichen Stuhl Osnabrück übergeben und trägt heute den Namen „St. Angariuskloster Nütschau". Es dient als Exerzitienhaus für Schleswig-Holstein und ist Treffpunkt der katholischen Jugend. (Zeitschrift: „Die Kirche des Nordens", 1951, S. 50 f. und S. 75 f.)

17 Naumann, Privataufzeichnungen.

18 Rantzau, ebd., S. 147.

Schlössern. Wenn auch die Zahl nach Karl von Rantzau zu hoch gegriffen scheint, auch dann, wenn Häuser und Stadtpalais in Hamburg, Kiel, Bremen, Verden (Dompropstei), Hannover, Minden u. a. mitgezählt werden, so ist die Annahme nicht ganz abwegig, daß ME's Angehörige als die reichsten Edelleute im norddeutschen Raum anzusehen waren. Sie gaben – den Fuggern gleich – große Darlehen, so an die Städte Danzig, Lübeck, Hamburg, Gent, Antwerpen und selbst an den Kaiser und an die Krone von Dänemark und England[19].

Auch beim Tode von ME's Angehörigen wurde der Reichtum der Familie offenbar[20]. Hier darf darauf hingewiesen werden, daß die bis heute fast unbekannt gebliebenen großen Silber-Sarkophage der Familien Rantzau/Ahlefeldt in der Krypta der Stadtkirche von Itzehoe seit kurzem für die Öffentlichkeit zugänglich sind. Wenn auch die wissenschaftliche Auswertung noch bevorsteht, so kann jetzt schon gesagt werden, daß nach der Zahl der Sarkophage und nach ihrem ornamentalen und figürlichen Schmuck im Renaissance- und Barockstil, teils vergoldet, diese als einzigartig im norddeutschen, wenn nicht im europäischen Raum anzusehen sind[21]. Gold und Silber scheinen bei den Angehörigen von ME keine unbedeutende Rolle gespielt zu haben. Erteilte doch Kaiser Ferdinand III. ME's Bruder Christian „die Freiheit, güldene und silberne Münzen zu prägen und eine Universität anzulegen“[22].

II.

In Paris

Reichsmarschallin und ihre Verbindung mit dem Hofe Ludwig XIII. und Ludwig XIV.

Es ist verständlich, daß ME's Vetter Josias, der unter Protektion von Richelieu bei Ludwig XIII. eine aussichtsreiche militärische Karriere aufbauen wollte, die ihn umschwärmenden, aber weniger reichen Hof-

---

19 Rantzau, ebd., S. 77. Von Christian von Rantzau, dem späteren Reichsgrafen ist bekannt, daß er dem König von Dänemark sein Stadtschloß in Kopenhagen mit dem gesamten Tafelsilber (Rantzau-Service) schenkte, das bis in die letzte Zeit benutzt worden sein soll (Mitteilung an Verfasserin auf Schloß Breitenburg im November 1974).

20 Kirchliche Aufzeichnungen der Stadtkirche St. Laurentius, Itzehoe, Schleswig-Holstein.

21 Itzehoer Nachrichten 1882, S. 16.

22 Die Urkunde liegt im Archiv Breitenburg; Histor. Lexikon IV. Teil, S. 25.

damen von Paris übersah und bei seiner Brautschau an eine reiche Tochter seiner Rantzaufamilie dachte, die bei der zahlreichen Nachkommenschaft oft untereinander geheiratet hatte. Bei der Entscheidung des Josias für ME spielte für sein gesellschaftliches Fortkommen auch ihr lückenloser Stammbaum eine Rolle, der bei manchen junggeadelten Damen des französischen Hofes nicht gegeben war. Ob die Anregung zu der Heirat von Josias oder von den Vormündern ausging, sei dahingestellt. Es war für letztere zweifellos die Überlegung vorhanden, das Mündel standesgemäß zu verehelichen und sich der Pflichten der Vormundschaft, insbesondere der finanziellen Verantwortung baldigst zu entledigen.

So gab Josias von Rantzau bei einem gelegentlichen Besuch in Schleswig-Holstein seiner Kusine ME das feierliche Heiratsversprechen, das mit ihrer beider Unterschrift und mit sieben Siegeln von beiden Brautleuten und fünf Vormündern am 25. Januar 1634 beurkundet wurde[23].

ME war beim Abschluß des Heiratsvertrages neun (?) Jahre alt. Nach bestehendem Landesrecht konnte die Ehe jedoch erst mit 12 Jahren – also 1637 – geschlossen werden[24]. Da urkundlich feststeht, daß ihr Bruder Christian mit großem Pomp seine Vermählung 1637 im Schloß Breitenburg feierte, ist anzunehmen, daß in dieser Zeit auch die äußere Hochzeit von ME im Schloß Bothkamp stattfand[25]. In Anwendung des kanonischen Rechtes konnte die Vermählung erst mit 15 Jahren vollzogen werden, weshalb ME erst 1640 ihrem Gatten in Paris zugeführt wurde. Diese familienrechtliche Bestimmung – zum Schutz der Frau beim Tridentinum im Cod. Jur. Canon. 1067 § 1 niedergelegt[26] – war in das Recht fast aller westlichen Länder aufgenommen worden, jedoch nicht in Frankreich und Spanien aus dynastischen Gründen und auch im Affront gegen Rom zur Herausstellung des eigenen nationalen Rechts[27].

Dem weiteren Geschehen vorweggreifend, sei erwähnt, daß das Heiratsalter für ME nach dem Tode ihres Mannes Josias noch eine be-

---

23 Die mehrseitige Urkunde liegt im Archiv Breitenburg, Abt. ME v. R.

24 Diese frühe Verehelichung wird von unserer Gräfin in ihren Briefen wiederholt erwähnt: Brief an Mr d'Alphet 1662, Staatsarchiv Hannover; Brief an Madame d'Alphet 1652, Nr. 20/86 und Sendschreiben von ME 1697, Archiv Breitenburg Nr. 70–77.

25 Kratz, ebd., S. 279.

26 Nach Cod. Jur. Canonici 1067 § 1 war für die Eheschließung die Landessitte maßgebend.

27 Heiraten im Kindesalter waren zu jener Zeit aus dynastischen Gründen nicht ungewöhnlich (z. B. König Ludwig XIII. war kaum 13 Jahre alt, seine spanische Gattin Anna d'Autriche war gleichaltrig; auch die Ehe Ludwig XIV. mit der Infantin Maria Therese ist im Kindesalter beider Ehepartner geschlossen).

sondere Rolle spielte, als sie beim Parlament in Paris Ansprüche vermögensrechtlicher Art geltend machte. Da ihr von französischen Juristen entgegengehalten wurde „Römisches Recht (d. h. kirchliches Recht) gilt nicht in unserem Lande", bat sie ihren Bruder Christian um Erstellung von Rechtsgutachten seiner Doktoren und Advokaten zur Klärung der Frage, ob eine Frau bei einem Heiratsalter von 12 Jahren vermögensrechtliche Verpflichtungen eingehen könne[28]. Welche Ansprüche im einzelnen zur Debatte standen, ist aus dem herangezogenen Brief nicht ersichtlich. Es ist jedoch nicht auszuschließen, daß ME ihrem Gatten größere Vermögensteile überlassen hat, die dieser für seine Person und zur Finanzierung staatlicher Aufgaben verwandte. So wird von Hédélin u. a. erwähnt, daß Josias von Rantzau die Festungsanlagen von Dünkirchen auf eigene Rechnung (mit ME's Geldern?) errichten ließ. Es ist auch nicht auszuschließen, daß die Verleihung eines Fürstentums an ME's Gatten nach der Entlassung aus der Haft (1650) nicht nur eine königliche Geste zur Rehabilitierung seines Ansehens war, sondern auch mit einer Abgeltung für Finanzhilfen an den königlichen Hof zusammenhängt. Die Verleihung der Fürstenwürde wird in beiden Leichenreden von Camus und Hédélin erwähnt. Da aber Josias von Rantzau bereits kurz nach seiner Haftentlassung verstarb, ist wahrscheinlich die Verleihung nicht mehr rechtskräftig geworden. Josias wird bei seinen prunkvollen Leichenfeiern weiterhin als Graf bezeichnet, ebenso ME als Gräfin. In gewissem Zusammenhang mit der nicht mehr durchgeführten Verleihung[29] der Fürstenwürde an ihren Gatten kann nach seinem Tode das Angebot des Königs an ME gesehen werden, einer Heirat mit einem Fürsten zuzustimmen. Als sie ablehnte, bot der König ihr an, das Amt einer Äbtissin zu übernehmen. Dieses Amt kam dem einer Fürstin gleich, das ME ebenfalls nicht annahm.

Nach einem Brief von ME an ihren Bruder vom 18. 2. 1651[30] spricht manches dafür, daß Mazarin bei dem o. a. Rechtsverfahren eine zwielichtige Rolle gespielt hat. Darin lag vielleicht auch ein Grund – wenn auch nicht der entscheidende – daß Mazarin das Land auf Veranlassung des jungen Königs und seiner Mutter Anna d'Autriche wegen der zur gleichen Zeit entfachten Zusammenstöße mit dem Parlament verlassen mußte. Waren es doch die gleichen, von der Fronde unterstützten Kreise der Pariser Bevölkerung, die sowohl die Gewährung von ersten demokratischen Grundrechten verlangten als auch die Freilassung von Josias

---

[28] Brief an Christian von Rantzau vom 15. 10. 1650. Archiv Breitenburg Nr. 20 und Brief vom 18. 2. 1651, Nr. 14.

[29] Sendschreiben 1697, Archiv Breitenburg Nr. 70 ff. Auch die Leichenrede von Hédélin erwähnt die Verleihung einer Fürstenwürde (S. 74 handschriftliche Ergänzung u. S. 77).

[30] Archiv Breitenburg Nr. 14.

aus der Haft von Vincennes gefordert hatten. Mazarin floh über Belgien nach Köln, wo er beim Kurfürsten Maximilian Heinrich (1650–1688) Schutz suchte. Letzterer war nicht nur Bischof von Köln und Lüttich, sondern auch Fürstbischof von Hildesheim und wurde später der helfende Freund von ME bei ihrem Einzug in Hildesheim. Mit Mazarins Flucht erhoffte ME, daß wieder Ruhe in Paris einkehren werde. Sie erwartete mit dem Wechsel auf der politischen Bühne auch die Regelung ihrer Rechtsansprüche durch das Parlament. Aus späteren Briefen[31] ist zu schließen, daß sich diese Hoffnung nicht erfüllte. Anna d'Autriche, die die Regierungsgeschäfte für den jungen König führte, rief Mazarin zurück, da sie der Spannungen mit der Pariser Bevölkerung und der Fronde nicht Herr wurde. Mazarin kehrte im Jahre 1652 nach Paris zurück, mächtiger, als er bisher gewesen war[32].

Es war nicht das erste Mal, daß der französische Hof den Italiener Mazarin wegen seiner politischen Fähigkeiten zurückholte. Schon vorher – im Jahre 1640 – als ME als junge Frau in Paris eintraf, war Mazarin trotz seiner fehlgeschlagenen Aufgabe beim Papst Urban VIII. in die französische Hauptstadt zurückgekehrt. Von Richelieu hatte er die Gewißheit erhalten, bald den ersehnten Purpur als Zeichen der Macht zu erhalten d. h. Kardinal ohne Tonsur zu werden gemäß der damals nicht ungewöhnlichen Gepflogenheit – der Priester wird geweiht, der Bischof gesalbt, der Kardinal ernannt. Mazarin war im Gegensatz zu Richelieu nicht einmal zum Priester geweiht. Beide versuchten – wie bereits in Kapitel I, 1 dargelegt, die Lehren Macchiavellis in übersteigertem Absolutismus zu verwirklichen und eine dominierende politische Stellung für Frankreich in Europa unter Ausschluß des katholischen Österreichs aufzubauen. Gleichzeitig entfalteten sich Kunst und Wissenschaft bei dem Entgegenkommen des Hofes zu ungeahnter Blüte.

Politischen Fragen nachzugehen und große Kultur mitzuerleben, dürfte ME nach ihrer Erziehung und der Atmosphäre in ihrem Elternhaus nicht schwer gefallen sein. Völlig neu war jedoch für sie jene religiöse Erneuerungsbewegung, die von führenden Theologen sich am Pariser Hof ausbreitete: Camus[33], der große Kanzelredner, der in Vertiefung

---

31 Ebd., Briefwechsel der ME ab 1650.

32 Philippson, Das Zeitalter Ludwigs XIV., S. 35 ff.

33 Jean Pierre Camus de Gandreville (1582–1652) war Schüler und enger Freund von Franz von Sales (1567–1622). Beide hatten die vom Trienter Konzil geforderte religiöse Erneuerung zur Aufgabe ihres Lebens gemacht. Nach einem Jurastudium war C. zur Theologie gekommen und wurde wegen ungewöhnlicher Erfolge in der Seelsorge – auf Vorschlag von Heinrich IV. und unterstützt von Franz von Sales, schon mit 26 Jahren zum Bischof von Belley ernannt. Als er nach kurzer Zeit die neue Diözese (benachbart zu Genf) aufgebaut und sichtbaren Wandel (ordre et paix) beim Klerus

christlicher Wahrheiten radikale Umkehr der Menschen forderte und die Großen der Welt zur Neuordnung des politischen Lebens aufrief, während Vinzenz von Paul mit der inneren Umkehr des Einzelnen die soziale Hilfsbereitschaft einleitete. Beide Theologen spielen im Leben von ME eine große Rolle.

---

erreicht hatte, verzichtete er auf alle äußeren Ehren, einschließlich Adelstitel, und ging in das Reformkloster von Aunay, wo er sehr bald die Abtwürde erhielt. Der zuständige Erzbischof von Rouen, François de Barlay, überredete ihn, ihm bei den Schwierigkeiten seiner Diözese zu helfen und übertrug C. das Amt eines Generalvikars. Auch dieses Mal wurde die Diözese durch sein Können und priesterliches Vorbild von neuem Geist erfüllt. Es zog C. jedoch in das „Hospital der Unheilbaren" in Paris, um dort als einfacher Priester bei den Schwerkranken zu arbeiten. Als Ludwig XIV. von seiner Ankunft unterrichtet wurde, ernannte er ihn zum Hofprediger und zum Conseil de Roi. In diese Zeit fällt seine Freundschaft mit ME. Er wurde nach Vinzenz von Paul ihr geistlicher Berater und stand ihrem Gatten in seinen letzten Monaten bei. Gegen den Willen von Camus betrieb der König seine Ernennung zum Bischof von Arras. Bevor die Bulle eintraf, verstarb C. plötzlich 1652 im Rufe der Heiligkeit. Über seine priesterliche und bischöfliche Tätigkeit hinaus, mit dem Schwerpunkt der Ordenserneuerung im Sinne strenger Beachtung der Ordensregeln ist Camus als unerschrockener Kanzelredner und ungewöhnlich produktiver Schriftsteller bekannt geworden. Er hinterließ mehr als 200 Werke unterschiedlichen Inhalts. Aus pastoralen Gründen schrieb er, dem damaligen Zeitgeist entsprechend, rd. 100 Schäferromane, um auf diese Weise kirchlich nicht interessierte Kreise zu gewinnen. Seine theologischen Werke sind einzuordnen in Predigten/Diskurse zu Pastoralfragen der Zeit, in kontroverstheologische Schriften, in denen der Begriff der „Reunion der Konfessionen" angewandt wird und in solche, die mehr theologisch/staatspolitischer Natur sind. Seinen Zeitgenossen weit voraus, konzipierte er Grundlagen für ein modernes Staatsrecht christlicher Prägung mit anderer Kräfteverteilung und Verantwortung im Parlament, sowohl für den benachteiligten dritten Stand der Bauern (neben Adel und Geistlichkeit) als auch für einen vierten Stand, der sich aus der breiten Masse des arbeitenden Volkes, der unbeachteten stärksten Gruppe des Volkes zu resultieren habe. Seine zukunftsweisenden Reformideen für einen modernen demokratischen Staat christlicher Prägung, die C. lange vor der industriellen Entwicklung auf Pariser Kanzeln verkündete, verschlug den Herrschenden den Atem. Richelieu, der die Tragweite seiner Gedanken erkannte, wagte es aber nicht, dem Ratgeber des Königs das Wort zu verbieten. Seit einigen Jahren befaßt sich eine wissenschaftliche Kommission der Universität Reims unter Leitung von Prof. J. Descrains wieder mit der Auswertung des umfangreichen Schrifttums von Camus, dessen Neuauflage 1970 begonnen wurde. Nach Karl von Rantzau „Das Haus Rantzau" soll Camus sein Werk unserer Gräfin vermacht haben. Der Camus-Forscher Descrains bezieht die Widmung auf die Leichenrede für Josias de Rantzau (Brief von Prof. Descrains, Universität Reims, an Domarchivar H. Engfer vom 6. 5. 1974). Jean Pierre Camus, Homélies des États Généraux 1614–1615 – Texte établi et commenté avec une introduction des notes par Jean Descrains 1970 –; Der Geist des Franz von Sales gesammelt aus den Schriften des Johann Peter Camus, Bischof von Belley, 2. Bd. 1830.

Nach dem zurückhaltenden Leben in Schleswig-Holstein müssen die Eindrücke auf ME in Paris, jener Stadt, die nach Rom damals die bedeutendste von Europa war und den prunkvollsten Hof der damaligen Welt besaß, überwältigend gewesen sein. Künstler und Wissenschaftler fühlten sich geehrt, in Paris arbeiten zu können. ME lebte hier inmitten einer Umgebung mit Bauwerken von ausgewogener, klassizistischer und barocker Schönheit, mit großzügigen Parkanlagen, mit nicht abreißenden Festlichkeiten, Soireen, Zirkeln, Jours fixes in den Salons der Damen des Hofes, mit geistreichen Unterhaltungen mit Gelehrten und Künstlern, mit Konzerten, Theatervorstellungen (u. a. Molière) und Jagden. All das stürmte auf die junge Frau ein, deren Ehemann nur selten in Paris war. Sie fühlte sich bei diesen gesellschaftlichen Ereignissen, die oft nur auf Äußerlichkeiten abgestellt waren, innerlich einsam, verlassen und vor allem als Protestantin in dem katholisch geprägten Hofleben unverstanden[34].

ME erwähnt in ihren Briefen kaum Namen von Persönlichkeiten, mit denen sie zusammen gekommen ist. Ob es aus politischer Rücksichtnahme für ihren Mann geschah oder ob es in ihrer herben Natur begründet war, keine dauernden, menschlichen Kontakte zu suchen, sei dahingestellt. Nur eine Ausnahme besteht – ein Name wird genannt, der in jener Zeit eine Rolle für sie gespielt hat und der mehr aussagt, als jeder andere. Die Königin Anna d'Autriche selbst ist es, von der ME spricht, die sich ihrer angenommen hat, wodurch ein ungewöhnlich großer Kreis von Personen der Gesellschaft mit umschrieben wird[35]. Waren es mütterliche, verwandtschaftliche Gefühle, die die Königin der jungen Frau gegenüber zeigte? Sie nennt sie ja „ma chère cousine“[36], was die Annahme besonderer Beziehungen ihres Gatten Josias zu Anna d'Autriche bestärkt. War es die für Deutschland nach der Augsburger Konfession geltende Maxime „Cujus regio, ejus religio“, die die Königin übernahm, um ME dem Katholizismus näher zu bringen? Oder geschah die Hinwendung aus mitmenschlicher Sicht, die der geistliche Berater der Königin, Vinzenz von Paul, in seinen Dienstagszirkeln verkündete? „Die große Güte und der göttliche Eifer, den Ihre Majestät die Königin mir bezeugte“[37], empfand ME sehr selbstbewußt „nicht als Herablassung der Königin“, sondern sie mußte erfahren, daß die Königin darunter litt, wenn sie (ME) sich mit geistlichen Besuchern nur über indifferente Dinge unterhielt und spöttelte[38]. Aber diese gelehrten Gäste

---

34 Brief der ME an Mr d'Alphet vom 17. 7. 1662, Hauptstaatsarchiv, Hannover (Ha St A Han.), A. S. 3.

35 Ebd.

36 Brief der Königin an ME, 24. 9. 1650, Archiv Breitenburg.

37 Brief an Mr d'Alphet vom 17. 7. 1662, Hauptstaatsarchiv, Hannov., A. S. 4.

38 Ebd.

brachten Bücher für ME mit, die sie dann irgendwo, „am Kamin im königlichen Schloß (sur quelque Coin de Cheminé)" las und die der jungen Frau große Ruhe brachten.

Zunächst scheint die Gräfin ihre Studien allein betrieben zu haben. Sie befaßte sich intensiv mit den Schriften Luthers und seiner Nachfolger, ohne sich mit ihrem Mann bei seinen gelegentlichen Besuchen weiter darüber auszusprechen. Wenn er Heimaturlaub machte, holte er an geistigen Anregungen und Gesprächen nach, was ihm im Soldatenleben versagt war. Er diskutierte mit „angesehenen Persönlichkeiten und gelehrten Katholiken, wo die Wahrheit zu finden sei"[39]. Ein Thema, woran ME zunächst keinen Gefallen fand, weshalb sie das Appartement des Gemahls mied. Mehr noch, nicht nur, daß sie nach ihrem Bekenntnis keinerlei Verständnis für solche Gedanken aufbringen konnte, sie lehnte die theologischen Gespräche bewußt ab, ja, sie wollte sich lieber verbrennen lassen, als den katholischen Glauben anzunehmen[40].

Bei ihren weiteren Studien wurde ME – in ihrer starken Bindung an Tradition – immer wieder konfrontiert mit der Abkehr Luthers vom Papsttum und mit der Lösung von seinem Orden. Diese Überlegungen stehen in allen Briefen theologischen Inhaltes an erster Stelle. Man muß ihr abnehmen, daß sie darin einen Treubruch Luthers sieht. Sie bedient sich im Stile der damaligen Kontroverstheologie starker Worte, wie sie in jener Zeit zwischen den Konfessionen üblich waren. So bezeichnet sie sogar einmal Luther als Antichrist, wobei man allerdings wissen muß, daß der Ausdruck Antichrist erstmalig 1518 von Luther selbst in bezug auf den Papst gebraucht wurde, worauf ME ausdrücklich hinweist[41].

Es ist zu verwundern, daß sie sich als Protestantin so stark für den Papst als Oberhaupt der Kirche einsetzt, während sie bei allen anderen kontroverstheologischen Fragen sehr vorsichtig ist. In der Rechtfertigungslehre, dem Kernstück der neuen Lehre, sieht sie den Hauptgrund von Luthers „Abfall". Sie bezweifelt, daß der Mensch nur durch Gnade (sola gratia), allein durch Glauben (sola fide) und allein aufgrund der göttlichen Mittlerschaft gute Werke vollbringen kann[42]. Ihren Einwand belegt sie mit Bibelstellen, immer wieder mit Paulus, mit Aussagen der Kirchenväter und Konzilien[43].

---

[39] Brief von ME an Christian v. R. vom 21. 7. 1651. Archiv Breitenb., Nr. 16.

[40] Brief von ME an Sophie Catherina de Buchwald vom 29. 2. 1652, Arch. Breitenburg, Nr. 86.

[41] Brief an Christian v. R. – ohne Datum, in Französ. u. Latein geschrieben, Archiv Breitenburg, Nr. 39/49.

[42] Ebd., S. 45 ff.

[43] Ebd., 46–49.

Leider sind nur wenige Briefe theologischen Inhaltes erhalten, auch nur in großen zeitlichen Zwischenräumen geschrieben. In manchen Briefen, wie in I, 2 dieser Studie dargelegt, bestehen auch Zweifel an der Übersetzung der Briefe. Daher ist eine systematische Ordnung und Auswertung der religiösen Gedankenwelt von ME äußerst schwierig bzw. kaum möglich. Sie zeigen aber die Kontinuität ihrer Überzeugung. So ist festzustellen, daß ME die theologischen Grundsätze der katholischen Lehre, zu denen sie sich bei der Konversion bekannte, zeitlebens verteidigte und sachlich zu belegen verstand, wie es wohl selten anzutreffen ist, sei es mit dem Elan ihrer Jugend wie in ihren Pariser Briefen oder mit der abgeklärten Verteidigung in ihrem späteren Leben. Doch bis dahin hatte sie das Ringen um Klarheit durchzustehen, auch deshalb, ob eine Rantzau-Tochter im Hinblick auf einen möglichen Konflikt mit ihrer Familie konvertieren könne. Es erreichten sie beängstigende Nachrichten vom Kriegsschauplatz ihres Gatten. Schon hatte er manche Wunde und Verstümmelung davongetragen. Was stand ihr noch bevor? In ihrer tiefen Not und Sorge versuchte ME das Leben ihres Mannes gleichsam vom Himmel zu ertrotzen. Sie gelobte, den Übertritt zur katholischen Kirche zu vollziehen, wenn ihr Gatte lebend aus der Schlacht heimkehren würde[44].

Es wäre vorschnell geurteilt, mit diesem Versprechen um die Sorge des Gatten den Übertritt der ME zum Katholizismus erklären zu wollen. Ursache und Veranlassung sind auch bei großen geschichtlichen Ereignissen oft schwer voneinander zu trennen, wie auch in den Hagiographien bekannter Heiliger oft ein Anlaß von anscheinend geringer Bedeutung eine Wende in ihrem Leben brachte. So bei Ignatius, Therese von Avila, Johannes vom Kreuz, Franz von Sales, Johanna von Chantal, den Heiligen jener Epoche – bei allen war ein äußeres oder inneres Erlebnis der letzte Anstoß zu einer lebensändernden Entscheidung. Die Ursache liegt immer tiefer, geht weiter zurück. Obwohl ME in den Strudel des höfischen Lebens einbezogen war, lebte sie in Abwesenheit ihres Gatten, zumal ihr Kinder in der Ehe versagt blieben[45], in innerer Einsamkeit. So wurde „aus der Abneigung zum Katholizismus Zuneigung“[46]. Als Josias lebend heimkehrte, hielt ME ihr Versprechen und traf nun ihre Vorbereitungen.

---

44 Brief an Sophie Catherina de Buchwald vom 29. II. 1652, Archiv Breitenburg, Nr. 86–88.

45 Siehe S. 49 dieser Studie.

46 Nauman, ebd.

Schülerin von Vinzenz von Paul und ihre Konversion

Es ist zeitlich nicht genau anzugeben, wann ME Verbindung mit Vinzenz von Paul wegen ihrer Konversion aufnahm[1]. In Auswertung verschiedener Dokumente dürfte sie 1643 anzusetzen sein, als ME 18 Jahre alt war, denn „drei Jahre hernacher"[2] bedeutet im Zusammenhang mit anderen Fakten drei Jahre nach der Ankunft in Paris. Es liegt in der Verschlossenheit von ME begründet, daß sie von ihren Gesprächen rein innerer Natur nichts erwähnt. Im Gegensatz zu der uns bekannten Feier bei der Konversion ihres Gatten im Jahre 1645 sind uns nähere Einzelheiten über den Übertritt von ME nicht bekannt, lediglich, daß Vinzenz als geistlicher Berater die Vorbereitung zur Konversion übernahm. Damit ist jedoch viel ausgesagt, denn Vinzenz hatte damals eine Schlüsselstellung am Hofe inne. Er war mit Ludwig XIII. und Anna d'Autriche freundschaftlich verbunden. ME's Konversion (1643) fällt in die letzte Phase der Tuberkuloseerkrankung des Königs, in der Vinzenz täglich viele Stunden bei dem heiligmäßigen Sterbenden zubrachte, wovon Vinzenz die empfindsame ME, die unter der Obhut der Königin stand und häufig im Schloß war, unterrichtete. Sehr zum Verdruß von Richelieu und Mazarin war Vinzenz zum Vertrauten aufgestiegen. Sie unterstützten zwar den nachreformatorischen, religiösen Aufbruch am königlichen Hofe; auch der neuentdeckten, sozialen Aufgabe des Adels traten sie offen nicht entgegen und duldeten darum Vinzenz, den Almosenier der Königin, eine Art Caritasdirektor auf höchster Ebene. Aber sie erkannten beide sehr bald, daß Vinzenz auch in politischen Fragen Einfluß auf den König und die leicht entflammbare Anna d'Autriche und ihren Kreis gewann. Ein Einfluß, der den absolutistischen Zielen der beiden Minister widersprach. Daß Vinzenz bei der Krankheit und beim Sterben des Königs mehr Zutritt hatte als der Kardinal Richelieu, war das Zeichen für einen beginnenden Affront gegen Vinzenz, der nach dem Tode des Königs von Richelieu (1642) einsetzte und zu seiner allmählichen Kaltstellung am königlichen Hofe durch Mazarin führte. Diese Jahre vinzentinischen Wirkens in der königlichen Familie erlebte ME aus nächster Nähe, nicht im Sinne einer passiven Zuschauerin, sondern in der aktiven Teilnahme an religiösen Zirkeln und der caritativen Arbeit der adeligen Damen unter Vorsitz der Königin. Das soziale Engagement unserer Gräfin, das von Vinzenz entwickelt wurde, wird von der Königin bewundernd hervorgehoben[3]. Die Strahlkraft von Vinzenz auf ME und andere ist für heutige

---

[1] Kratz, ebd., S. 279; Engfer, ebd., S. 58.

[2] Brief von ME an Sophie Catherine de Buchwald vom 29. 2. 1652, Archiv Breitenburg, Nr. 86.

[3] Kratz, ebd., S. 279.

Menschen kaum nachzuempfinden. Durch moderne Forschung u. a. von Daniel-Rops[4] lernen wir Vinzenz aus einer anderen, tieferen Sicht kennen: in seinem Aufstieg aus ärmlichsten, bäuerlichen Verhältnissen bis in die höchste Schicht des Hofadels, von seinem Karrieredenken und seiner Sucht nach Pfründen, Macht, Geld und Anerkennung in der Gesellschaft bis zur Wandlung zum selbstlosen Einsatz für die Allerärmsten, die Einsamen, die Gefangenen und Ausgestoßenen – von seiner pastoralen Arbeit in erbärmlichsten, abgelegenen Bauerngemeinden bis zum Kanzelredner des königlichen Hofes und der Gründung der Genossenschaft der „Filles de Charité" – der Barmherzigen Schwestern (später Vinzentinerinnen genannt) und zahlreicher Laienorganisationen. – Vinzenz, ein stetig Ringender mit sich selbst und einer Umwelt, die gekennzeichnet war von krassestem Gegensatz zwischen Reichen und Armen – wurde inständig zu dessen Beseitigung durch seinen Lehrer und väterlichen Freund Bérulle[5], dem großen Reformtheologen, aufgerufen. In seinem Sinne forderte Vinzenz die Adeligen, insbesondere den Hofadel, zu einem Umdenken in der Nachfolge Christi auf, ihre Machtpositionen durch Reichtum und Bildung in den Dienst der Unterprivilegierten zu stellen[6].

---

[4] Daniel-Rops, Vinzenz v. Paul, Heidelberg, 1960.

[5] Pierre de Bérulle (1576–1629), französischer Theologe, Kardinal, „Gründer des Oratoriums", von dem die Erneuerung des religiösen Lebens im französischen Klerus in der nachreformatorischen Zeit ausging.

[6] Vinzenz de Paul (1581–1660) erhielt seine Vorbereitung zum Priesterberuf durch seinen Pfarrer. Wissend, daß er nur durch Ansehen und Macht – und Macht bedeutete Geld – etwas erreichen konnte, war er zunächst darauf bedacht, eine reiche Pfründe zu erhalten. Er war dabei so erfolgreich, daß er in heutiger Literatur oft als Pfründenjäger bezeichnet wird. Eigenes Versagen und böswillige Verleumdung einerseits und das Zusammentreffen mit dem mystisch veranlagten Reformtheologen Bérulle und dem humanistisch gebildeten, aber tief frommen Franz von Sales andererseits, bewirkten eine tiefgreifende Sinnesänderung (1611). In radikalem Einsatz für philantropische Ideen war er als Priester bei armen Bauern, einfachen Vorstädtern wie auch am königlichen Hofe seelsorglich tätig. Vor allem wurde er der große Organisator caritativer Einrichtungen. Erfüllt von dem Gedanken, daß nur innere Umkehr der Menschen eine Besserung der Menschen in Kirche und Staat bewirken würde, gründete er im Sinne einer „Kulturmission" etliche, verschiedenartig geprägte Gruppen und Organisationen für caritative, sozial-pädagogische und religiöse Aufgaben. Die am meisten bekannt gewordene Gemeinschaft ist die noch heute bestehende „Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern", Vinzentinerinnen genannt. Vinzenz verstand es, Menschen für Ideale zu begeistern und sie frei arbeiten zu lassen, wodurch er Zeit für andere weitgesteckte Ziele in der zu reformierenden Seelsorge und für politische Aufgaben fand (Dienstagskonferenzen für Priester, die Donnerstagszirkel für adelige Damen, Predigertätigkeit am Hofe und in den Stadtkirchen von Paris; Almosenier der Exkönigin Margot, der Gattin Heinrichs IV., Berater von Ludwig XIII., Anna d'Autriche und Ludwig XIV., Präsident des Staatsrates und Vorsitzender

Um einem Strohfeuer von caritativer Betriebsamkeit vorzubeugen, richtete Vinzenz neben den wöchentlichen Priesterkonferenzen im Sinne von Bérulle solche für die adligen Damen am Hofe ein, die der religiösen Selbsterziehung und der Selbstkontrolle dienten. Gedanken und Anregungen, die ME in diesen Konferenzen erhalten hat, haben sich in ihren Briefen niedergeschlagen, so in ihrem letztbekannten Sendschreiben von 1697, in welchem sie kategorische Forderungen an ihre Verwandten richtet, sowohl zur religiösen Besinnung wie zum sozialen Verhalten den Untergebenen gegenüber. Daß die von Vinzenz gegründete Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern unter Louise de Marillac[7] später in Hildesheim die Nachfolge des von ME gegründeten Annuntiatenklosters übernehmen würde, hätte damals kein kühnster Traum ausdenken können.

Für uns heutige Menschen mit sozial-staatlichem Denken und dem uns selbstverständlichen Rechtsanspruch der sozial Schwächeren, Behinderten und Hilfsbedürftigen an den Staat ist der damalige caritative Einbruch mit religiöser Fundierung nichts Besonderes. Damals war es ein Novum und der durchschlagende Beginn sozialer Arbeit: so u. a. die humanitäre Sorge um Findelkinder, die oft auf Kirchentreppen, unter Brücken oder in der Winde einer Klosterpforte abgelegt wurden, und die Einrichtung von privaten Anstalten für Kranke und Sieche. Das bekannteste Haus in Paris war das „Hotel de Dieu", in dem der Reformtheologe Camus nach Ablegung seiner Ämter die pastorale Arbeit übernahm und ME's Gatte seine letzten Tage verbrachte.

Daß ME in ihrer kinderlosen Ehe und sehr allein gelassen von ihrem Gatten sich diesen neuen, caritativen Aufgaben hingab, ist verständlich. Fand sie doch nun endlich einen Kreis von Menschen mit gleichgerichteten Idealen, die ihren religiösen Neigungen entsprachen und durch die politische Ausrichtung ihres Freundes Camus einen staatspolitischen, ja revolutionären Akzent erhielten. Wären die Gedanken von Camus von der stärkeren Beteiligung des Dritten Standes, wie der breiten

---

des Gewissensrates). Die einzigartige Priesterpersönlichkeit ist über seine Zeit hinaus bis auf den heutigen Tag beispielgebendes Zeugnis der Nächstenliebe geworden. Lit.: Daniel Rops, Vinzenz v. Paul, Heidelberg 1960. P. Coste mit seinen verschiedenen Veröffentlichungen über Vinzenz von Paul u. a. Correspondence zwischen Vinzenz von Paul und Louise de Marillac ab 1618; P. Debougie, La conversion de St. V. de Paul, in Rev. d'Histoire eccles., 32 (1936).

7 L. de M. (1591–1660). Als Witwe (1625) wurde sie Mitarbeiterin von Vinzenz und Mitbegründerin der „Filles de la Charité". Bis zu ihrem Tode Oberin des Hauses in Paris. Die Genossenschaft, später mit dem Namen Vinzentinerinnen, verbreitete sich besonders stark in Deutschland. 1920 selig-, 1934 heiliggesprochen, 1960 zur Patronin aller in der Sozialarbeit Stehenden ernannt.

Massen überhaupt, nur in etwa in Frankreich beachtet worden, wäre dieses Land und darüber hinaus Europa vor schweren Auseinandersetzungen im innerstaatlichen Bereich bewahrt worden.

In ihrem religiösen Aufschwung nach der Konversion war die junge Gräfin nur von dem Gedanken beseelt, auch ihren Gatten an ihrem Glück teilnehmen zu lassen. Ob Josias ihre Konversion gut geheißen oder gebilligt hat, ist nicht bekannt. In ihrer Familie in Schleswig-Holstein herrschte große Betroffenheit. Vermittlungsversuche sind bei ihrem Bruder Christian unternommen worden, „doch zwischen ihnen stand der Glaube“ [8].

Die Verbindung zu ihrer Familie war gestört. Sie teilte darin das Schicksal ihres Vetters Christoph zu Rantzau, wie auch das des Welfenherzogs Johann Friedrich, mit dem sie im späteren Leben noch häufiger zusammentreffen sollte. Erst Ende der 40er Jahre, nachdem Josias seine große, militärische Karriere mit dem Marschallstab gekrönt sah (1645), Gouverneur von Dünkirchen geworden war (1646) und das katholische Frankreich als Weltmacht mehr und mehr Anerkennung fand, hat sich das Verhältnis zwischen ME und ihrer Familie wieder intensiviert. Dennoch beginnt ME ihre folgenden Briefe an die Verwandtschaft immer mit einer Rechtfertigung ihres Übertritts zum Katholizismus, die aber dann auch zu einer Aufforderung wird, die eigene Haltung zum Protestantismus neu zu überdenken.

Daß ME an der Konversion ihres Gatten (1645) großen Anteil hatte, ist nicht zu bestreiten, zwar nicht im Sinne einer direkten Beeinflussung. Dazu war Josias eine zu eigenständige Persönlichkeit. Er bevorzugte Gespräche mit Gelehrten außerhalb seiner Familie. Auch muß man seine Abhängigkeit vom französischen König in Rechnung stellen, denn in der nachreformatorischen Zeit duldete ein Fürst, von wenigen Ausnahmen abgesehen, selten einen Andersgläubigen an seinem Hofe. Unter den Zeitgenossen wurde ein direkter Zusammenhang zwischen seiner Ernennung zum Reichsmarschall am 30. 6. 1645 und seiner am 15. 8. 1645 erfolgten Konversion gesehen.

Bei aller pragmatischen Einstellung des Josias ist dennoch nicht zu übersehen, daß er Wert darauf legte, daß seine Ernennung zum Reichsmarschall der Konversion vorausging und nicht umgekehrt. Nach neueren Forschungen des Prof. Descrains sind, wie bereits erwähnt, religiöse Motive bei Josias nicht ohne weiteres auszuschließen [9]. Auch der bereits zitierte Brief von ME, in dem sie das Verhältnis ihres Ehemannes zu ihr darlegt, zeigt einen ähnlichen Akzent. Darin wird aus-

---

[8] Naumann, Private Aufzeichnungen.

[9] Brief des Prof. Descrains an H. Engfer vom 6. 5. 1974.

drücklich erwähnt, daß Josias in Gesprächen mit geistig hochstehenden Katholiken Klarheit über den Katholizismus suchte. ME begleitete jedoch ihren Gatten in seinem inneren Ringen mit großem Verständnis und ihrem Gebet, was Hédélin ausdrücklich erwähnt[10].

In jene Zeit dürfte auch ihr Besuch an den Kriegsschauplatz fallen, von dem Naumann in seiner Studie berichtet[11]. Daß der Übertritt des Josias in der Marienkirche zu Bourbourg an einem Marienfesttage, Mariä Himmelfahrt 1645, erfolgte, und er selbst einen kostbaren, silbernen Marienaltar stiftete, dürfte ME's Einstellung zur Marienverehrung sehr entgegengekommen sein[12].

Überblickt man die Jahre von 1643 bis zum Tode von Josias 1650, so steht ME inmitten entscheidender innenpolitischer Ereignisse der französischen Macht: Tod Ludwig XIII., Tauffeier und Krönungsfeierlichkeiten des jungen Dauphins zum König, der voraufgegangene Tod Richelieus und die sich anbahnenden innenpolitischen Kämpfe zwischen der Pariser Bevölkerung und dem Parlament. Außenpolitisch ist zu erwähnen die Ausweitung der Auseinandersetzung mit Spanien, in die Josias durch die Fronde einbezogen war, der zunehmende Affront gegen den Papst zugunsten der Stärkung des französischen Nationalstaates bis hin zu den „gallikanischen Freiheiten"[13], die Sicherung der nordfranzösischen Küste gegen die erwachende Seemacht Englands und schließlich die weitere Beteiligung Frankreichs am 30jährigen Krieg. Dieser war aus französischer Sicht zu einem Kampf gegen den deutschen Kaiser geworden. Beim Friedensschluß 1648 wurde zwar die Religionsausübung für alle gewährleistet, aber das Deutsche Reich war in seinen Grundlagen erschüttert und die Kirche durch Entzug von Bistümern, Reichsabteien und sonstigem Kirchengut sowie durch religiöse Streitigkeiten geschwächt.

ME's Gatte erwarb sich bei den erwähnten außenpolitischen Aktionen an der Nordküste Frankreichs bei Ypern, Dixmuiden und Dünkirchen (1646) große Verdienste und wurde dafür zum Gouverneur der Festung Dünkirchen ernannt. Die Verwicklung des Josias mit Spanien brachte ihn in den Verdacht, gegen das Königshaus zu konspirieren. Er wurde

---

10 Hédélin, Leichenrede, ebd., S. 54f., 61.

11 Naumann, ebd.

12 Cronin, Ludwig XIV., 1967, S. 42/43.

13 Der „Gallikanismus", aus dem Prinzip der Staatsallmacht Frankreichs erwachsen, anerkennt die kathol. Kirche lediglich als übernatürliche Gemeinschaft ohne Eigenrecht und Eigengesetzlichkeit und unterstellt sie somit dem Staate. In Anlehnung an Dekrete des Konstanzer Konzils (1414–1418) wurden von Ludwig XIV. die „gallikanischen Artikel" erlassen, worin auch das Besetzungsrecht vakanter Diözesen in seine Hand fiel und Rom lediglich die Bestätigung blieb (vgl. Seppelt-Schweiger, ebd., 343).

auf Veranlassung von Mazarin auf Schloß Vincennes inhaftiert. Dort verbrachte er mit den Bourbonenprinzen von Condé und Comte 10 Monate. Was ME in jener Zeit seelisch zu ertragen hatte, erinnert an Geschehnisse unserer jüngsten Vergangenheit, als Deutsche einander denunzierten. Die Pariser Bevölkerung ergriff Partei für den geliebten Reichsmarschall und der junge 12jährige König veranlaßte – wohl unterstützt durch seine Mutter, Königin Anna, die Freilassung, die zeitlich vor der der Bourbonenprinzen lag. Voll rehabilitiert und wieder eingesetzt in alle Ämter mit den dazugehörigen Einnahmen, verblieb Josias nur noch Zeit unter der Pflege seiner Gattin sich auf seinen Tod vorzubereiten, religiös betreut von Camus. Josias starb als der gefeierte Reichsmarschall seines Königs und als treues Glied der katholischen Kirche. Seinen Verdiensten entsprechend wurde ihm auf Staatskosten ein prunkvolles Begräbnis gegeben[14]. Er fand seine Ruhestätte in der Franziskanerkirche zu Nigeon bei Chaillot[15]. Bemerkenswert, weil ungewöhnlich, ist die Tatsache, daß zwei Leichenreden geschrieben sind. Da kaum anzunehmen ist, daß zwei sehr lange Lobreden bei der Beisetzung gehalten sind, ist nicht auszuschließen, daß seiner bei einer weiteren Trauerfeier gedacht wurde. Im Breitenburger Archiv werden zwei bedeutsame Kondolenzschreiben aufbewahrt, eines von Königin Anna d'Autriche und eines von Mazarin, beide von Bourg mit gleichem Datum 24. 9. 1650, gezeichnet[16]. In dem Schreiben der Königin ist handschriftlich die Bezeichnung „Marschall von Rantzau" in „mon cher cousin" geändert worden, die Anrede an ME lautet (unverbessert) „ma chère cousine", wodurch die eingangs erwähnte Sonderstellung der Rantzaus am königlichen Hofe erhärtet wird.

ME war 25 Jahre alt, als sie ihren Gatten verlor. Sie hatte nun keine Familienverpflichtungen mehr im eigentlichen Sinne, da ihre Ehe kinderlos geblieben war. Zwar soll nach Kratz[17] die Ehe mit einem Sohn gesegnet gewesen sein, der nach dem Vater verstorben sei. Dem stehen jedoch eindeutige Angaben entgegen[18]. Vor allem spricht die Tatsache dagegen, daß ME nicht ein einziges Mal von einer Mutterschaft gesprochen hat. Vielleicht handelt es sich bei der Bemerkung von Kratz, der sich auf den Cod. Bev. 365 bezieht, um ein Pflegekind, das die junge Gräfin in ihre Obhut genommen hat, wie es bei mancher Dame der Gesellschaft auf Veranlassung von Vinzenz damals üblich war. ME's mütterliche Neigungen konnten sich erst später in der Führung ihres

---

14 Rantzau, ebd., S. 155.
15 Zedler, Universallexikon, S. 842.
16 Siehe Aktenanhang S. 148/9.
17 Kratz, ebd., S. 279.
18 Jöchers, Genealogische Tabellen, Nr. 265, Histor. Lexikon IV, S. 26; Zedlers Universallexikon, S. 842.

Klosters voll auswirken. Nach erhaltenen Briefen hat ME sich aber stets für ihre jüngeren Verwandten besonders eingesetzt, so für einen Sohn ihrer ältesten Schwester Sophie d'Alphet[19] und für eine Tochter ihrer verstorbenen Schwester Magdalena. Bei letzterer hätte ME gern die Erziehung in Paris erreicht. Sie bat die Angehörigen, die Nichte zu ihr zu schicken, denn sie selbst und ihre künftigen Klosterschwestern, „die aus großen Häusern stammten", würden alles tun, damit die Nichte „wohlbehalten und erzogen werde, als wäre sie eine Prinzessin"[20].

Zeitweise hat ME wohl auch erwogen, zu ihren Verwandten zurückzukehren. Sie wurde sich aber darüber klar, daß ihr Religionswechsel das Zusammenleben nur erschweren würde.

Daß eine junge, schöne Frau von gesellschaftlichem Ansehen, mit großem Reichtum und geistigen Qualitäten manchen Antrag zur Wiederverheiratung erhielt, setzt nicht in Erstaunen. Auch hatte der Hof Interesse daran, sie mit einem „reichen Fürsten und wohlgelittenen Hofherrn" wieder zu verheiraten, da sie „eine große Summe (festgelegter) Gelder ... auch ihre privilegierten Heiratsgelder bei der Krone" zu fordern hatte. Aber, so fährt sie fort, „ein solcher Vorschlag und Rat war mir ganz zuwider, ja so beschwerlich und unmöglich zu befolgen, daß ich also und viel lieber alles verlieren wollte, als wieder zur anderen Ehe zu treten"[21].

Bei dieser scharfen Absage an eine neue Ehe, mag eine Bemerkung angebracht sein. ME ist, wie die meisten Frauen in früherer Zeit, verheiratet worden. Sie hat die von ihr mit 12 Jahren abverlangte Ehe angenommen und ihre Rolle darin voll Würde und in Treue durchgestanden. Einmal in ihren jungen Ehejahren schüttet sie dem geliebten Bruder Christian gegenüber ihr Herz aus, wenn sie schreibt: „... die Person, welche ihr und meine Verwandten (mir) befohlen habt, zu lieben ...", um sofort wieder ergeben fortzufahren, ebenso klug wie stolz – „er ist mir nicht nur zu seinen Lebzeiten teuer gewesen, sondern er wird es mir immer, selbst auch im Grabe, bleiben. Es ist üblich, daß Frauen ihren Ehegatten während ihres Lebens zu lieben

---

19 Der o. a. Neffe war Page bei einem Gesandten in Paris (beide Namen unleserlich). Die allzu freie Luft am Hofe schien ihm nicht zu bekommen, weshalb ME gezielte Ratschläge gibt, da er „seine Zeit vertut und nichts lernt ... Auch wäre es besser, wenn er 1000 écus weniger erhielte. Mehr Gewicht sei auf seine Ausbildung zu legen, damit er mit eigenen Meriten etwas erreichen könnte ... Sein Esprit paßt mehr für Deutschland als für Frankreich". Brief an Sophie v. A., Datum, Name und Siegel entfernt, Archiv Breitenburg, Nr. 24.

20 Brief an Mad. Sophie Catherine de Buchwald vom 29. 2. 1653, Archiv Breitenburg, Nr. 86.

21 Sendschreiben von 1697. Archiv Breitenburg, Nr. 70/71/77.

haben . . ." [22]. ME hat ihre frühe Verheiratung durch die Verwandten zwar immer mit Dank für ihre Vorsorge anerkannt[23], sie hat auch ihren Gatten mit all seinen Vorzügen – wenn immer die Gelegenheit sich bot – mit Lob herausgestellt und seine Mängel verdeckt[24], und dennoch ist bei dem obigen Zitat zu verspüren, daß sie das Verfügen über sich nach damaligen Heiratsusancen schwer verkraftet hat. Nach heutiger Auffassung würde man sagen, sie hat ihre Verheiratung als Eingriff in ihre persönliche Freiheit gesehen. Sie ist insofern ihrer Zeit voraus und in gewisser Hinsicht eine Vorkämpferin der Rechte der Frau unseres Jahrhunderts geworden.

Als Schwester im Annuntiatenorden:
Vermittlerin beim königlichen Hofe
Kämpferin gegen das Duell
Beraterin in Glaubensfragen (Niels Stensen)

Der Entschluß, sich für ein Klosterleben zu entscheiden, war keine unüberlegte Reflexhandlung, sondern war lange vorher bei ihr schon gewachsen. Wiederholt hatte sie sich bei längerer Abwesenheit ihres Gatten – auch bei seiner monatelangen Haft – in das Kloster von St. Antoin zurückgezogen. Nach dem Tode von Josias ging sie wiederum nach dort zum Fasten und Beten. Ihrem Bruder gegenüber verteidigte sie ganz energisch diesen Aufenthalt, da er mit einem gewissen Unverständnis die klösterlichen Neigungen seiner Schwester beobachtete, wobei Familiensinn im Hinblick auf die Erhaltung des Geschlechtes durch eine neue Heirat mitgesprochen haben mag[1].

Noch in ihrem hohen Alter spricht ME von ihrem inneren Glück, das sie im Kloster gefunden hat – die Bindung bedeute für sie eine „Vermählung mit dem Herrn". „Ich könnte", so schreibt sie, „keine bessere Heirat tun, als getan." [2]

---

22 Brief vom 21. 7. 1651 an Christian von Rantzau (schwarzes Siegel, schwarzer Seidenfaden). Archiv Breitenburg Nr. 16.

23 Brief vom 17. 7. 1662 an Mr d'Alphet, Hauptstaatsarchiv Hannover A 11/2.

24 Ebd., ferner Brief vom 29. 2. 1653 an Sophie Cath. de Buchwald. Archiv Brandenburg Nr. 86 und Sendschreiben von 1697, Archiv Breitenburg Nr. 70 ff.

1 Brief an ihren Bruder Christian vom 21. 7. 1651 (ohne Siegel und Faden). Archiv Breitenburg Nr. 16.

2 Brief an Madame d'Alfelt . . . 1652. Archiv Breitenburg Nr. 90.

ME's Schritt ist aber noch viel tiefer, aus einer sie erfüllenden Spiritualität zu verstehen. Sehr kritisch hat sie das Leben am Hofe des „Allerchristlichsten Königs" in Paris beobachtet und erkannt, daß „bei Hofe werden wenig heilige Leute bleiben"[3]. Nachfolge Christi, zu erstrebende Vollkommenheit, wie Thomas von Kempen, Franz von Sales, Vinzenz, Camus oder die Große Theresa sie forderten, konnten schwerlich in solch einer Umgebung verwirklicht werden. Dabei ist unsere Gräfin keineswegs von ihrer Meinung überzogen, daß nur der geistliche Stand die größte Gewähr für Vollkommenheit bietet. Sie weiß darum, daß die Ehe an sich in ihrem Sinne und in ihrer Zielsetzung eine tiefe, christliche Bedeutung hat. Mit ihrer klugen und theologisch begründeten Haltung zeigt sie manchen Eiferern jener Tage die rechte Grenzziehung zwischen weltlichem und geistlichem Stand[4].

Die junge Gräfin fühlte sich sehr davon beeindruckt, daß „allervornehmste Damen der Gesellschaft" Kranke und Gefangene besuchen und schließlich auch noch in ein Kloster gehen. „Auch fürstliche Fräulein und eintzige Töchter gehen oft in die allerschwersten Orden. Dieses hat mich alles zur Andacht gereizet."[5]

Die Beschäftigung mit dem Evangelium und längere Studien der Kirchenväter und der großen Heiligen der Kirche bestimmten auch sie schließlich, in ein Kloster einzutreten. Sie unterscheidet sich aber von so mancher frommen Frau ihrer und anderer Zeit, daß sie mit dem Streben nach persönlicher Vervollkommnung noch eine andere Intention verbindet. In verschiedenen Briefen bekennt sie sich bewußt zu einem Opferleben für ihre Angehörigen, damit sie zum „rechten" Glauben zurückfinden. Ja, sie fühlt sich über diese Opferbereitschaft hinaus verpflichtet, für Deutschland ihr Leben hinzugeben, um zur Überwindung der getrennten Kirchen beizutragen.

„Nun habe ich einen Orden erwählet, worinnen man mehrmals am Tage für die Bekehrung der getrennten Christen betet, alle Samstage macht man zur Ehre der Muttergottes eine Prozession, wobei man auch für die getrennten Christen betet. Ich lasse auch viele Messen deswegen lesen ... Ich habe auch alle Klöster – sowohl unseres Ordens als auch andere meiner Bekannten ersuchen lassen, für die Bekehrung unseres Vaterlandes zu beten."[6]

ME ist so durchdrungen von dem Schmerz über die getrennten Kirchen in Deutschland, daß fortan der Einsatz ihres ganzen Lebens davon

---

[3] Brief an Madame Sophie Cath. de Buchwald vom 29. 2. 1651. Archiv Breitenburg Nr. 86.
[4] Brief an Mr d'Alfelt vom 17. 7. 1662. Hauptstaatsarchiv Hannover A 11/2.
[5] Brief an Mad. Sophie de Buchwald v. 29. 2. 1753. Arch. Breitenburg, Nr. 86.
[6] Ebd.

geprägt wird. In fast all ihren Briefen nach 1650 wird dieses Thema variiert, wobei auch einmal der Ausdruck „verirrte Kirche" für die neue Lehre fällt. Immer wieder aber spricht sie von der „Reunion"[7] bzw. der „Wiedervereinigung der getrennten Kirchen". Mit dieser Einstellung ist ME heute ganz aktuell geworden, insbesondere da das Vatikanum II die ökumenische Bewegung als ein Ziel der Kirche für die kommende Zeit herausgestellt hat[8].

Die enge Verbindung ME's mit Vinzenz von Paul hätte erwarten lassen, daß sie der von ihm inspirierten „Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern" beigetreten wäre oder aber jener anderen Frauengemeinschaft, die als „Schwestern von der Heimsuchung Mariä" eine angesehene Niederlassung in Paris besaßen. Letztere – eine Gründung von Franz von Sales und aufgebaut von Johanna von Chantal[9] – stand ebenfalls unter der geistlichen Leitung von Vinzenz. Beide Frauengemeinschaften hatten erst nach wiederholten Eingaben ihrer Gründer beim Hl. Stuhl, den Status als Genossenschaft oder Schwesternschaft erhalten[10]. In Rom wurden damals die Orden alter Prägung in der Annahme bevorzugt, daß das geistliche Leben durch Orden mit Klausur beispielgebender gefördert würde. Sowohl Franz von Sales wie auch Vinzenz – beide mit den Nöten praktischer Seelsorgearbeit eng vertraut – sahen in der Genossenschaft oder Schwesternschaft ohne Verpflichtung zur Klausur eine zeitgemäße Entwicklung. Nur so war den Schwestern der Verkehr mit der Außenwelt und damit die Möglichkeit für caritative und pädagogische Arbeit gegeben[11].

ME war sich jedoch schon lange innerlich über ihren künftigen Weg klar geworden. Sie verlangte nach einem O r d e n mit schwersten Anforderungen und mit strenger Klausur, worin sie von Camus, als ihrem geistlichen Berater, unterstützt wurde. Camus ist hier neben Vinzenz zu nennen, weil die innere Entwicklung unserer Gräfin von Vinzenz zu Camus führte, der trotz seiner juristischen Sachlichkeit

---

7 Der Begriff „Réunion" wird in der Literatur in verschiedener Bedeutung gebraucht, in dieser Studie im ökumenischen Sinne der Wiedervereinigung der getrennten Kirchen.

8 Vgl. Konzilsdekret des II. Vatikanums: „Das Verhältnis der katholischen Kirche zu den Nichtkatholiken" und „Dekret über d. Ökumenismus".

9 Nach dem plötzlichen Tode ihres Mannes widmete sie sich zunächst der Erziehung ihrer vier Kinder und fand über Franz von Sales den Weg zu einem tief innerlichen Leben. Sie gründete mit ihm 1610 den Orden von der Heimsuchung Mariae in Ammery, von wo sich der Orden in Frankreich und in anderen Ländern unter dem Namen Salesianerinnen sehr verbreitete. Johanna v. Chantal ist 1751 selig- und 1767 heiliggesprochen.

10 Schnürer, ebd., S. 538.

11 Ebd., S. 525.

ein Mystiker war, während Louise de Marillac den umgekehrten Weg von Camus zu dem sozial-aktiven Vinzenz fand[12].

Im übrigen lohnt es sich, darüber nachzudenken, daß ähnlich wie im hohen Mittelalter St. Elisabeth, Hedwig, Hemma von Gurk nun auch im 16./17. Jahrhundert so manche Witwe sich angerufen fühlte, eine Religionsgemeinschaft aufzubauen bzw. ihr beizutreten.

Sicherlich mag mitgespielt haben, daß die Frauen in der Ehe noch nicht die segensreiche Auswirkung des Tridentinischen Konzils erfahren hatten. Bérulle, Franz von Sales, Vinzenz von Paul, Camus, Fénélon u. a. hatten schnell erkannt, daß die Frauen, insbesondere auch die Witwen, bei der religiösen Erneuerung eine entscheidende Rolle spielen könnten. Louise de Marillac, Johanna von Chantal, Madame Acarie, Madame d'Arnould (Mutter der beiden bekannten Äbtissinnen des Zisterzienserinnenklosters Angelika und Agnes von Port Royal), Maria Elisabeth von Rantzau u. a. waren Witwen, die den Ruf der Zeit verstanden.

Es boten sich nun in Paris für ME bekannte Orden an, wie der Karmel, die Zisterzienserinnen und die Annuntiaten. Der Karmel in Paris[13] mit seiner theresianischen Frömmigkeit, dem ME von ihrer Entwicklung her sich verbunden fühlte, konnte nach der Verwicklung ihres Gatten mit der Fronde in der spanischen Auseinandersetzung nicht opportun sein, ebenso nicht der Orden der Zisterzienserinnen. Dieser hatte sich dem Jansenismus verschrieben und durch seine überspitzte religiöse Erneuerungsbewegung scharfe Auseinandersetzungen der Theologen entfacht. Sie haben den Keim zu einer Entzweiung gelegt, die bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts die Theologen in fast allen katholischen Ländern verunsichert hat[14]. Dabei ist zu bedenken, daß der Ansatz der religiösen Bewegung in Port Royal, die auf Cornelius de Jansen zurückgeht, als Gegengewicht zum sittlichen Verfall am königlichen Hofe zu begrüßen war. Zahlreiche Intellektuelle, so der große Naturwissenschaftler Pascal[15], schlossen sich der Bewegung an und betrachteten das Zisterzienserinnenkloster in Port Royal mit der ekstatischen Äbtissin Angelika d'Arnould als geistigen Mittelpunkt. In Anlehnung

---

[12] Die von P. Coste im Zusammenhang mit der Heiligsprechung von L. de Marillac 1934 veröffentlichte „Correspondence" zwischen Vinzenz und Louise zeigt im einzelnen diese Entwicklung. Zu Camus vergleiche S. 37 dieser Studie.

[13] Erste Karmel-Niederlassung Montmartre, Paris, 1604 durch Madame Acarie gegründet.

[14] Seppelt-Schwaiger, ebd., S. 333 ff.

[15] Blaise Pascal (1623–1662), Zeitgenosse von Newton, Naturwissenschaftler und Philosoph. Verfasser der „Pensées sur la religion" und der Kampfschrift gegen die Jesuiten „Lettres à un provincial" wegen deren Ablehnung des Jansenismus.

an die strenge Lehre Calvins, die vom Gnadenstreit ausging[16] und die völlige Verderbtheit der menschlichen Natur unter Ausschaltung des freien Willens annahm, vermeinten die Jansenisten, in einer überfordernden, spiritualistischen Auffassung die sittlichen Auswüchse der Zeit zu überwinden. Die Nonnen von Port Royal stellten so hohe Forderungen für den Empfang der heiligen Kommunion auf, „daß es vollkommener galt, sich ihrer aus Ehrfurcht zu enthalten"[17]. Vinzenz, Camus und die ME befreundeten Jesuiten betrachteten im Gegensatz zu den Jansenisten die öftere hl. Kommunion als eine hilfreiche, der Menschennatur entgegenkommende Unterstützung und Stärkung. Diese Auffassung vertrat auch der „Orden von der Verkündigung Mariae". Er schien ME die Erfüllung ihres religiösen Strebens zu sein[18]. Ihr Freundeskreis ermunterte sie zu dieser Ordenswahl, nicht zuletzt die Königin Luisa Maria von Gonzaga, die vor ihrer Heirat mit dem polnischen König Wladislaus (um 1645) mit ME in Paris befreundet war. Als die Königin ME's Absichten erfuhr, schrieb sie ihr einen handschriftlichen Brief und machte sie vor allem auf die liebenswürdige Gründerin der Annuntiaten aufmerksam[19]. Dieser Orden war ein beschaulicher, dessen ursprüngliche Gründung 1501 auf Johanna von Valois, der Tochter Ludwig XI. zurückging, wovon sich 1604 die italienischen Annuntiaten nach augustinischer Regel mit strenger Klausur und mit weitgehendem Schweigegebot unter M. Strata/Fornari abzweigten, und die auch in Frankreich Niederlassungen hatten. Nach der Farbe ihres himmelblauen Mantels wurden sie vom Volk die Celestinen bzw. die Coelestinen genannt[20]. Diesem letztgenannten Zweig wandte sich ME zu, der als zentrales Anliegen die Verehrung der Menschwerdung Christi und der Eucharistie erwählt hatte[21], wie es auf einem uns erhaltengebliebenen Bild versucht wird darzustellen[22]. Die Gottessohnschaft Jesu wurde von diesem Orden als existentielle Grundlage des christlichen Glaubens herausgestellt. Unsere Gräfin schreibt dazu am 17. Juli 1662 an M[r] d'Alphet:

---

16 Algermissen, Konrad, ebd., S. 34; Seppelt-Schwaiger, ebd., S. 333 ff.; Schnürer, ebd., S. 640 ff.; Schuchert-Schütte, ebd., S. 443 ff. u. a.

17 Schuchert-Schütte, ebd., S. 444.

18 Brief an Kath. v. Buchwald vom 29. 2. 1653, Archiv Breitenburg Nr. 86.

19 Ebd.

20 Heimbucher, Die Orden und die Kongregationen der kathol. Kirche, S. 52, 521.

21 Vgl. dazu Schriften der Reformtheologen Brémond und Bérulle, die in unserer Zeit wieder aufgegriffen wurden, so von Schwester Therese Benedikta Stein (Edith Stein) OCD und Theresia Breme O.S.U. in Brémond, Henri, Heiligkeit und Theologie, Regensburg 1962. S. 178 ff. Darin findet sich der gleiche Gedanke wie bei ME: „Das ganze Geheimnis des geistlichen Lebens ist in dem Geheimnis umschlossen ‚Das Wort ist Fleisch geworden'."

22 Schoenebeck, A., Courte et solide Histoire de la fondation des ordres religieux. Kap. Die Annuntiaten.

„Meine außergewöhnlichen Gnaden zur Ordensberufung, welche man nur durch die Hinwendung und Kraft Gottes erhalten kann, haben mich so überzeugt und meinen Willen so gestärkt, daß ich mich zu den Annuntiaten begeben habe. Mein guter Engel führte mich einer Gemeinschaft von Nonnen zu, bei der man das Geheimnis der Menschwerdung anbetet und verehrt, das Geheimnis der Liebe und Gnade für alle Menschen, das Geheimnis, das uns in tiefes Stillschweigen versetzt – und zur Nachfolge jener bewegt, die unter den Jungfrauen erwählt wurde, uns den sichtbaren Ausdruck seiner Güte zu schenken. Die, die da ist Maria, die Mutter Jesu, die Königin des Himmels und der Erde, wie es uns prophezeit wurde." [23]

ME hatte vor dem Ordenseintritt noch ihre schwierigen finanziellen Verhältnisse zu regeln. Nach Hédélin hat ME auf ihr Einkommen vom französischen Staat verzichtet, ihr restliches Vermögen vermachte sie dem Orden[24]. In Begleitung ihrer Freundin, der Herzogin von Schomburg (Schönborn)[25], meldete sie sich am 13. 3. 1652 zur Aufnahme bei der Priorin des Annuntiatenklosters Maria Agnes und wurde einige Wochen später, am 8. 4. 1652, eingekleidet. Darüber berichtet ihr Vetter Christoph von Rantzau[26], der uns bereits bekannte Wohltäter des Josephi-

---

[23] Brief an Mr d'Alphet, Hauptstaatsarchiv Hannover.

[24] Hédélin, ebd., S. 77.

[25] Der Name „Schomburg" ist mit Schönborn identisch (vgl. dazu Allgem. Histor. Lexikon IV. S. 371, 375 und Hübner's Genealogische Tabellen von 1728, S. 698). Danach wäre die genannte Herzogin eine nahe Verwandte des Kurfürsten Joh. Philipp zu Mainz (2. 2. 1673) gewesen, was für die Beziehungen von ME zu letzterem spricht.

[26] Reichsgraf Christoph von Rantzau auf Schmoel (1625?–1699) entstammt dem gleichen Geschlecht wie ME von Rantzau. Er wurde wahrscheinlich im gleichen Jahr wie seine Base auf dem elterlichen Gut zu Schmoel an der Ostsee geboren. Er ist den Hildesheimern, insbesondere den Josephinern, als einer ihrer großen Wohltäter der Schule bekannt. Bei seinen Studien kam er mit dem evangelischen, irenischen Theologen Callixtus zusammen. Um sich ein eigenes Urteil über die katholische Kirche zu bilden, zog er 1689 nach Rom, wo er 1650 konvertierte. Dort traf er auch mit dem Welfenherzog Johann Friedrich zusammen, der unabhängig von ihm über Callixtus nach Rom gekommen war. Sie freundeten sich an. Christoph von Rantzau nahm an der feierlichen Konversion des Herzogs Johann Friedrich in Assisi 1651 teil. Zeitweilig überlegte der Graf Priester zu werden und eine ihm angebotene Kurie in Hildesheim als Pfründe zu übernehmen. Er lehnte jedoch ab und begab sich auf Reisen. In Paris erlebte er die feierliche Einkleidung seiner Base Maria Elisabeth bei den Annuntiaten. In Wien wurde er von Kaiser Ferdinand III. in den Reichsgrafenstand erhoben und zu seinem Kammerherrn ernannt. Da ihm das Hofleben nicht zusagte, zog sich Christoph von Rantzau zur Bewirtschaftung seiner Güter nach Schleswig-Holstein zurück. Nach dem Tode seiner ersten Frau Salome von Rantzau heiratete er die Herzogin Dorothea Hedwig von Holstein, die ehemalige Äbtissin

nums von Hildesheim und Freund des Welfenherzogs Johann Friedrich von Hannover:

Extract aus dem Schreiben des Herrn Christoph von Rantzau, des Röm. Kaiserlichen Cämmerers und Reichshofrats vom 20. April 1652:

„... Nächst diesem möchte ich meinem hochgeehrten Herrn Vetter nicht vorenthalten, in welcher Weise die hochwohlgeborene Madame la Marschalle de Rantzau, unsere beiderseits hochgeliebte Frau Schwester resp. Muhme, sich vorgestern (am 18. April 1652) hier in Paris im Kloster del Annonciate Celeste vormittags um 10 Uhr mit dem üblichen Klosterhabit einer Nonne hat einkleiden lassen. Die dabei vorgenommenen Ceremonien sind ungefähr diese: Zunächst wurde in der Kirche des Annuntiatenklosters um 8 Uhr die erste Messe gelesen, um 9 Uhr die zweite, um 10 Uhr das Hochamt, welches von dem Offizial des Herrn Erzbischofs von Paris celebriert wurde. Darauf wurden die Vorhänge hinter einem großen eisernen Gitter – die an der einen Seite der Kirche angebracht waren, aufgezogen, wodurch man in einen Saal sah. Dort war ex opposito ein Altar mit vielen brennenden Kerzen zu sehen. An beiden Seiten dieses Saales knieten zwei Reihen von Nonnen, bekleidet mit ihrem gewöhnlichen Habit (in schwarz-weiß und blau – Chor- und Laienschwestern) mit bedecktem Angesicht und brennenden Kerzen in ihren Händen. Die Novizin saß in der Mitte – dem eisernen Gitter zugewandt – auf einem erhöhtem Stuhle, bekleidet mit ihrem Witwenkleide. Die ganze Zeit über saß sie mit niedergeschlagenen Augen dort, das Angesicht zur Gemeinde gerichtet und rührte weder Augen noch anderes cum summa modestia. Diesseits des Gitters saßen auf der ersten Bank der Offizial des Erzbischofs mit etlichen Priestern, welche die Ceremonien leiteten. Dahinter saßen auf der zweiten Bank verschiedene Damen der höheren Gesellschaft wie Prinzessinnen, Comtessen, Marquises und ich (Christoph), auf der dritten Bank ebenso und so weiter.

---

von Gandersheim, die vor und nach ihrer Konversion Aufnahme im Annuntiatenkloster bei ME in Hildesheim gefunden hatte. Nach kurzem Zusammensein mit ihrem Gatten zog sie mit Königin Christine von Schweden nach Rom. Überschattet waren die Jahre des Reichsgrafen in Schleswig-Holstein durch seine Verwicklungen in Hexenprozesse, in denen er als Feudalherr und Richter Verurteilungen aussprach. Doch durch eine große, sozialpolitische Tat ist sein Name bekannt geworden. Als erster Feudalherr in Norddeutschland hob er am 1. 1. 1688 die Leibeigenschaft der Bauern auf seinen Gütern auf. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in strenger Abgeschiedenheit in der Kartause in Köln, nachdem er große Vermögensteile u. a. an das Annuntiatenkloster in Hildesheim, an das Josephinum in Hildesheim und an die Nordischen Missionen vermacht hatte (vgl. Engfer, Reichsgraf Christoph von Rantzau auf Schmoel, Gymnasium Josephinum, Hildesheim, Bericht über das Schuljahr 1969/70).

Als nun nach dem Hochamt die Vorhänge vom Gitter aufgezogen wurden, begannen die Schwestern mit ihrem Gesang. Darauf folgte Stille. Dann betrat ein Jesuit die Kanzel und hielt eine ergreifende Predigt für Madame de Rantzau – wohl eine halbe Stunde lang. Darauf folgte wieder ein Gesang der Schwestern. Nach einer weiteren Stille führten zwei Schwestern die Novizin hinweg. Als sie zurückkam, war sie ihrer weltlichen Kleider entkleidet und trug über dem Schwesternhabit einen langen weißen Schleier. In der Hand trug sie eine brennende Kerze. An ihrem Platz kniete sie lange Zeit. Dann gab ihr der Offizial die Benediktion und schnitt ihr (als Zeichen der Entsagung vom weltlichen Leben) einen Teil von ihren Haaren ab. Darauf stimmte sie ein Loblied an und alle Schwestern fielen in den Gesang ein. Darauf wurden die Vorhänge geschlossen und der feierliche Akt war zu Ende. Er währte bis Mittag.

Danach war ein privater Empfang für ihre Verwandten, Freunde und Bekannten, welche noch einmal mit ihr reden und von ihr Abschied nehmen wollten, weil sie von nun an für einen Toten gehalten wird und künftig und immerdar mit keinem Menschen als nur mit meinem hochgeehrten Herrn Vetter (ME's Bruder Christian) und mit ihren Frauen Schwestern reden darf; auch wird sie von niemandem fortan gesehen. Denn dieses ist des Kloster Regel. Sie (ME) hat zwar bei ihrer Päpstlichen Heiligkeit um Dispens angehalten, auch mit anderen sprechen zu dürfen, so die aus Holstein nach dorten (Paris) kommen und mit ihr zu reden begehren würden. Ob sie Erlaubnis erhalten wird, müßte die Zeit ergeben.

Dieses habe ich meinem hochgeehrten Herrn Vetter sowohl zum Gedächtnis seiner herzgeliebten Frau Schwester als zur Nachricht schreiben wollen: ihm zu versichern, daß nur wenige Personen bei dieser Feier anwesend waren, denen die Augen nicht naß geworden sind; da viele ihren gottesfürchtigen Wandel kennen und ihn über alle Maßen rühmen, nehmen sie an, daß sie dermaleinst in der Kirche kanonisiert würde. Ich zweifle nicht, es wird meinem hochgeehrten Vetter zu Herzen gehen, daß er hiermit seiner herzgeliebten Schwester für eine Zeit beraubt wird und sie nun künftig für gestorben halten muß. Ich habe mit nicht geringer Bewegung meiner Seele und meines Gemütes dieser Feier beigewohnt, wie auch alle anderen Damen und Prinzessinnen voll des Lobes und Ruhmes sind. Und obgleich sie eine Ausländerin gewesen ist, so halten sie nicht zurück, zu erklären, daß an Schönheit, Heiligkeit, Gottesfurcht, Verstand, Höflichkeit, Klugheit, Haltung, guten freundlichen Sitten und Gebärden, niemand im ganzen Paris zu vergleichen oder vorzuziehen wäre. Deshalb ist sie auch von allen so herzlich geliebet worden. Dieser zeitliche Abschied habe ihnen so wehe getan, als ob sie dadurch als ihre Schwester, Tochter, Mutter, von ihrem Her-

zen abgeschnitten würde. Das ist gewiß, daß ihr Gedächtnis bleiben wird, so lange die Sonne währet und bis in Ewigkeit." [27]

Nach 15monatiger Vorbereitung im Noviziat – am 9. September 1653 – („drei Jahre weniger fünf Tage nach meines seligen Herren Tod") legte sie ihre feierliche Profeß ab[28]. Kurz danach erkrankte sie schwer, genas aber zur Freude der ganzen Klostergemeinschaft.

Mit ihrer Strahlkraft übte sie großen Einfluß auf ihre Mitschwestern aus und erhielt schon bald das Amt einer Prokuratorin und wurde gegen ihren Willen zur Priorin erwählt. Dieses Amt der Priorin des Annuntiatenklosters (Monastère de l'Annonciade celeste), das sich in der Rue Culture St. Catherine nahe beim „Place royale" unweit des Karmels befand, übte sie drei Jahre lang aus[29].

Mit welchem Eifer und welcher verpflichtenden Hingabe sie für ihre Mitschwestern dieses Amt versah, wird in ihren Briefen offenbar. ME ist ganz erfüllt von dem Ordensideal, in Armut, Zurückgezogenheit und in stillem Gebet mit Gott zu leben und in den einfachsten Verhältnissen des Pariser Klosters das Leben der seligsten Jungfrau wie im Hause zu Nazareth nachzuvollziehen[30]. Dabei ist sie sich bewußt, wie schwer eine solche Imitatio (Nachfolge) ist. Deshalb fügt sie bescheiden ihren Briefunterschriften hinzu „Soeur ME v. R. annuntiata celeste indigne" [31] bzw. „unwürdige christliche Dienerin" [32], „unwürdige Geistliche von der himmlischen Verkündigung" [33].

---

27 Brief von Christoph von Rantzau an Christian von Rantzau vom 20. 4. 1652, Archiv Breitenburg Nr. 88/89. Bei dieser Urkunde handelt es sich um eine Übersetzung aus dem lat. bzw. franz. Einige offensichtliche Fehlübersetzungen und ungelenke Ausdrucksweisen sind von Verfasserin unter möglichster Angleichung an den Originaltext ausgeglichen worden.

28 Brief an Madame de Buchwald vom 24. 2. 1652. Archiv Breitenburg Nr. 86.

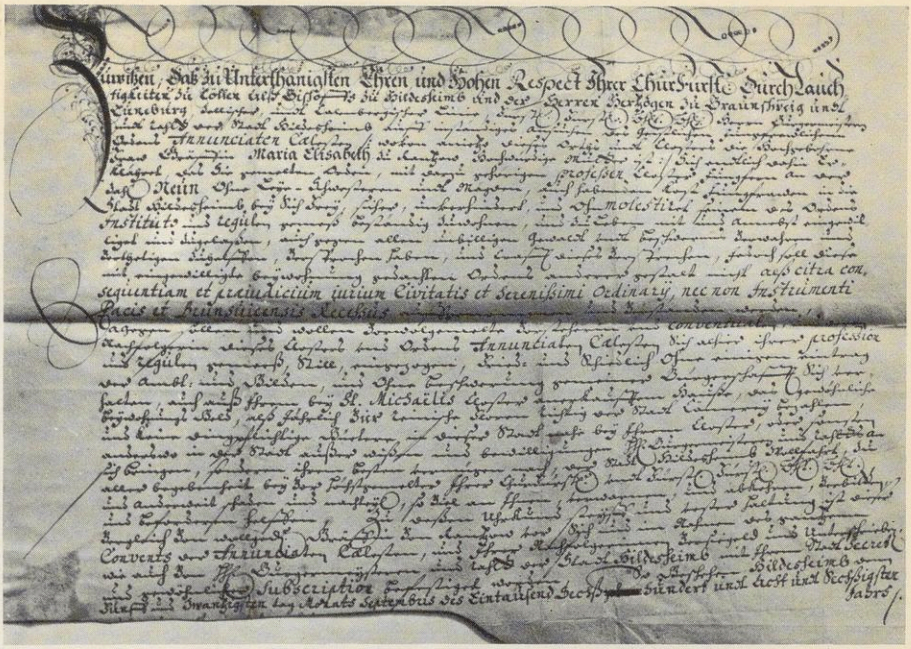
29 Kratz, ebd., S. 280.

30 Zitate aus ihren Briefen: „... daß ich Gott dafür ewig davor gelobet und gedanket, mein Gelübde nach 15monatigem Noviziat mit dem christlichen (Ordens-)kleide meinem geliebten Gott, dem Allmächtigen gethan ..." Brief an Mad. d'Ahlfelt ... 1652, Archiv Breitenb., Nr. 90 ff. „Ich kann Sie aber versichern, daß ich mehr Ruhe und Zufriedenheit in der Einsamkeit gefunden, in der Arbeit, im Gehorsam, in der hl. Armut als in der Welt." Brief an Mad. Cath. de Buchwald 1653. Arch. Breitenb. Nr. 86. „... Ich habe tausend mal mehr Befriedigung gefunden, als ich nach meiner Vorstellung je zu hoffen gewagt habe, um so mehr als alle geschaffenen Dinge und ihr Besitz erkennen lassen ..., daß sie einen nicht voll befriedigen ... Auch ist es so in der geheiligten Einsamkeit, in der man sich über sich selbst erhebt ... der Himmel hat mir die Sorge für mein weiteres Leben genommen und hat Eure Tochter zu den glücklichsten unter diesen Schwestern gemacht." Brief an Mr d'Alfelt vom 17. 7. 1662. Staatsarchiv Hannover, A II/2.

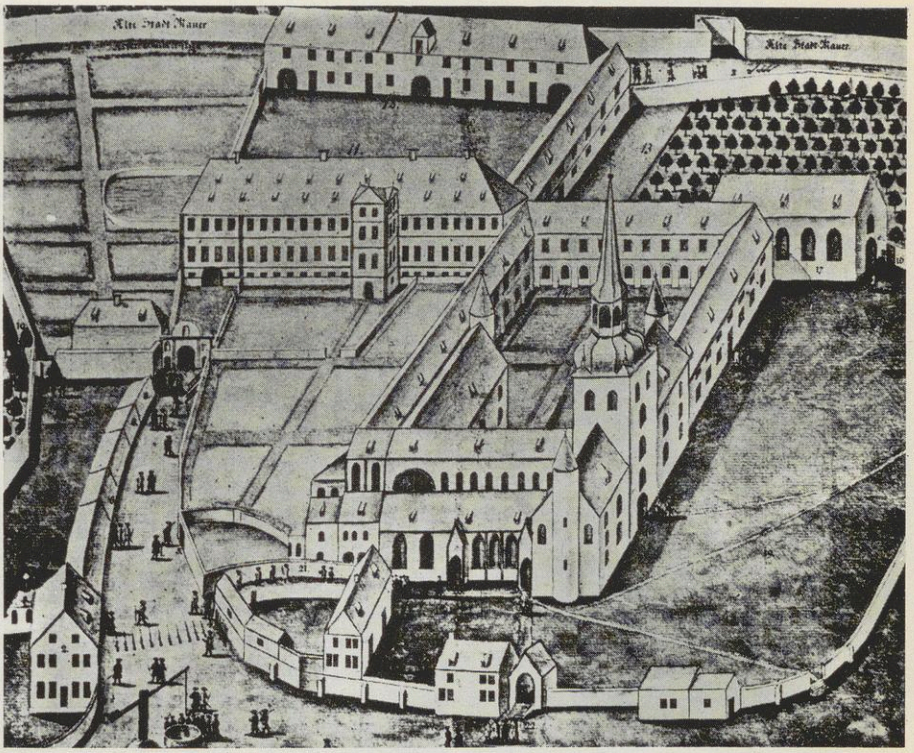
31 Brief an Christian von Rantzau – ohne Datum, Arch. Breitenb. Nr. 39/49.

32 Brief an Mad. d'Alfelt. Arch. Breitenb. Nr. 90/96 – ohne Datum.

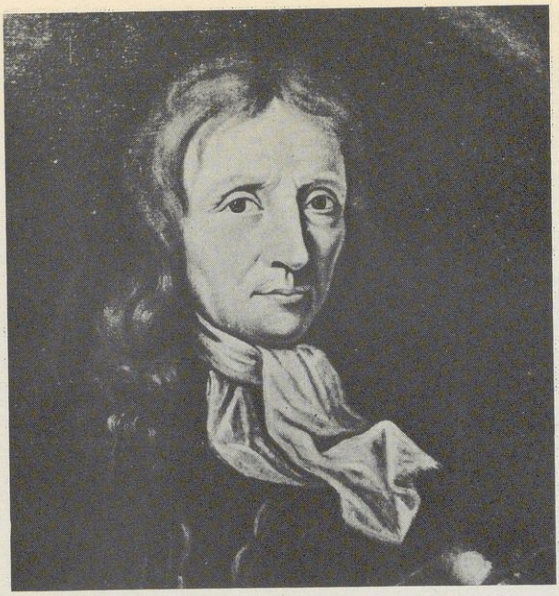
33 Sendschreiben an Detlef Graf zu Rantzau, Arch. Breitenb. Nr. 70.



10
Urkunde für das Wohnrecht der Annuntiaten durch die Stadt Hildesheim
am 25. September 1668.



11
Das Annuntiatenkloster (links unten gegenüber der Bernwardsgruft von St. Michael)
in Hildesheim.



12
Reichsgraf Christoph zu Rantzau, geb. 1625 auf Schmoel/Schleswig-Holstein, gest. 1699 in Köln. Ausschnitt – Original im Marianum Josephinum, Hildesheim

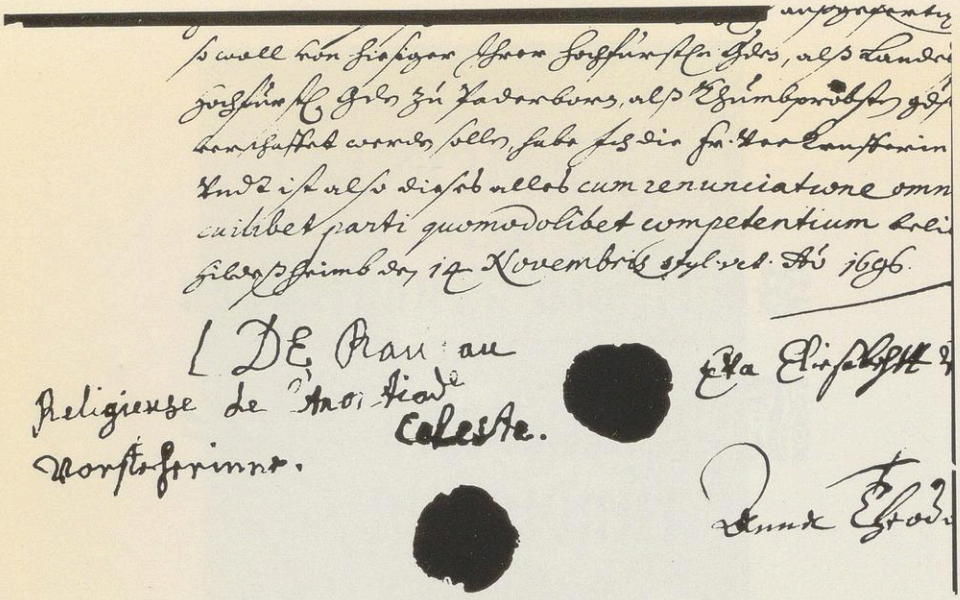
13
Niels Stensen, geb. 1. 11. 1638 in Kopenhagen, gest. 6. 12. 1686 in Schwerin. Apostol. Vikar d. Nordischen Missionen, zunächst mit Sitz in Hannover v. 1677–1680

14
Gottfried Wilhelm Leibniz, geb. 3. 7. 1646 in Leipzig, gest. 14. 11. 1716 in Hannover. Hofrat und Bibliothekar in Hannover

CEREMONIAL
Der
Geistlichen Jungfrauen
Von der
Himmlischen Ver=
kündigung /
Sonsten genandt
ANNUNTIATEN
COELESTES,
In sich behaltendt die Manier /
wie man die Jungfrauen soll
in Unsere Clöster annehmen:
Item:
Ihnen den Habit anlegen / und
die Novitzen zu der Profession
auffnehmen.

Gedruckt zu Hildesheim / Anno
Domini 1691.

15
Titelblatt des Ceremonials für die Einkleidung der Annuntiaten



16
Unterschrift der Gräfin ME von Rantzau (1696)

JESUS MARIA ANNUNCIATA.

HILDESII

ANNO à partu Virginis 1706. 6tâ Februarii in Monaſterio B. M. V. ANNUNCIATÆ conſuetis Eccleſiæ Sacramentis præmunita, inter aſtantium Conſororum, Filiarúmque Religioſarum pia ſuſpiria, & lachrymas, cum pleniſſimâ in voluntatem Divinam reſignatione, amoris potius divini ardore, quàm calore febrili, & vehementiâ catharri conſumpta, ANNO ætatis 77. religioſæ Profeſſionis 52. Spiritum meritis magis ac virtutibus, quàm annis & ſenio, Cœlo maturum, nonam inter & decimam matutinam, in Cœleſtis ſponſi amplexus placidiſſimè emiſit

REVERENDISSIMA ac ILLUSTRISSIMA DOMINA

D. MARIA ELISABETHA

COMITISSA DE RANTZAU

VIDUA *ILLUSTRISSIMI DOMINI*

D. JOSIÆ DE RANTZAU

CORONÆ GALLICÆ MARESCHALLI &c.

Illuſtriſſima hæc Domina Stemmatis Gloriam illuſtrare nunquam potuiſſet illuſtrius, quàm dum humillima Religionis ſacræ amplexans inſignia, virtutum longo comitatu, Comitum Sanguinem, & Proſapiæ ſuæ decus nobilitavit. Heroinam pluribus titulis ſe nobilem exhibuit, dum profano quondam illigata connubio, totius poſtea mundi pompam relici repudio faſtidivit, & ſpinoſis matrimonii roſis, caſtiſſimæ vitæ lilia, affectu candidiſſimo, præpoſuit. Munificentiſſima fuit FUNDATRIX Monaſterii noſtri, cujus dum fundamenta poſuit, tam profunda etiam jecit fundamenta religioſæ perfectionis, ut in chariſſimæ nobis Priorſſæ munus, fundata in æternis principiis virtus, eam exercerit; in quo munere ad 40. prope annos verſata, continuò in ſe exhibuit religioſæ perfectionis, & ad ſacri noſtri inſtituti rigorem formatæ Ideæ exactiſſimum exemplar. In religioſæ vitæ tranſacto tempore nobilis hæc anima pro illuſtri ſuo Comitatu non deſideravit aliud Gymnæcum, niſi virtutes pediſequas, inter quas infima humilitas habuit primatum. Erga latentem ſub ſpeciebus Euchariſticis animæ ſponſum caſtiſſimis continuò facibus adeò agebatur, ut anima illius potius eſſet ibi, ubi amabat, quam ubi animabat; ideóque in obſequium ſponſi ſui ſpecioſi præ filiis hominum, ædem ipſius cultui, Divisque ſacram, liberali impendio, non deſiit omni ornatu excolere, ut nitorem ſponſo ſuo exhiberet cordis pariter ac templi apparatu comptiſſimum. Pauperum erat beneficentiſſima Mater, Cœleſtium ideo meritorum cumulo dives. Virtutes cæteras in innocenti ſuo & omnis profani fuci neſcio corde contraxerat in compendium, ita ut continuò anhelantis in Cœlum animæ æſtus in linguam & verba ebulliret, ac religioſarum filiarum ſuarum corda in Cœleſtis ſponſi amorem accenderet, & a mundi terreno affectu, in Cœli æternarúmque deliciarum appetitum attraheret, omni magnete potentius. Hoc apparatu virtutum compoſitiſſimam Chriſti Sponſam, quamvis deſiderato ejuſdem conſortio jamtum frui in beata æternitate confidamus, ſi quæ tamen forſan labes moram felicis illius poſſeſſionis innecteret, ſuffragia veſtra, & ardentiſſimas preces enixiſſimè imploramus, ſimile charitatis officium veſtris, ubi requiſitæ fuerimus, promptiſſimo animo exhibituræ.

Requieſcat *in pace.*

17
Todesanzeige der Maria Elisabeth von Rantzau

Nun würden schon ihre geistlichen Verpflichtungen im Kloster und die ihr übertragenen Verwaltungsaufgaben als Oberin ihr Leben voll ausgefüllt haben, sie wurde aber – obwohl als Nonne in der Abgeschiedenheit lebend – immer wieder mit der Welt und ihren Problemen konfrontiert und um Rat und Vermittlung angegangen[34]. So erbat sie beim König Verzeihung für einen jungen Adeligen, der wegen Majestätsbeleidigung angeklagt war, sie tat es bewußt mit ihrer Gratulation am Ludwigstage (25. August), der in Frankreich groß gefeiert wurde[35].

Von kulturpolitischem Interesse ist auch der Einsatz unserer Gräfin bei der Abschaffung des Duells in Frankreich. Trotz der dringenden Appelle des Tridentinums, dieser Unsitte zu entsagen, beherrschte das Duell zur Austragung von Ehrenhändeln nach wie vor das Denken adliger Kreise und war selbstverständlicher Bestandteil in ihrem Ehrencodex geblieben. Aufschlußreiche Unterlagen und viele Ehrenerklärungen zur Aufhebung des Duells sind – aus welchen Gründen auch immer – bei ME hinterlegt worden und später in das Breitenburger Archiv gelangt. Es erhebt sich die Frage, was eine Nonne in einem beschaulichen Orden überhaupt damit zu tun hat. ME hatte ihren einzigen Schwager Paul im Duell verloren und so in eigener Familie den Wahnwitz solcher Ehrenhändel erfahren. Es ist auch anzunehmen, daß kirchliche Stellen sie zu einem Einsatz gegen Duelle gewonnen haben, da sie mit dem königlichen Hofe engen Kontakt weiterhin hatte. Das Tridentinum hatte sich zwar grundsätzlich gegen Duelle ausgesprochen, aber die Abschaffung mit entsprechenden verbindlichen Rechtsvorschriften oblag bei der Entmachtung der Kirche dem jeweiligen Landesfürsten. Es war also erforderlich, diesen für die Aufhebung der aus dem Mittelalter überkommenen Sitte zu gewinnen. In ihren diesbezüglichen Notizen und Entwürfen gegen das Duell, spricht ME „von der falschen Tapferkeit, die den ‚esprit' so vieler Edelleute zerstört (verwirrt)" habe[36]. Den Anhängern des Duells, die in einer Gegenerklärung, der „Abrégé des lois du Point d'honneur contre la religion" sich für die Beibehaltung einsetzten[37], erwiderte ME „.... man muß zunächst bemerken, daß die Religion im allgemeinen durch diese brutalen Maximen beleidigt wird, ebenso die Gesetze echter Staatskunst (véritable politique), die der menschlichen Gesellschaft (societé privée) und die persönliche Freund-

---

34 ME hat nicht nur in Paris, sondern auch in Hildesheim Besucher empfangen. Danach ist anzunehmen, daß päpstl. Dispens von der strengen Klausur in bestimmten Fällen erteilt worden ist.

35 Der im Archiv Breitenburg aufbewahrte Brief ist ein Muster der Gewandtheit ihres Briefstils und höfischer Politesse und hebt sich von den uns überkommenen Übersetzungen wesentlich ab.

36 Brief an die Königin-Mutter – ohne Datum – Archiv Breitenburg Nr. 52.

37 Urkunden Nr. 55 ff., Archiv Breitenburg.

schaft . . . Das Duell widerspricht überhaupt der menschlichen Natur." [38] Sowohl die Königinmutter wie auch den jungen König schaltete ME in diesen inneren Kampf der Adligen mit Erfolg ein[39], wodurch sie zu einem humaneren Denken in jener Zeit viel beigetragen hat.

Noch eine weitere Intervention der stillen Annuntiatin am königlichen Hofe – eine Intervention von hochpolitischer Brisanz – darf angenommen werden. Im Breitenburger Archiv befindet sich ein Schreiben ihres Bruders Christian, das er 1658 vom Frankfurter Reichstag an seine Schwester Mad. d'Ahlfelt gerichtet hat. Neben dem allgemeinen Bericht über den Verlauf solcher Zusammenkünfte, einschließlich der Festivitäten, ist ein Hinweis enthalten, der für ME bestimmt gewesen sein dürfte und ihre Intervention vermuten läßt. Christoph von Rantzau, ME's Vetter, hatte ja nicht umsonst in seinem Bericht über ihre Einkleidung ihrem Bruder Christian gegenüber die Bemerkung fallen lassen, daß der Papst angegangen sei, die strenge Klausur für ME für gelegentliche Fälle aufzuheben. Dadurch war die Möglichkeit zum Empfang von Besuchern im Kloster gegeben[40]. Zu den klösterlichen Sitten, die noch bis vor kurzem in strengen Orden angewandt wurden, gehörte ferner auch, daß die Nonnen keine persönliche Post empfangen durften, bzw. daß sie über die Oberin den Schwestern zugeleitet wurde. Vermutlich ist deshalb der o. a. Brief an ME's Schwester, an Mad. d'Ahlfelt gerichtet und die Abschrift in ME's Hände geleitet. Auf der Rückseite dieses Schreibens ist ME's handschriftlicher Vermerk mit dem Datum 19. Juni 1662. Daß sie diese Abschrift aufbewahrte und mit späterem Datum nach Erledigung zu ihren Unterlagen legte, läßt den Schluß zu, daß der Inhalt dieses Briefes vom 16. 6. 1658 von Bedeutung und für sie bestimmt war, was gleich im ersten Satz zum Ausdruck kommt und von der Sache her erklärlich ist. ME, nicht Mad. d'Ahlfelt, hatte die entscheidenden Verbindungen zum königlichen Hofe. „Meinen freundlichen Gruß und Dienst Hochedelgeborene, viel ehr- und tugendreiche, insbesondere hochgeehrte freundlich vielgeliebte Schwester: . . . daß (die) anwesenden Herren Kurfürsten mir hierselbst gar gnädige und höffliche tractements (Entgegenkommen) erwießen (haben), auch innige Freundschaft Ihres Ortes (d. h. des Pariser Hofes) wollen . . ." [41]

Zum Verständnis des Briefes ist zu bedenken, daß die Großen des Deutschen Reiches, wie die Kurfürsten, maßgebende Kirchenfürsten und

---

[38] Vgl. dazu Unterlagen Archiv Breitenburg Nr. 52 bis 55.

[39] „C'est la triomphante jeunesse de notre Roy à qui aurait reservé cette gloire de la destruction du duell." Archiv Breitenburg. Briefe an die Königinmutter – ohne Datum – Nr. 52/59.

[40] Vgl. Seite 59 dieser Studie.

[41] Christian v. R. an seine Schwester Mad. d'Ahlfelt vom 19. 6. 1658 mit Vermerk von ME auf der Rückseite. Breitenb. Archiv Nr. 83 bis 85.

der Reichsadel sich in Frankfurt aufhielten, um nach dem Ableben von Kaiser Ferdinand III. (2. 4. 1657) in einem langwierigen Verfahren einen neuen Kaiser zu wählen und feierlich zu proklamieren. ME's Bruder, selbst Reichsgraf und zugleich Stellvertreter des dänischen Königs, hatte die Interessen Dänemarks und die eigenen zu vertreten. In seinem Schreiben erwähnt er Persönlichkeiten, mit denen er zu Verhandlungen näher zusammengekommen ist, so mit dem Pfalzgrafen, dem Kurbrandenburgischen Primar-Gesandten Prinz Moritz von Nassau, dem Kurfürsten von Trier, dem Bischof von Bamberg, dem Grafen von Hanau, dem königlichen schwedischen Generalleutnant Admiral von Wrangel und dem Grafen von Pappenheim – führende Persönlichkeiten auf der damaligen politischen Bühne[42]. Über die Wahl des Kaisers und seine feierliche Proklamation hinaus, standen hochpolitische Fragen auf der Tagesordnung. Es ging u. a. um den Friedensabschluß zwischen Dänemark und Schweden, der im Februar 1658 zustande kam, einschließlich der Gewährung von Sonderrechten für den Großadel von Schleswig-Holstein[43], nicht zuletzt aber um die politische Sicherung der neuen Kräfteverteilung in Deutschland nach dem Ausgang des 30jährigen Krieges. Hier in Frankfurt sind die vorbereitenden Gespräche für die deutsche, ja für die europäische Politik der nächsten Zeit zwischen den westdeutschen Fürsten und dem Vertreter Brandenburgs für den künftigen Rheinbund geführt worden. Dieser konnte aber nur dann zur Beruhigung der politischen Situation beitragen, wenn die Haltung des immer mächtiger werdenden Nachbarn Frankreich geklärt war. Es lag daher den auf dem Reichstag versammelten Fürsten daran, in ein enges Verhältnis mit Frankreich zu gelangen. Daß die Einbeziehung des „Allerchristlichsten Königs" Ludwig XIV. in den Fürstenbund nicht dem Gedanken eines starken deutschen Reiches diente, sondern vielmehr den absolutistischen Ideen Frankreichs entgegenkam, wurde erst später von den Fürsten und nicht gleichzeitig erkannt. Wenn auch die Welfenfürsten, die später für ME Bedeutung haben sollten, in dem o. a. Brief nicht aufgeführt sind, so gehörten sie dennoch diesem, zum Rheinbund orientierten Fürstenkreis an, wodurch sich auch die positive Haltung des hannoverschen Hofes sowohl unter Herzog Johann Friedrich und zeitweise auch bei seinem Bruder Ernst August zu Ludwig XIV. erklären läßt. In diesem großen Zusammenhang ist der zitierte erste Satz in dem o. a. Brief als Auftrag für ME m. E. zu deuten, daß sie ihren Besuchern vom königlichen Hof den Wunsch der Kurfürsten nach „inniger Freundschaft" mit Paris nahebringen sollte.

---

42 Ebd.

43 Ebd., „Der schwedische Admiral von Wrangel hat gnädige Antwort gegeben wegen conservation, nicht allein wegen Graff- u. Herrschafft (derer von Rantzau), sondern auch in d. Fürstentümern Schleswig-Holstein und Jütland."

Noch ein anderes Ereignis – mehr kirchengeschichtlicher Art – fällt in die nächste Zeit unserer Gräfin: ihre Begegnung mit dem dänischen Forscher Niels Stensen, die den Ansatz für ihre spätere, gemeinsame Arbeit in ökumenischer Hinsicht begründete. Stensen, der fast drei Jahrhunderte vergessen war, ist durch neuere Forschungen und durch die 1977 voraussichtlich erfolgende Seligsprechung wieder mehr in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gelangt[44].

---

[44] Niels Stensen / Nicolo Steno/Stenonis (1638–1686), Sohn eines protestantischen Pfarrers in Kopenhagen, wandte sich nach einem breit angelegten Studium der Sprachen und der Mathematik dem speziellen Studium des neuen Fachgebietes der Anatomie zu. Schon als Student in Leiden und Amsterdam erregten seine Arbeiten über das Drüsensystem des Menschen großes Aufsehen, vor allem die über die Muskelstruktur des Herzens, da hiermit ein alter Streit der Medizin beigelegt wurde. Enttäuscht über die Ablehnung einer erstrebten Professur an der Universität Kopenhagen, bereiste er Deutschland, Holland, Frankreich. In Paris folgte er dem Ruf des Großherzogs Ferdinand II. von Toskana, um dort in Florenz zunächst als Leibarzt, dann als Prinzenerzieher tätig zu sein. Es blieb ihm jedoch genügend Zeit zu weiteren Studien, die der Fürst in jeder Hinsicht unterstützte. Durch ihn wurde er auch mit seinem Freundeskreis bekannt, der Geistigkeit mit tiefer Frömmigkeit verband. – Nach schwerem, geistigen Ringen konvertierte der Naturwissenschaftler am 7. 11. 1667 nach einem religiösen Erlebnis bei einer Fronleichnamsprozession in Livorno. Eine „Berufung", wie bei Paulus – dem Beispiel par excellence – oder in neuerer Zeit Claudels „Bekehrung" in der Heiligen Nacht 1886 in Notre Dame in Paris, oder Werfels „Heimkehr" nach schweren seelischen Erschütterungen in der jüngsten Vergangenheit. Das „Berührtwerden von der Gnade" hatte Stensen derart erfaßt, daß die Eucharistie als Geheimnis auch in späterer Zeit Anlaß zu Diskussionen im Kreise Leibniz, Molanus und Petersen wurde. Sein Berufsweg führte über die Anatomie in weiteres Neuland mit dem Aufbau der Paläontologie, Geologie und Kristallographie und schließlich in die Theologie. Nachdem er am 7. November 1667 zum Katholizismus konvertierte, wurde er 1675 nach „langer und inniger" Vorbereitung zum Priester geweiht. Sein Primizamt las er vor dem Gnadenbild der Muttergottes SS Annunciata in der alten Servitenkirche in Florenz, da er gleich unserer Gräfin ME mit der Verehrung der Eucharistie eine besondere Zuneigung zu Maria besaß. Von da an führte er in Ausrichtung auf Karl Borromäus ein Leben „strengster Aszese, Frömmigkeit und Nächstenliebe", sowohl am Fürstenhof in Florenz, wie am Hofe des Welfenherzogs Johann Friedrich in Hannover. Auf Veranlassung des Letzteren wurde er in das Amt eines Apostolischen Vikars für die Nordischen Missionen mit dem Titel eines Bischofs von Titiopolis (Bischofsweihe 19. 9. 1677) mit dem Sitz in Hannover berufen. Hier lebte und wirkte er im engen Gedankenaustausch mit dem Fürsten und in der Seelsorge für die kleine Hofgemeinde und Diaspora. 1680 verließ er Hannover, wirkte rd. drei Jahre in Münster als Weihbischof und übernahm anschließend wieder die Leitung der bis nach Dänemark/Schweden hinaufreichenden Missionstätigkeit. Als Wandermissionar unter äußersten Anstrengungen und in größter Armut starb er am 5. 12. 1686 in Schwerin und wurde im Dom zu Schwerin beigesetzt. Sein Freund, Großherzog Cosimo III., überführte den heiligmäßigen Priester in

Als Stensen 1665 nach Paris kam, ging ihm bereits der Ruhm eines bedeutenden Wissenschaftlers voraus. Er führte sich dort mit einer Vorlesung über die Gehirnanatomie ein und fand einen begeisterten Empfang bei allen Gelehrten und Theologen. Wie in unserer Zeit stand die Kirche damals in einer doppelten Auseinandersetzung. Nach innen: die radikale, jansenistische Strömung in Port Royal mit der der gemäßigteren Reformtheologie – nach außen die unausweichliche Diskussion mit der sich ausweitenden, kirchenfeindlichen Naturwissenschaft. Descartes, der führende Kopf dieser Richtung hatte mit seiner rationalistischen, dem Atheismus sich nähernden Betrachtungsweise in seinen „Grundlagen der Philosophie" (1641) die französischen, intellektuellen Kreise weitgehend beeinflußt und selbst in den Orden manche Anhänger gefunden. Als Stensen 1665 nach Paris kam, war die Diskussion um Descartes, dessen Schriften kurz vorher (1663) auf den Index gesetzt waren, in vollem Gange. Der junge Gelehrte, gläubiger Protestant und mit dem Katholizismus noch nicht näher in Berührung gekommen, trat der einseitig ausgerichteten, mechanischen Auffassung des Descartes „ebenso freundlich sondierend wie kritisch ablehnend" gegenüber. Schon als junger Student hatte er bei seinen anatomischen Studien die theologische Dimension einbezogen und seine naturwissenschaftlichen Aufzeichnungen mit den Worten begonnen: „In nomine Jesu". Wie in der heutigen Grundlagenforschung suchte Stensen – seiner Zeit vorauseilend – nach größeren Zusammenhängen der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, insbesondere nach einer Zusammenschau von Naturwissenschaft und Religion. Er interessierte sich für philosophisch-religiöse Fragen, ohne daß damit aber eine Hinwendung zum Katholizismus zu erwarten gewesen wäre. Kenner des großen Gelehrten wie Scherz, Algermissen wundern sich, daß er in Paris keine Kontakte mit Port Royal aufnahm, dem sich der französische Naturwissenschaftler Pasqual mit anderen Gelehrten verbunden fühlte. Statt dessen wandte sich Stensen an ME von Rantzau, die eine andere theologische Auffassung als die Zisterzienserinnen mit deutlicher Anlehnung an Rom repräsentierte. Dafür verweist Scherz auf einen erst kürzlich in der Bibliothèque Nationale in Paris entdeckten Brief von ME an ein nicht mehr bekanntes Frl. Sevin de Miramion:

---

die Medici-Kapelle in Florenz, bis er im dortigen Dom seine letzte Ruhestätte fand. Seine ökumenische Arbeit, die ihn sowohl mit ME als auch mit Leibniz, Molanus, Petersen, Bossuet, Johann Friedrich u. a. verband, ist bis heute kaum erforscht worden. Vgl. dazu N. Stenonis, Opera theol., N. Stenonis, Epistolae; G. Scherz, Kopenhagen, In einem Kloster von Hildesheim, U. D. 1962, S. 42; Scherz, Drei Stensenbriefe aus Hannover, U. D. 1953, S. 88; Algermissen, Das dogmatisch-apologetische Schrifttum Niels Stensens, ebd. 1953; Engfer, Die Briefe Niels Stensens, U. D. 1953, S. 109 ff.; v. Rosen, Erinnerungen an Msgr. Niels Stensen.

„Paris, 15. Mai 1665

Mein Fräulein! Wenn Ihr Brief uns auch den Ort Ihres Aufenthaltes angezeigt hätte, wäre unsere Freude noch größer gewesen, weil es uns dann leichter gewesen wäre, über Ihren Gesundheitszustand Erkundigungen einzuziehen. Wir wünschen Ihnen eine gute und feste Gesundheit und vor allem Fortschritt in der Heiligkeit, die in nichts anderem besteht, als in der völligen Vereinigung mit unserer Mutter, der heiligen Kirche, welche zufolge den Verheissungen des Gottessohnes vom Geist der Wahrheit geführt wird und unserem Heil jede Sicherheit bietet. Das war es ja, was den hl. Augustin sagen ließ, er würde dem Evangelium nicht glauben, wenn die hl. Kirche ihm nicht versicherte, daß es zur Hl. Schrift gehöre, weil eben das, was die Kirche bestätigt und gestattet, oder was sie verdammt, auch von treuen Katholiken angenommen oder verworfen werden muß.

Ich erwarte von Ihnen, mein Fräulein, ähnliche Gesinnungen, da ich weiß, daß Sie nur in diesem und keinem anderen Punkt widersprochen haben, was ich verstehe, als käme es nicht von Ihnen selbst, sondern nur infolge des Unterrichtes eines Lehrers der neuen Lehre, der sich bestimmt irrt, wenn er glaubt, daß er mehr klarsehend und vernünftig als die ganze Gemeinschaft der heiligen Kirche zusammen ist.

Was die liebe Mutter Angélique von P(ort) R(oyal) betrifft, kann ich Sie in ihrem Namen versichern, daß sie Sie nicht in ihren Gebeten vergißt, wie auch, daß sie, Gott sei Dank, recht gesund ist. Sie bittet Sie um Ihr Gebet und nimmt es dankbar in unserem Herrn entgegen.

Weder der Hochwürdigste Herr Erzbischof noch wir haben ihr schon die Bulle unseres Heiligen Vaters (Edikt gegen Port Royal als Sitz des Jansenismus) gezeigt. Deshalb kann ich ihnen nichts von ihren Gefühlen über diesen Gegenstand berichten. Ich kann Ihnen nur sagen, daß wir tief davon betroffen sind, daß eine Person, welche so große natürliche Gaben wie die liebe Mutter Angélique (Arnauld) hat, aus Anhänglichkeit an ihre Eingebungen es immer weiter fehlen lassen will an ihrer Hauptpflicht. Unsere Kommunität bietet dem Herrn unablässig Opfer und Gebete für diese liebe Mutter an, ohne jedoch auch Sie zu vergessen, da wir mit großer Liebe und Wertschätzung Ihre guten Wünsche erkennen, die Sie in dieser Angelegenheit zeigen, in dem ich Sie versichere, daß ich Sie besonders lieb habe.

Ich verbleibe in unserem Herrn" . . .[45]

Wie Stensen den Weg in das Annuntiatenkloster in Paris gefunden hat, ist unbekannt. Daß es sich nur um formelle Besuche handelte, ist

---

[45] Bibliothèque nationale, Paris, MSS FRAN. 19719, fol. 387–389, zitiert bei Scherz, U. D. 1962, S. 44/45.

bei der strengen Klausur, der sich ME mit Leidenschaftlichkeit unterwarf, kaum anzunehmen. Wohl konnte es sein, daß er eine Botschaft bzw. Grüße von ihrem Bruder Christian zu überbringen hatte, der als Vizekönig in Dänemark eine politische und kulturelle Rolle in Kopenhagen spielte. Oder erhoffte sich Stensen umgekehrt bei ME eine Vermittlung bei ihrem Bruder für seine wissenschaftliche Wiederverwendung an der Universität Kopenhagen, die er dann auch – nach und trotz seiner Konversion von 1672–1677 erreichte. Jedenfalls hat die damals begonnene Verbindung Stensens zu unserer klauserierten Nonne nie aufgehört. Er hielt die ersten Gespräche mit ME für wichtig genug, sie in seinen „Opera theol. I, 191, 268" mit den besprochenen Themenkreisen zu erwähnen: einmal die Reformation als kirchengeschichtliches Ereignis und als zweites Thema die Glaubenslehre von der Eucharistie. Wie in ihren Briefen theologischen Inhalts an ihre Verwandten, hat ME keine plumpen Überredungsversuche bei Stensen gemacht, was bei diesem Gelehrten von vornherein auf Ablehnung gestoßen wäre. Sie veranlaßte ihn vielmehr, sich selbst ein eigenes Urteil über die Reformation durch das Studium der Lutherschriften zu bilden. Ebenso regte sie ihn an, sich mit den Evangelien und den Kirchenvätern zu befassen, die auch für ihre theologische Fundierung zum Verständnis der katholischen Kirche maßgebend gewesen waren[46]. Darin liegt ein Wesenszug von ME: sie vermeidet, in ihren Briefen und in ihren Gesprächen, religiöse Fragen aus der Sicht der theologischen Tagesdiskussion zu beantworten und geht statt dessen mit dem ihr eigenen wissenschaftlichen Zug immer wieder auf ein Quellenstudium zurück. Sie überläßt den Gelehrten die theologische Tagesdiskussion und macht Stensen daher auch mit ihrem Freunde, dem Jesuiten und Kontroverstheologen Jean B. de la Barre bekannt, mit dem übrigens später auch Leibniz – ob auf Stensens oder ME's Veranlassung – Verbindung aufnahm.

Der Themenkreis über die Eucharistie, den Stensen mit ME behandelte, wurde von größerer Bedeutung für den jungen Forscher, als beide damals ahnen konnten, er wurde Anstoß zu seiner Konversion. Beider Wege haben sich kurz nach diesen Gesprächen im Annuntiatenkloster in Paris getrennt, als Stensen nach Florenz berufen wurde. Als sie sich 1674 wieder in Hildesheim begegneten, hatte Stensen bereits den Weg zum Katholizismus gefunden und blieb mit ME – die inzwischen das Annuntiatenkloster in Hildesheim gegründet hatte – eng verbunden, worauf in dieser Studie noch eingegangen wird.

Es ist nicht bekannt, ob ME bei ihren ersten Gesprächen in Paris mit Stensen schon ihre Absicht, nach Deutschland zurückzukehren, mitgeteilt hat. Bei der heimatlichen Verwurzelung, die sie verband, ist nicht

---

[46] Vgl. Briefe von ME seit 1643.

auszuschließen, daß sie von ihrer Sorge um das politisch und religiös gespaltene Deutschland gesprochen hat. Sie war zu sehr eine Tochter des Rantzau-Geschlechtes, das seit Jahrhunderten mit der deutschen Politik verhaftet war, daß sie dieses Problem nicht berührt hätte. Hatte sie doch schon als junge Frau (1643) voll banger Sorge an ihren Bruder Christian geschrieben: „Ich bedaure das arme Deutschland außerordentlich. Wenn man in Euren Quartieren die Grenzplätze nicht befestigt, und wenn es nicht gelingt, fähige Leute zu unterhalten (zu gewinnen), fürchte ich sehr, daß Ihr eines Tages Vasallen der Schweden werdet", was für ME gleichbedeutend mit protestantischer Herrschaft war. Dann fährt sie in allgemein gehaltenen Überlegungen fort: „Die Politik der Großen in der Welt beginnt damit, zunächst etwas zu nehmen, was einem zusagt und danach erst begründen sie, warum sie es getan haben. Gott steht über allem. Er hält das Netz der Parzen in seiner Hand." [47]

III.

In Hildesheim

Gründerin des Annuntiatenklosters in Hildesheim

Um 1666 gab ME zur großen Überraschung ihrer Mitschwestern, denen sie drei Jahre als Priorin vorbildlich vorstand, bekannt, daß sie nach Deutschland übersiedeln wolle, um dort in Niedersachsen, in der einzigen, noch erhaltengebliebenen norddeutschen Bischofsstadt Hildesheim ein Annuntiatenkloster zu gründen[1]. Der heftige Widerspruch ihrer Mitschwestern gegen ihren Fortgang hatte keinen Erfolg. Mehrere Motive lagen ihrem Plan zugrunde: einmal das Streben nach größerer Stille im beschaulichen Ordensleben, da sie die Verbindungen mit der Gesellschaft in Paris trotz strenger Klausur nicht völlig lösen konnte. Sodann war sie durch ihre Freunde vom Missionsgedanken erfüllt. „Mission" wurde von Vinzenz und Camus im Gegensatz zu Franz Xaver u. a. zunächst als Sendungsauftrag für Europa verstanden und dann erst als Aufgabe zur Christianisierung der übrigen Welt angesehen, wie auch heute das Problem der „Entwicklungshilfe" innerhalb und außerhalb von Europa erkannt wird. ME fühlte sich missionarisch be-

---

[47] Anlage zu einem Brief der ME nach 1658. Archiv Breitenburg Nr. 28.

[1] Die Bistümer Magdeburg, Hamburg, Bremen, Verden, Minden u. a. waren im Zusammenhang mit der Reformation aufgelöst worden.

rufen, in Deutschland zu arbeiten. Einmal wollte sie sich am Aufbau eines echten Ordenslebens beteiligen, sodann vor allem an der Reunion der Konfessionen mitwirken. Große Schwierigkeiten für die Klostergründung bei der verwickelten kirchlichen Situation im niedersächsischen Raum hatte sie kaum erwartet. Ihrer Entscheidung zur Übersiedlung nach Hildesheim gingen Verhandlungen mit Herzog Johann Friedrich voraus. Auch hatte sie die Zustimmung des zuständigen Kurfürsten Maximilian Heinrich, Erzbischof von Köln und Fürstbischof von Hildesheim, erhalten. Die Interessen von Johann Friedrich und Maximilian Heinrich deckten sich weithin. Gemeinsam war ihnen beiden der Wunsch nach religiöser Erneuerung im niedersächsischen Raum. Auch glaubte Johann Friedrich der Ritterschaft von Hildesheim entgegenzukommen, nachdem der Plan der Errichtung eines adeligen Damenstiftes in Derneburg 1651 gescheitert war[2]. Bei den Annuntiaten handelte es sich aber um einen strengen, weiblichen Orden und nicht um ein Damenstift.

Johann Friedrich, der nach der konfessionellen Zusammensetzung der Bevölkerung weder in der Stadt Hannover noch in seinem Land an eine Einführung eines weiblichen Ordens denken konnte, hatte mit der Ansiedlung der Annuntiaten in Hildesheim, das nicht zum Welfenlande gehörte, eine Schwesternniederlassung in unmittelbarer Nähe. Dazu stand diese Stadt Hildesheim, die Mittelpunkt der Diözese war, unter seiner Schutzherrschaft. Die Diözese als solche war nach der Reformation und der Stiftsfehde zwar erhalten geblieben, hatte aber seither zunehmend an Bedeutung verloren. Nach langen Verhandlungen war es dem Vorgänger von Maximilian, Fürstbischof Ferdinand, 1643 gelungen, im „Hauptrezeß", Territorien zurückzugewinnen, dazu einige Zugeständnisse für die Katholiken im Nebeneinander mit den Protestanten, bis es zu einer endgültigen Regelung im Westfälischen Frieden kam. Die Zahl der katholischen Gläubigen war dezimiert. Von Hannover ab – mit Ausnahme von Hildesheim und dem angrenzenden Stift – war eine totale Diasporasituation seit der Reformation entstanden. Viele Ordensleute, die z. T. auch pastorale Aufgaben übernommen hatten, waren abgewandert bzw. ausgetreten, wodurch vielerorts eine seelsorgliche Betreuung für Katholiken nicht mehr möglich war. Ferdinand hatte jedoch schließlich mit der Einführung der sog. Feldklöster Erfolg, einige Ordensleute für die Diözese Hildesheim zu gewinnen. Ihnen wurde die Seelsorge für die in der Nähe ihres Klosters wohnenden Katholiken obligatorisch übertragen[3].

Überraschenderweise war nun 1665 in Hannover der dritte Sohn des Königs Georg, der oben erwähnte Johann Friedrich, regierender

---

[2] Bertram III, S. 569.
[3] Bertram, ebd., III, S. 44 ff. Handbuch d. Diözese Hild., S. 13 ff.

Herzog von Grubenhagen, Calenberg, Göttingen (mit Residenz Hannover) geworden[4]. Zum großen Leidwesen seiner Familie hatte er 1651 nach mehrfachem Aufenthalt in Rom, angezogen von den „franziskanischen Idealen der Demut und Armut" den katholischen Glauben in Assisi angenommen[5]. Er war auch verschiedentlich in Paris, der damaligen Weltmetropole mit stark katholischer Prägung, gewesen. Dabei wurde er durch seinen Freund Christoph von Rantzau bei ME eingeführt. Bei der mit großem Pomp vollzogenen Thronbesteigung des katholischen Herzogs Johann Friedrich wurde allgemein angenommen, daß eine gesteuerte Rekatholisierung des hannoverschen Landes beginnen würde[6], eine Annahme, die bis weit in unsere Zeit hinein vertreten wurde, bis Schnath an Hand neuester Geschichtsforschungen das Urteil über diesen Welfenherzog aus der einseitigen Sicht befreite. Auch wird nachgewiesen, daß Johann Friedrich keinerlei Gewissenszwang auf Dritte ausübte und sich aus einer echten Frömmigkeit heraus um konfessionelle Duldsamkeit mühte[7]. Das zeigte sich auch darin, daß er im Gegensatz zu anderen Fürsten, die nach wie vor dem Grundsatz „Cujus regio, ejus religio" huldigten, die protestantischen Hofbeamten seines verstorbenen Bruders im Dienst beließ. So seine Berater: Minister Otto Grote und Generalsuperintendent Molanus u. a. Auch holte er den evangelischen Gelehrten Leibniz an seinen Hof. Unabhängig davon erstrebte Joh. Friedr. jedoch, daß im Sinne der Bestimmungen des Westfälischen Friedens von 1648 den Katholiken eine Chance für ihre Betätigung in der Öffentlichkeit gegeben wurde. Dabei mag die Erinnerung mitgespielt haben, wie wenig Verständnis er mit seiner Konversion in seiner Familie gefunden hatte und ihm selbst nur gestattet war, in einem Zimmer seines Schlosses die hl. Messe zu hören[8].

Diese Erlebnisse wurden bei ihm noch verstärkt durch Spannungen, die früher zwischen seinem Welfenhaus und dem Bistum bestanden hatten, so durch die Stiftsfehde 1519–1529 mit dem bischöflichen Territorialverlust an die Welfen und die kämpferisch reformatorische Einstellung seines Vaters Herzog Wilhelm. Dazu gehörte auch die Übernahme des Domes in Hildesheim für den protestantischen Ritus 1634 und die Besitznahme des fürstbischöflichen Palais als Welfenresidenz. Hier, in Hildesheim, in dem heutigen Ordinariat, starb sein Vater am 20. 5. 1641. Unter seinem ältesten Bruder Christian Ludwig wurde nach

---

4 König Georg hatte in seinem Testament vom 20. 3. 1641 sein Land auf seine beiden älteren Söhne verteilt. Da der älteste Sohn Christian Ludwig 1665 verstarb, rückte Joh. Friedrich als 3. nach. Vgl. dazu Heinemann, Geschichte v. Braunschw. u. Hannov. 3. B. S. 125.

5 Schnath, ebd., Bd. I, S. 20 ff.

6 Havemann, Gesch. d. Lande Braunschweig u. Lüneburg 3. Bd. S. 213 ff.

7 Schnath, ebd., S. 26 ff.

8 Schnath, ebd.

dem Tode des Vaters der frühere Besitzstand der Diözese wieder hergestellt und auch das Stift dem Bischof zurückgegeben (1643). Vorgänge, die uns aus der Sicht der beiden Hildesheimer Geschichtsforscher – von Bertram mehr aus katholischer, von Gebauer mehr aus protestantischer Sicht – dargestellt werden[9]. Johann Friedrich erstrebte als regierender Fürst von seiner Grundhaltung her und vor allem unter dem Eindruck des verhängnisvollen 30jährigen „Religionskrieges" einen Frieden unter den Konfessionen mit gegenseitiger Toleranz. Darin war die Wirkmöglichkeit der kleinen, katholischen Minderheit in seinem Lande eingeschlossen. Er benutzte nun die Schloßkapelle für den katholischen Ritus und ließ die Schloßkirche in der Neustadt als katholische Pfarrkirche einrichten. Diese wurde jedoch nach Beendigung seiner kurzen Regierung 1679 von den Protestanten wieder übernommen, wofür erst viel später die Clemenskirche als Ersatz gebaut wurde[10]. Zur Verschönerung des Gottesdienstens rief der Herzog namhafte Künstler aus Italien nach Hannover, deren musikalische Darbietungen die Protestanten stark beeinflußten[11]. Aus Mangel an Weltgeistlichen holte Johann Friedrich Kapuzinerpatres an seinen Hof und übertrug ihnen die seelsorglichen Aufgaben[12]. Diese Patres hatten in Anwendung der Bestimmungen zum Normaljahr (1624)[13] ihre Tätigkeit in Hildesheim aufgeben müssen. Sie waren aber nach einem heftigen Rechtsstreit, den der Fürstbischof Maximilian Heinrich mit der Stadt Hildesheim geführt hatte, seit 1650 in Hildesheim wieder zugelassen. Ihre feierlich begangene Rückkehr ist auf einem Bilde, das heute im unteren Flur des Priesterseminars hängt, dargestellt worden. Der Streit um die Wiederzulassung wird deshalb hier erwähnt, weil der Ausgang von den Protestanten als Niederlage empfunden und ein Wiederaufleben des Ordensstreites durch die Annuntiaten befürchtet wurde.

Hildesheim, das nicht zum Territorium des Welfenherzogs Johann Friedrich gehörte, spielte politisch gesehen eine besondere Rolle in der staatlichen Vielfalt der damaligen Zeit. Die Stadt war Sitz/Hauptstadt des einzigen norddeutschen Bischofs, eines Fürstbischofs, der zugleich Kurfürst von Köln, sowie Bischof von Münster und Lüttich war. Hildesheim war aber nicht nur Mittelpunkt des Fürstbistums, sondern auch eine mit Sonderrechten im Laufe der Zeit ausgestattete, selbstän-

---

[9] Bertram, ebd., III, S. 45/46; Gebauer, Die Stadt Hildesheim, S. 82 ff.
[10] Bertram, ebd., III, S. 126 f.
[11] Schnath, I, S. 30.
[12] Schnath, I, S. 26 f.
[13] „Normaljahr, annus decretorius". Im Westfälischen Frieden 1648 wurde bestimmt, daß der Besitzstand und die religiösen Verhältnisse aufrechtzuerhalten oder „so wieder herzustellen seien, wie sie 1624 bestanden hatten. Damit wurden die v o r dem Normaljahr vollzogenen Änderungen anerkannt". Brockhaus 1955, Bd. 8, S. 458.

dige, freie Hansestadt geworden, die unter Bugenhagen fast ganz zur neuen Lehre übergegangen war. Zwei selbständige Verwaltungseinheiten – hier freie Stadt – dort bischöfliche Behörde, lebten mit- und nebeneinander, allzuoft als Rivalen, die ihre Rechte argwöhnisch verteidigten. Die Stadt unterstellte sich zur Sicherung ihrer Bürger gegen kriegerische Überfälle einer stärkeren, politischen Macht im Sinne einer Schutzherrschaft[14].

Zur Zeit von ME wurde sie vom Welfenhaus ausgeübt; es vermittelte wiederholt zwischen Bischof und Rat der Stadt Hildesheim. Dieser politische Status von Hildesheim und das kämpferisch religiöse Nebeneinander der Konfessionen waren Realitäten, die ME zu erwarten hatte. Mehr oder weniger unwissend, wie sich solche verwickelten, ineinandergreifenden Verhältnisse für sie auswirken könnten, war ME zuversichtlich und voller Gottvertrauen, in Hildesheim ein Kloster gründen zu können. War ihr doch Verständnis, Hilfe und Protektion höchster Persönlichkeiten sicher, so die

„vorhergehende Permission Ihrer königlichen Majestät des allerchristlichsten Königs in Frankreich, aus dem Reich reisen zu dürfen, die Erlaubnis des hochfürstlichen Erzbischof zu Paris gegeben, die Aufnahme in Hildesheim durch die so sehr gnädige Protektion Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht zu Köln als Prinz und Bischof des Stiftes gewiß . . .

Daneben habe ich auch gehabt die schriftliche Zusage und Verheißung von dem hochseligen und hochlöblichen eifrigen Prinzen Ihre Durchl. Herzog Johann Friedrich zu Braunschweig, Lüneburg, Mithelfer zu sein . . ."[15].

Interessant bei dieser Aufzählung der Gönner ist die Erwähnung der Ausreiseerlaubnis des französischen Königs, die hier nur berührt werden kann. Liegt hier schon eine Ausweitung bzw. ein Übergriff im Sinne der „Gallikanischen Freiheiten" Ludwig XIV. vor oder war ME an das Protokoll des königlichen Hofes gebunden?[16]

Der Abschied von Paris, von ihrem Konvent, den Freunden und den Erinnerungsstätten an den verstorbenen Gatten wird ME nicht leicht geworden sein. Wiederum waren einige Freundinnen, darunter die Herzogin von Schomburg (Schönborn) ihre Begleiterinnen, bis sich ihre Wege in Meaux trennten. Einige Mitschwestern hatten sich dem Vorhaben von ME angeschlossen, so Schwester Maria Clara de Bois, Maria Johanna Evangelista de Bojois, ferner eine Laienschwester, die noch Novizin war und eine Postulantin[17].

---

[14] Gebauer, Die Stadt Hildesheim, S. 88.
[15] Sendschreiben 1697, Archiv Breitenburg, S. 70 ff.
[16] Kratz, ebd., S. 180; Bertram, ebd., III, S. 55.
[17] Bertram, ebd., III, S. 55.

Der Weg von Paris führte zunächst nach Straßburg, wo ihr Gatte früher als Gouverneur gewirkt und nun der ihr nahestehende Franz Egon von Fürstenberg als Bischof residierte. Da dieser seit 1665 auch Dompropst von Hildesheim war, rechnete sie auf seine Unterstützung. Über Metz ging die Fahrt der kleinen Reisegruppe weiter nach Trier, wo sie von dem Prinzen Ernst von Hessen-Rheinfels herzlich empfangen wurde. Dieser stand dem Fürstbischof Schönborn von Mainz nahe, der eine führende Rolle in der ökumenischen Bewegung in Deutschland hatte. Prinz Ernst stellte Wagen und Pferde für die weitere Reise zur Verfügung. Als Kenner der norddeutschen Diasporaverhältnisse hielt er es für richtig, wenn die Nonnen, von denen nur ME die deutsche Sprache beherrschte, eine Schutzbegleitung erhielten. Der in Trier ansässige Jesuit, Prof. Siebenstern, der als Prediger für Kontroverstheologie sich schon einen Namen erworben hatte[18], war zu der Zeit nach Hildesheim beordert. Er wurde von dem Prinzen Ernst bewogen, sich der Reisegesellschaft von ME anzuschließen. So gelangte die kleine Schar an die Grenze des landesherrlichen Gebietes von Johann Friedrich. Dort wurde ME schon erwartet und zum Schloß Hallerspring, dann nach Catlenburg b. Herzberg gebracht, wo sie die Gastfreundschaft von Johann Friedrich genoß, bis weitere Klärung über ihren Aufenthalt in Hildesheim erreicht war[19].

Die Einführung von ME in Hildesheim erinnert an Emigrantenschicksale unserer Zeit, die durch gesetzliche Bestimmungen in ihrer Freizügigkeit eingeengt werden. ME erwartete, auf fürstbischöflichem Gebiet eine Bleibe zu finden. Der in Hildesheim amtierende Weihbischof Heinrich d'Anathan, der den in Köln/Bonn residierenden, daher fast dauernd abwesenden Fürstbischof Maximilian vertrat, konnte keine Entscheidung treffen, da Rechte des Domkapitels zu beachten waren[20].

Wie das damalige Stadtbild von Hildesheim erkennen läßt, lag das bischöfliche Territorium innerhalb der von Wällen und Gräben geschützten Stadt Hildesheim, die mit ihren Sonderrechten den Status einer freien Hansestadt hatte. Die Befestigungsanlagen – deren Reste noch heute am Hohen Wall zu erkennen sind, sowie die Stadttore an den Ausfallstraßen waren in der Hand der Stadt. Letztere sind heute restlos zerstört und leben nur noch in Straßennamen weiter: Dammtor, Ostertor, Goschentor/Goschenstraße. Die Tore wurden von städtischer Miliz streng bewacht, da Hildesheim am Schnittpunkt der großen Handelsstraßen von Nord nach Süd bzw. von Ost nach West lag.

---

18 Siehe S. 126 dieser Studie.

19 Zeppenfeldt, ebd., S. 289.

20 Bertram, ebd., III, S. 51 ff.

Für die Klosterfrauen, die in der protestantischen Stadt unerwünscht waren – dazu noch als Französinnen aus politischen Gründen nicht gern gesehen wurden – war es zunächst von existentieller Bedeutung, in das Stadtgebiet hineinzukommen. Ohne besondere Protektion und Hilfe des Herzogs Johann Friedrich und des Fürstbischofs war es nicht möglich. Letzterer nahm die vorgesehene Visitation des Bistums Hildesheim im Jahre 1666 zum Anlaß, die Annuntiaten bei dieser Gelegenheit in die Stadt Hildesheim einzuschleusen. Dem Fürstbischof, der ja auch Landesfürst war, konnte sich die freie Hansestadt kaum widersetzen. Das dramatische Unternehmen der Einschleusung der Annuntiaten leitete Hofrat Dr. Gruben von der bischöflichen Behörde. An diesem „Einführungskomplott" – wenn man es so bezeichnen darf – wurde auch Frau Gruben mitbeteiligt. Im Gefolge des Fürstbischofs befanden sich Herzog Johann Friedrich und Franz Egon von Fürstenberg, Erzbischof von Straßburg[21]. Beide Fürstlichkeiten stellten ihre Karossen für ME's Schwesternschaft zur Verfügung. Ein weiterer Wagen übernahm die übrigen Personen und das Gepäck. Als der fürstliche Zug sich dem Dammtor in Hildesheim näherte, verweigerte der diensttuende Sergeant beim Anblick der ihm so fremden Tracht der Ordensfrauen die Durchfahrt und zückte seine Hellebarde, worauf Schwester Johanna Evangelista in Ohnmacht fiel. „Die Ärmste lernte zum ersten Mal die Schneidigkeit eines Hildesheimer Stadtsergeanten kennen."[22]. Dr. Gruben jedoch verwies den Posten scharf, ob ihm Karosse und Livree des hannoverschen Herzogs und des Straßburger Fürstbischofs nicht bekannt seien. Er selbst sei fürstlicher Rat und bei den Damen handele es sich um fürstliche Damen. Bei soviel Fürstlichkeit gab der Sergeant den Weg zum Einzug zaudernd frei. Das geschah am 20. Dezember 1666, also mehr als drei Monate nach ME's Fortgang von Paris.

Wo aber konnte unsere Gräfin mit ihren Mitschwestern nun eine Bleibe in Hildesheim finden? Bei der hohen Protektion durch Johann Friedrich verwandte sich Maximilian Heinrich beim Hildesheimer Domkapitel um vorübergehende Überlassung der freien Domkurie des Domkapitulars Plettenberg. Das Domkapitel ging jedoch auf den Vorschlag seines Bischofs nicht ein. Obwohl er Oberhirte der Diözese war, hatte er dem Domkapitel gegenüber kein Weisungsrecht[23]. Schon seit Auflösung des Domklosters zu Altfrids Zeiten besaßen die Domherren ihre eigenen Wohnungen (Kurien) und unterstanden der Jurisdiktion des Domkapitels. Es pochte auf alte verbriefte Rechte, die weitgehend schon im Großen Privileg vom 28. 3. 1179 niedergelegt waren, wodurch

---

21 Bertram, ebd., III, S. 52. – Franz Egon von Fürstenberg (Straßburg) war Freund und politischer Berater von Maximilian Heinrich.

22 Kratz, ebd., S. 287.

23 Bertram, ebd., III, S. 68.

es den Statuts einer eigenen Körperschaft besaß[24]. Maximilian Heinrich, der bei dieser Rechtslage beim Domkapitel nichts erreichen konnte, beauftragte nun seinen Weihbischof Johann Heinrich d'Anathan, sich der Annuntiaten anzunehmen, um so mehr als dieser vom Erzbischof von Paris um Hilfe für die kleine Schwesternschar angeschrieben war.

Der Fürstbischof selbst aber schaltete sich bei der Stadt Hildesheim um Aufnahme ein, da diese den langwierigen Kapuzinerstreit einige Jahre vorher noch nicht verkraftet hatte. Auf jeden Fall wollte Maximilian Heinrich keinen juristischen Streit um einen Orden wieder aufleben lassen und richtete an die Stadt Hildesheim das folgende Schreiben:

„Von Gottes Gnaden Wir Maximilian Heinrich, Ezbischof zu Kölln, des heil. Röm. Reichs durch Italien Erzkanzler und Churfürst, Bischof zu Hildesheim und Lüttig, Administrator zu Berchtesgaden und Stablo, in Ober- und Nieder-Baiern, auch der Oberpfalz, in Westphalen, zu Engern und Bullion Herzog, Pfalzgraf beim Rhein, Landgraf zu Leuchtenberg, Markgraf zu Franchimond etc. thuen kund und zu wissen männichlichen, daß Wir auf vorhergegangenes Ersuchen hoher Standespersonen und aus christlichem Eifer, Liebe und Affection gegen den geistlichen Orden Annunciationis coelestis, desselben Professen, die würdige und wohlgeborne Gräfin v. Rantzow Vorsteherin sammt bei sich habenden geistlichen und andern wohlerzogenen Jungfrauen, in Unserm Stift und Stadt Hildesheimb gnädigst auf- und angenommen haben, und nehmen sie auf und ein, also und dergestalt, daß sie ihren Orden in obgemeldeter Unser Stadt in Gottes und seiner hochheiligen Mutter Ehre, auch exemplarischer Auferziehung der Jugend beider Seits Religionen zum geistlichen und weltlichen Standt, unter Unser bischöflicher Ordinari immediat Jurisdiction und Unsers Vicarii generalis in spiritualibus daselbsten, frey, sicher und unverhindert anfangen, feststellen, vermehren und in geistlicher Andacht, Zucht, Ehrbarkeit und Tugenden zu ewigen Zeiten beständig continuiren, und das Exercitium Catholicae Religionis et Professionis nach dessen Regulen, löblichen Gebrauch und Gewohnheit ruhig und ungekränkelt üben und gebrauchen können und mögen. Wir sollen und wollen hingegen obgemeldeten Orden und dessen Professen sammt deren Wohnung, Haab und Güter, jetzigen und zukünftigen, in Unsern Landesfürstlichen sonderbahren Schutz und ewigen Verspruch cum plenissima humanitate nehmen, und gegen alle unbillige Gewalt und Turbation fürstväterlich beschirmen und verthätigen, und bei ihrer

---

[24] Bertram, ebd., II, S. 365 ff. mit der Einbeziehung der Studien von Doebner mit entsprechenden Urkunden. Das Domkapitel war die erste geistliche Körperschaft und als beratender und mitwirkender Senat für die wichtigen Aktionen in der Verwaltung der Diözese verantwortlich.

Profession gnädigst handhaben und kräftig manuteniren. Urkundlich Unseres Handzeichens und Churfürstlichen Insiegels. Gegeben in Unser Stadt Hildesheim den $\frac{\text{1. Januarii}}{\text{22. Decembris}}$ Anno $\frac{1667}{1666}$.

(L. S.)

Maximilan Heinrich.

Hermann Seyler." [25]

Eine schriftliche Antwort scheint nicht gegeben zu sein. Die Stadt Hildesheim nahm stillschweigend Kenntnis von der Mitteilung des Fürstbischofs, aber in ihren Amtsräumen und denen des Fürstbischofs begann ein sich über Jahre hinziehendes Tauziehen unter den Juristen um Auslegung der bestehenden Rechtsnormen, insbesondere um jener über das Normaljahr.

Bei der mannigfachen Protektion der Gräfin schien es der Stadt ratsam, abzuwarten; auch wurde von ihr erwogen, ob im Falle der Zustimmung zur Niederlassung der Annuntiaten nicht Gegenleistungen des Fürstbischofs oder des Schutzherrn zu erhandeln wären. Ganz unverhohlen wird das in einem vom Stadtordinarius Dr. Hoffmeister ausgearbeiteten und vom Bürgermeister Storre unterzeichneten Gutachten vom 12. 4. 1668 ausgesprochen[26]. Darin heißt es:

„. . . es ist höchste Zeit, wie leben leider anjetzo in einem den Städten sehr unglücklichen saeculo, worinnen sich die selber drucken und schicken müssen, derohalben man sich billig fürzusehen, das man nicht in geringfügige Sachen crabones irritive undt sich in Gefahr stürtze und halte ich dafür, wenn man gleich in dieser Sache etwas nachgeben undt die Reception dieses neuen Ordens gewähren sollte . . ., sondern es möchte sich vielleicht hierdurch eine occasion an die Stadt geben, das man hinwiederumb von Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht ein gratio, eam concessionem begehren und erhalten könnte.

16. Juli 1668 Storre."

Bis zu diesem Zeitpunkt, da sich beim Rat eine freundlichere Auffassung dem Annuntiaten-Orden gegenüber abzeichnete, hatte ME alle Not einer „Emigration" durchzustehen. Der Weihbischof von Hildesheim d'Anathan wandte alle Geschicklichkeit auf, um bei der Kreuzfreiheit die Unterbringung der Annuntiaten zu erreichen. Zwar war das Kapitel von der Heilig-Kreuz-Kirche, gleich dem Domkapitel, eine geistliche Körperschaft, aber mit flexibleren Satzungen. Es willigte in die zeit-

[25] Zeppenfeldt, ebd., S. 290/291.
[26] Archiv der Stadt Hildesheim XCI 26.

weilige Benutzung des Kanonikalhofes des Kanzleisekretärs Johannes Rappenhagen ein. Das Haus lag auf der östlichen Seite des (Vorderen) Brühl mit der Nr. 1016 und 1016a neben dem alten Pulverturm mit dem angrenzenden Stadtkornhaus. Der Turm unterteilte den Vorderen Brühl, der im Teilabschnitt von der Kreuzkirche über Kreuzchorelei bis zum Turm – etwa 120 m „vor dem Pulverturm" bezeichnet wurde, der sich fortsetzende Teil wurde Brühl genannt. Der Pulverturm bildete somit die Grenze zwischen der sog. Kreuzfreiheit und dem Stadtgebiet[27]. Da Kratz in seinen Aufzeichnungen ausdrücklich erwähnt, daß die Unterbringung der französischen Nonnen auf städtischem Gebiet nicht tunlich war, muß der Kanonikalhof Rappenhagen (das spätere Brauhaus?) vor dem Pulverturm – also zur Kreuzkirche hin gelegen haben, etwa auf dem Gelände des heutigen Mechthilden- und Roten-Kreuz-Heimes[28].

Wie unterschiedlich war dieses Stadtbild für die Annuntiaten im Vergleich zu ihrer Pariser Heimat mit ihren barock-klassizistischen Prachtbauten, den großzügigen gärtnerischen Anlagen, Plätzen und Straßenzügen, die so manchen Fürsten zur Nachahmung angeregt hatten. In Hildesheim fand ME mit ihrem Konvent ein Stück Mittelalter vor, das durch bernwardinische/romanische Kunst geprägt war und die nachfolgenden Kunstepochen der Gotik und Renaissance sehr eigenwillig aufgegriffen hatte, wovon der „neue" Marktplatz von Hildesheim[29] mit seinen verschiedenen Stilepochen ein beredtes Zeugnis gab. Er war mit seinem Rathaus Ausdruck einer selbstbewußten, stolzen Hansestadt. Mit der zugewiesenen Unterkunft befanden sich die Annuntiaten nicht nur in unmittelbarer Nähe des Domes, sondern in einem kirchlichen und klösterlichen Zentrum besonderer Art, wie es nur wenige Städte im norddeutschen Raum aufweisen konnten. Im Norden wurde ihre Wohnstraße von der Andreaskirche begrenzt, der Hauptkirche der überwiegend protestantischen Bürgerschaft, im Süden, sozusagen als Straßenabschluß lag die 1172 eingeweihte Godehardikirche der Benediktiner, benachbart war Heilig Kreuz (nach neuester Forschung von Dr. van Jan, wenn auch „mit aller Vorsicht" vorgetragen, vielleicht die älteste Profananlage von Hildesheim)[30], jenseits des Pulverturmes lebten die Kapuziner (im heutigen Priesterseminar), ihnen gegenüber die an der heutigen Neuen Straße gelegene Niederlassung der Dominikaner mit der Paulskirche (die 1945 zerstörte Stadthalle), einige Schritte weiter

---

27 Kurd Fleige, Der Brühl, noch heute ein Beispiel mittelalterlicher Stadtbaukunst, 15. 8. 1975, HAZ-Beilage.

28 Zeppenfeldt, Histor. Nachrichten von dem aufgehobenen Annuntiatenkloster. S. 288 in Beiträge z. Hildesheimer Geschichte 1829.

29 Der „neue" Marktplatz im Gegensatz zu „Alter Markt", letzterer heute Straßenname.

30 Dr. von Jan, Eröffnungsreferat bei der Tagung d. Histor. Komm., Niedersachsen, in Hildesheim 1975.

westlich die Kartause, auf deren Gebiet heute das Bernwardskrankenhaus mit der Kapelle „Maria, Heil der Kranken" steht und schließlich auf dem Domhof die für die Öffentlichkeit freigegebene Antoniuskirche der Jesuiten.

Als nun noch rechtzeitig vor dem Weihnachtsfest 1666 die Genehmigung zur Gründung des Annuntiatenklosters mit Wirkung vom 1. Januar 1667 vom Fürstbischof Maximilian Heinrich erteilt wurde, war die Freude der Schwestern übergroß.

In ihrer Behelfsbleibe vor dem Pulverturm legte unsere Gräfin den Grundstock zum Annuntiatenkloster, das in bitterster Armut aufgebaut wurde. Wie glücklich aber die kleine Gemeinschaft war, zeigen die Tagebucheintragungen von ME[31]. Danach besaß das Kloster einiges geschenktes Mobilar und Proviant und zwei Taler, die aber für Trinkgelder vorgesehen werden mußten. Doch Herzog Johann Friedrich sprang wiederum ein, besorgte Lebensmittel und spendete zweihundert Taler, wodurch die kleine Gemeinschaft zunächst vor Hunger geschützt war. Von diesem Gelde richteten sie auch noch nach dem Muster ihres Mutterklosters in Paris eine Kapelle ein, die einen Altar mit Baldachin erhielt. Letzteres wird besonders erwähnt[32], da der Altar nach der damaligen liturgischen Auffassung nicht nur wie heute eine Mensa für die Eucharistiefeier, sondern auch für den Tabernakel bestimmt war. Der angrenzende Raum wurde, wie heute noch bei den beschaulichen Orden mit einem Gitterwerk verbunden und diente dem täglichen Chorgebet. Der Weihbischof billigte ihnen auch einen Geistlichen zu, wodurch täglich die hl. Messe in dem Kloster gefeiert werden konnte, was für die damalige Zeit ungewöhnlich war.

ME hatte nun eine doppelte Aufgabe in ihrem neuen Hause zu bewältigen: eine Dauerbleibe für den Konvent zu suchen und das innere Ordensleben aufzubauen.

Trotz des fehlgeschlagenen Versuches mit der Kurie des Domherrn von Plettenberg, beantragte ME lt. Protokoll der Kapitelskonferenz vom 10. Mai 1667 wiederum beim Domkapitel die Überlassung einer Kurie, und zwar die des verstorbenen Domkapitulars von Rintorff. Auch dieses Mal traf eine Absage des Domkapitels aus juristischen Gründen ein. Einige adlige Familien, die die Notlage des Ordens kannten, unterstützten nun ME bei der Suche nach einem Haus, das nicht durch Statuten öffentlich rechtlicher Körperschaften gebunden war.

Frau von Vuchsfeld, die Gattin des Postmeisters Ernst von Vuchsfeld, teilte unserer Gräfin mit, daß sie ihr Miethaus in der Klosterstraße in Kürze räumen würden, da sie nach erfolgreichem großen Rechtsstreit

---

[31] Kratz, ebd., S. 287.
[32] Kratz, ebd.

mit den Grafen Thurn und Taxis[33] von der kaiserlichen Reichspost ein größeres Haus beziehen wollten[34]. Das Vuchsfeld'sche Haus lag neben dem des Oberfeldmeisters, Freiherrn von Hammerstein, am Aufgang zur Benediktinerabtei St. Michael.

Aufgrund dieser Mitteilung veranlaßte ME ihren Rechtsberater Dr. Gruben, Verhandlungen mit dem Eigentümer, der Abtei St. Michael, aufzunehmen, obwohl das Haus für die Gemeinschaft zu klein und mit Zuwachs im Annuntiatenorden zu rechnen war. Der Abt Johann VI. war grundsätzlich bereit, das Haus den Annuntiaten zum Kauf zu überlassen. Während der Verhandlungen trat jedoch der Postmeister v. V. von seinem Angebot zurück, so daß die Wohnungsprobleme für ME wieder neu auftauchten.

Es bot sich nun an, das von der Familie von Stopler bewohnte Haus, Nr. 1178, neben der kleinen Stadtkirche St. Nikolai gegenüber der Benediktinerkirche St. Godehard (heute Hinterer Brühl 13) zu erwerben. Aber das Haus war so baufällig, daß der Umbau finanziell nicht tragbar war. Daraufhin ließ ME in ihrer zielbewußten Art durch ihren Vertreter Dr. Gruben neue Verhandlungen mit dem Postmeister von Vuchsfeld aufnehmen, wobei sie an seine Ehre appellierte, sein gegebenes Wort zur Räumung seines Hauses auch einzuhalten. Herr v. V. konnte bei dieser Sachlage nicht widersprechen, forderte aber geschäftstüchtig 250 Taler für die Räumung des Hauses. ME, die unter Druck stand, den Kanonikalhof bei Heilig Kreuz wieder zur Verfügung zu stellen, willigte ein, zumal ihr Gönner Johann Friedrich bei der Finanzierung der Niederlassung in der Klosterstraße helfen wollte. Das St.-Michaeli-Kloster forderte als Kaufpreis 3300 Taler[35], dazu entstanden als Nebenkosten 25 Dukaten Weingeld und 100 Taler Duceur. ME fand den Preis weit überhöht und hat bei späteren Verhandlungen mit den Benediktinern wiederholt darauf hingewiesen, daß das relativ kleine Haus um das Dreifache des Wertes gekauft sei[36].

---

33 Zum jahrelangen Streit der Hildesheimer u. Braunschweiger Post einerseits und der kaiserlichen Post andererseits – vgl. Bertram, ebd., III, S. 57/58 u. Gebauer, ebd., S. 106. Herr von Vuchsfeld war von seinem Landesfürsten zum Postmeister ernannt worden, weshalb er in der Literatur auch als hildesheimbscher Postverwalter aufgeführt wird. Die landesfürstl. (bischöfl.) Postgerechtsame ist jedoch im weiteren Verlauf des Rechtsstreites aufgegeben worden (26. 10. 1686) mit der Vereinbarung, daß neben dem kaiserlichen Schild auch das kurfürstl. Wappen gezeigt werden mußte. In der Friesenstraße Nr. 5 lag das Haus der Kaiserlichen Post, das bis zur Ausbombardierung als „Wiener Hof" bekannt war.

34 Kratz, ebd., S. 287.

35 Stadtarchiv Hildesheim, A XVI Nr. 26 ff.

36 Kratz gibt 3000 Taler an. In dem Kaufvertrag, der im Hauptstaatsarchiv in Hannover aufbewahrt wird, sind 3300 Taler erwähnt.

Nach gegenseitigem Übereinkommen kam am 21. 1. 1668 (also rd. 16 Monate nach dem Aufbruch von Paris) der Kaufvertrag für das Haus Klosterstraße Nr. 1571 zustande, versehen mit den Unterschriften des Benediktinerabtes Johann VI., des Priors Pater Benedikt und des Subpriors Pater Nikolaus.

Zur Bestreitung der recht hohen Kosten stellte der Welfenherzog 2300 Taler zur Verfügung, die Verwandten der Gräfin weitere 1300 Taler. So schien alles planmäßig vor sich zu gehen. Aber schon drei Tage später legte Johann Weigel, civis et curiarum Hildesia procurator et sotacius Imperialy, schriftlichen Protest beim „Prälaten" (Abt) von St. Michael ein und verhandelte mit ihm und zwei Conventualen wegen des Hausverkaufs an die Annuntiaten. Der Abt aber bezog sich auf die hohe Protektion der Gräfin. Darauf wurde am 3. 2. 1668 der Einspruch der Stadt Hildesheim, datiert vom 29. 1. 1668 durch den Notar Dr. Joh. Ludwig Lilien in das Annuntiatenkloster gebracht. Die Jungfer Antonie (Schmaß) nahm das Dokument „Instrumentum publicum super interposita Contradictione protestatione, reservatione facta insunatione et acceptatione" entgegen. ME ließ sich jedoch mit dem Hinweis, sie sei krank, nicht sprechen, worauf der Notar sehr verärgert das Dokument unter Zeugen in die Winde legte[37].

In diesem Dokument vertrat die Stadt Hildesheim die Ansicht, daß die Gründung eines neuen Klosters den Bestimmungen des Westfälischen Friedens widerspreche, da der Besitzstand der Klöster von 1624 zu wahren sei. Die dann folgenden Verhandlungen, durch Dokumente im Stadtarchiv der Stadt Hildesheim fast vollständig belegt, sind ein zeitgeschichtliches, juristisches Lehrstück von einmaliger Bedeutung. Sie zeigen den Kampf der Stadt Hildesheim um ihre Rechte mit dem Fürstbischof und ihr Verhältnis zur Schutzmacht der Welfen in einem konkreten Beispiel: Den Verhandlungen lag an und für sich ein einfacher Kaufvertrag zwischen dem Michaeli-Kloster und den Annuntiaten zugrunde. Dieser aber war dadurch so kompliziert, weil die Stadt sich auf das Normaljahr stützte und ME keine Bürgerin der Stadt Hildesheim war, daher nach den geltenden Bestimmungen kein Eigentum mehr erwerben konnte. Als Käuferin konnte sie daher nicht direkt bzw. allein auftreten. Es hatten also andere für ME – die ihr vorgesetzte kirchliche Behörde – den Vertrag zu unterschreiben bzw. die Confirmatio zu geben. ME's Unterschrift war, juristisch gesehen, eine Art Gegenzeichnung. Außerdem war das vorgesehene Haus in der Klosterstraße zwar Eigentum des Michaeli-Klosters, aber es stand auf unfreiem Boden, d. h. das Eigentum am Boden und am Haus waren nicht identisch. Der Boden gehörte der Stadt, demnach war auch die Stadt bei diesem Kaufvertrag

[37] Stadtarchiv Hildesheim, A XVI Nr. 26.

zu beteiligen, mehr noch – mit der Beteiligung der Stadt an einem solchen Vertrag, gab sie implicite auch die Genehmigung zur Niederlassung der Annuntiaten in der Stadt Hildesheim. Der Orden als Institution aber unterstand der Rechtshoheit des Fürstbischofs, so daß die Stadt mit ihrer Beteiligung am Kaufvertrag auch die geistliche Immunität zugestehen mußte. Diese komplizierte Rechtslage erklärt Zeppenfeld im nachherein folgendermaßen:

„Wenn nun der Magistrat die Einführung dieser neuen geistlichen Korporation in die Stadt Hildesheim konsentierte, so mußte die Stadt ihr auch eine geistliche Immunität – das ist: daß das Kloster dem Fürstbischof unterworfen sei – gestatten.

Gleichwie aber dieses Kloster auf unfreiem Grund und Boden der Stadt erbauet (eingerichtet) worden war, so hatte sich das Kloster notwendig nach dem Vertrage mit der Stadt zu richten und konnte solchermaßen in Betracht der Immunität sich mit den übrigen geistlichen Gestiften der Stadt nicht gleichstellen." [38]

Erschwerend wirkte sich für ME ein Passus in dem Schreiben des Fürstbischofs an die Stadt vom 31. 12. 1666/1. 1. 1667 aus, der das ökumenische Anliegen der ME andeutete. Hatte doch ME über die eigentliche Aufgabe des streng beschaulichen Ordens hinaus – in dem Wunsche nach Wiedervereinigung der Konfessionen – den Plan gefaßt, eine Schule in Hildesheim einzurichten, die für Mädchen b e i d e r Konfessionen gedacht war, dem heutigen Sinn entsprechend, die Errichtung einer Gemeinschaftsschule. Eine solche Schule aus ökumenischen Überlegungen war für die damalige religiöse Auffassung etwas Außergewöhnliches. Besorgte protestantische Stadtväter sahen darin die Gefahr einer katholischen Unterwanderung. Hielt man doch auch beim Marianum/Josephinum, wie auch beim Andreanum streng auf den konfessionellen Charakter, obwohl in beiden Schulen das Konfessionsprinzip zuweilen durchbrochen wurde – selbst wenn zeitweilig Strafen sogar Entlassung dafür verhängt wurden [39].

ME war sehr ehrlich, aber sicher schlecht beraten, bei ihrem Zuzug nach Hildesheim von einer Schulerrichtung solcher Art zu sprechen. Die protestantische Stadt war in der damaligen Lage verständlicherweise voller Sorge, ob des Einzuges der französischen Nonnen, zumal sie politisch nicht französisch orientiert war, sondern den protestantischen Fürsten zuneigte, ja – sogar zeitweise an schwedische Schutzherrschaft

---

38 Zeppenfeldt, Histor. Nachrichten von d. ehemaligen Annuntiatenkl. in Hildesheim im Mittwochenbl. Nr. 8 vom 21. 2. 1821.

39 Fischer, Geschichte des Andreanums von 1546–1815, S. 22.

dachte, statt die des Welfenhauses zu behalten[40]. Maximilian Heinrich seinerseits wollte vermeiden, daß es wegen der Annuntiaten – wie bei den Kapuzinern – zu einem Rechtsstreit zwischen ihm und der Stadt kam. Es wurde daher eine gütliche Regelung durch einen Vergleich angestrebt. Herr von Hammerstein[41] als Vertreter des Fürstbischofs und Herr von Bülow[42] für den Herzog Johann Friedrich vermittelten bei der Stadt[43]. Davon zeugt auch ein Schreiben des Fürstbischofs vom 26. Mai 1668[44]. Ferner befinden sich im Stadtarchiv von Hildesheim zwei Petitionen der Schutzmacht an die Stadt Hildesheim, und zwar sowohl von dem Welfenherzog Georg Wilhelm, der in Celle residierte, als auch von Johann Friedrich von Hannover. Beide Schreiben tragen das gleiche Datum – 10. 8. 1668 – beide verfolgten die gleiche Absicht, die Zulassung der Annuntiaten zu unterstützen[44a].

Es erhebt sich die Frage, warum sich zwei Herzöge als Schutzverwandte betätigten, sich also kompetent fühlten, sich einzuschalten. War der beim Regierungsantritt von Johann Friedrich 1665 aufgetretene Streit zwischen den Brüdern noch nicht völlig ausgetragen? Wollten beide ihre Rechte als Schutzmacht bei der Stadt dokumentieren, da ja zeitweise die Stadt sich bei verschiedenen Schutzherren absicherte? Oder lag eine Absprache zwischen ihnen im Interesse von ME vor, weil der katholische Herzog Johann Friedrich vielleicht weniger Gehör bei der Stadt finden würde als sein Bruder Georg Wilhelm? Das gleiche Datum der beiden Urkunden spricht für die letzte Auffassung.

Die Stadt suchte nun auch ihrerseits den lange schwelenden Kampf gegen die Annuntiaten zu beenden. Der Stadtsyndikus Dr. Hoffmeister fand für seinen klugen, politischen Rat auf Zulassung des Ordens auch die juristische Begründung. In einem erhaltengebliebenen Entwurf zur internen Beratung erklärte er, daß der Annuntiatenorden kein „neuer" Orden im Sinne des Normaljahres sei, sondern auf Papst Cölestin (1305) zurückgehe und nach benediktinischer Regel lebe. Benediktiner aber hatten ein Anrecht, in Hildesheim zu wohnen. Von fürstbischöflicher Seite erfolgte keine kirchengeschichtliche Richtigstellung. Damit war der Weg für die Aufnahme der Annuntiaten geebnet. Am 25. 9. 1668 bewilligte die Stadt Hildesheim unter etlichen Auflagen die Einrichtung des Annuntiatenklosters auf der „Bürgerei" der Klosterstraße und „be-

---

40 Gebauer, ebd., S. 84.

41 v. Hammerstein war Oberfeldmeister des Bischöflichen Stuhles.

42 v. Bülow war fürstlich-cellischer Geheimrat u. Kammerpräsident. Er konvertierte zum Katholizismus (Freund des Stadtsyndikus Dr. Hoffmeister, Hildesheim), verstorben 1669.

43 Brief des Herrn v. B. an den Stadtsyndikus Dr. H. vom 2. 4. 1668, Stadtarchiv Hildesheim XCI Nr. 26 Auszug Aktenanhang S. 149.

44 Ha StA-Han., Hildesheim Br. 20.

44a Siehe Aktenhanhang S. 149.

festigte" das Dokument mit dem Stadtsiegel und „gewöhnlicher Subskribtion". Das für die Annuntiaten so wichtige Dokument wird im Stadtarchiv Hildesheim aufbewahrt[45] und hat folgenden Wortlaut:

„Zu wissen: daß zu unterthänigsten Ehren und hohen Respect Ihrer Churfürstlichen Durchlauchtigkeiten zu Kölln als Bischofs zu Hildesheim und der Herrn Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg Zellischer und Calenbergischer Linie Fürstl. Fürstl. Durchl. Durchl. Herrn Burgermeistere und Rath der Stadt Hildesheim auf inständiges Ansuchen des geistlichen jungfräulichen Ordens Annunciaten-Cölesten (wovon anjetzo diesers Orts und Closters die Hochgebohrne Frau Gräfin Maria Elisabeth zu Rantzow Hochwürdige Mutter ist) sich endlich dahin erkläret, daß sie gemeldeten Orden mit darzu gehörigen professen Klosterjungfrauen an der Zahl neun ohne Leyeschwestern und Mägden, auch habenden Kostjungfrauen, in die Stadt Hildesheim bey sich frey, sicher, unverhindert und ohnmolestirt seinem des Ordens Institution und Regulen gemäß beständig zu wohnen und zu leben, mit und annebst eingewilliget und zugelassen, auch gegen allen unbilligen Gewaldt und Beschwernuß verwahren und vertheidigen zu helfen versprochen haben und Craft dieses versprechen, jedoch soll diese miteingewilligte Beiwohnung gedachten Ordens anderer Gestalt nicht, als citra consequentiam et praejudicium jurium Civitatis et Serenissimi Ordinarii, nec non Instrumenti pacis et Brunsvicensis Recessus, aufgenommen und verstanden werden.

Dagegen sollen und wollen vorwohlgemelte Vorsteherin und Conventualen und deren Nachfolgerinnen dieses Closters und Ordens Annunciaten-Cölesten sich allhier ihrer Profession und Regulen gemäß still, eingezogen, fried- und schiedlich ohne einigen Eintrag der Amte und Gilden und ohne Beschwerung gemeiner Bürgerschaft sich verhalten, auch aus ihrem bei Sankt Michaelis-Kloster anerkauften Hause das gewöhnliche Beiwohnungsgeld, als jährlich: vier rheinische Floren, richtig der Stadtcämmerey bezahlen, und keine dingpflichtige Güter in dieser Stadt mehr bei ihrem Closter oder sonsten anderswo in der Stadt, außer Wissen und Bewilligungen Herrn Burgermeisteren und Rath an sich bringen, sondern, ihrem besten Vermögen nach, der Stadt Hildesheim Wohlfarth zu aller Begebenheit, bey vorhöchstgemelter Ihrer Churfürstl. und Fürstl. Fürstl. Durchl. Durchl. und anderweit, Schaden und Nachtheil, soviel an ihnen, verwarnen, ablehnen und verbieten, befördern helfen.

Zu dessen Urkund steif und besserer Haltung ist dieser Vergleich von wohlgedachter Gräfin von Rantzow vor sich und im Namen des ganzen Convents der Annunciaten-Cölesten und ihrer Nachfolgerinnen besiegelt

---

45 Archiv der Stadt Hildesheim, Urkunde XCI – 26.

und unterschrieben, wie auch von Herrn Burgermeisteren und Rath der Stadt Hildesheim mit ihrem Stadtsecret und gewöhnlicher Subscription befestiget worden. So geschehen Hildesheim den 25. Tag Monats Septembris des 1668sten Jahrs."

Schwester Maria Elisabeth de l'annonciade-coeleste, Wittwe von dem seligen Herrn Grafen Josias v. Rantzow, Reichsmarschall von Frankreich.

(L. S.) das v. Rantzowsche Siegel.
(L. S.) das Kloster-Siegel.

ad Mandatum amplissimi Senatus, Balthasar Heinrich Dannenberg Secretarius subscripsi manu propria.

(L. S.) Civitatis.

Das in dem Dokument erwähnte „Beywohnungsgeld" ging auf das sog. „Jurium stolae"[46] zurück, das die Stadt bei Nicht-bürgern anwandte. Trotz der städtischen Auflage von jährlicher Zahlung von vier rheinischen Florin und des Verbotes, dingpflichtige Güter bei ihrem Kloster oder anderswo in der Stadt zu erwerben, herrschte im Konvent der Schwestern eitel Freude über das erreichte Wohnrecht. Als die Familie von Vuchsfeld ihre Wohnung endlich räumte, konnte der Umzug der Annuntiaten am 28. 4. 1669 erfolgen – d. h. rd. zweieinhalb Jahre nach dem Aufbruch von Paris hatten die Annuntiaten endlich eine dauernde Bleibe in Hildesheim gefunden. Die seelische Belastung, die die Schwestern in der Wartezeit ausgestanden haben, ist nur mit ihrer Opferbereitschaft für eine große Aufgabe zu erklären. Dr. Gruben stellte für den Umzug seine Karosse zur Verfügung, die auf dem Weg in das neue Heim noch an der Kapuziner- und Jesuitenkirche für ein Gebet der Schwestern Halt machte. Bei der Ankunft im eigenen Haus wurden Kreuz und Marienstatue, die die Schwestern auf ihrer beschwerlichen Reise von Paris mitgeführt hatten, in das Kloster getragen und voll Freude das Tedeum mit der Antiphon „Unter deinem Schutz und Schirm . . ." angestimmt. In der oberen Etage neben dem Zimmer der Gründerin errichtete man die Kapelle und den mit Gitter abgetrennten Vorraum für die Schwestern ein. Drei Tage danach feierte der Konvent mit dem Domkapitular Freiherr von Bochholz die erste heilige Messe[47].

---

[46] Zum „Jurium stolae" wird auf zwei Abhandlungen in der wissensch. Abteilung d. Hildesh. Stadtbücherei verwiesen: (Anonym) Kurtze Abhandlung von dem Ursprung und Eigenschaften der so genandten Jurium stolae (St. Michael wider Hr. Bürgermeister) 1734. G III und G IV 11, 5.

[47] Kratz, ebd., S. 294.

ME nannte ihr Kloster „Klein Bethlehem" und sagte davon, daß „es groß in Armut, tief in Demut und im immerwährenden Genuß des Brotes des Friedens" sei[48]. Hier wollte ME mit ihren Mitschwestern in größter Dürftigkeit und Abgeschiedenheit leben, wie es der Herr in Armut und Verborgenheit in Betlehem und Nazareth getan hat. Das schloß nicht aus, daß ME sofort den Entschluß für den Bau einer kleinen Kapelle faßte.

Im Sommer 1670 war der Neubau von Kirche, Sakristei, Kleinem Kreuzgang, der später auch als Begräbnisplatz diente, beendet. Die feierliche Einweihung vollzog am 2. 7. 1670 der Weihbischof d'Anathan in einem „solennen" Pontifikalamt mit musikalischer Begleitung. Freunde und Verwandte hatten den Schwestern für dieses Vorhaben große Zuwendungen gemacht. So ist verbürgt, daß Herzog Johann Friedrich zum Neubau der Kirche Steine und Plattenbelag, sowie später eine kleine Turmglocke schenkte. Letztere trug die Inschrift:

„Lobet ihn mit hellen Cimbeln.
Lobet ihn mit wohlklingenden Cimbeln.

Psalm 150 LSMA 1672"

und die Initialen des Stifters J(oh) F(riedrich) mit einer Fürstenkrone auf dem Mittelfeld der Glocke. Ob diese im 2. Weltkrieg eingeschmolzen oder dem Feuersturm 1945 anheimfiel, ist nicht mehr festzustellen. Verbürgt sind weiter als Spender für den Bau der Kirche und die Erweiterung des Klosters der Herzog von Celle Georg Wilhelm, die welfische Kurfürstin von Brandenburg Sophie Charlotte, der Herzog von Mecklenburg-Gustrow, der Generalleutnant Hans von Ahlfelt, dessen Bruder Cajus (die beiden letzteren Verwandte von ME), sowie der Fürstbischof Egon von Straßburg. Ihr Vetter Christoph von Rantzau gab großzügig ein Kapital von 9000 Talern als Stiftung für neun Plätze für geistliche Jungfrauen und weitere 1000 Taler zur Fundierung einer täglichen hl. Messe[49].

Da der neue, beschauliche Orden viel Zuwachs erhielt – beim Tode von ME zählte der Konvent 30 Klosterfrauen – war die Erweiterung des Hauses in den folgenden Jahren unumgänglich. Dabei handelte es sich um das benachbarte Häuschen des Bürgers Stuckenbrock, das nach einer Skizze im Hildesheimer Stadtarchiv mit einer Begradigung der Straßenfront umgebaut werden durfte, ferner um einen kleinen Platz neben ihrem Kloster, den das Michaelisstift verkaufte (19. 1. 1671), um

---

[48] C 1253, Bistumsarchiv, Hildesheim, zitiert von H. Engfer, Reichsgraf Christoph von Rantzau auf Schmoel – „Schulbericht des Josephinums", Hildesheim, Jahrgang 1969/1970, S. 57.

[49] Kratz, ebd., S. 294 f.

ein kleines Haus in Erbpacht auf hundert Jahre (Vertrag vom 6. 7. 1677) unter Abt Benedikt, um drei Häuser im Wohl unter Abt Jakobus gegen Zahlung eines Jahreszinses und Rekognitionsgeldes (28. 9. 1696) und ein weiteres Häuschen an der Klosterstraße (4. 1. 1696) – Erweiterungen, die der Abrundung des Besitzes gedient haben[50].

Fast alle Käufe, wie auch späterer Grundstückerwerb in der Neustadt vom 14. 11. 1696, sind aktenkundlich zu belegen[51]. Da etliche Dokumente den Namen von Stadtvertretern tragen – womit also die Einwilligung der Stadt ausgewiesen wird – ist nicht verständlich, daß nach dem Tode von ME die Kaufverträge als Verstoß gegen die Zulassungsbedingungen des Annuntiatenklosters aufgegriffen worden sind. Die Nonnen hatten erheblich Bußgelder nachzuzahlen, die sie fast an den finanziellen Ruin brachten.

Äußerlich gesehen unterschied sich die Niederlassung der Annuntiaten – abgesehen von der angebauten kleinen Kapelle – kaum von den Bürgerbauten dieser Straße. Lediglich zwei gut geschnitzte Brüstungsbilder hoben den Charakter des Hauses hervor. Nach Doebner „handelt es sich bei Klein-Bethlehem um ein dreistöckiges Haus des 18. Jahrhunderts mit vier Fenstern Front, mit zwei gut geschnitzten Brüstungsbildern: links die Verkündigung, Maria vor einem Ruhebett knieend und betend, sowie der Engel mit der Lilie, darüber im Strahlenkranz eine Taube, darunter Ave Maria gratia plena. Rechts zwei Wappen – das linke: Schild mit drei liegenden gotischen i mit v. Brabeck als Unterschrift, rechts: ein liegender quadrierter Schild mit zwei stilisierten H im rechten oberen und linken unteren Eck; in den beiden übrigen drei Rosen; darüber eine fünfzinkige Krone, gute Holzschnitzerei“[52]. Die Beschreibung von Doebner dürfte, von Kleinigkeiten abgesehen, auch für das Annuntiatenkloster im 17. Jahrhundert zutreffen. An anderer Stelle bei Doebner werden die erwähnten Brüstungsbilder als zwei Steinreliefs[53] bezeichnet, als zweites Wappen wird das der Familie v. Hatzfeld angegeben. Frau von Brabeck, Gattin des Droste von Brabeck, war aber eine geb. Hatzfeld, wodurch sich die unterschiedliche Angabe erklärt[54]. Bis zur Ausbombardierung 1945 zierten die Brüstungsbilder die Niederlassung Klein Bethlehem.

---

50 Zeppenfeldt, Histor. Nachrichten ... 1811, S. 291, 294.

51 Hildesheimer Stadtarchiv A X CI Nr. 28; Hauptstaatsarchiv Hannover – Hildesheim Br. 2.

52 Doebner, Bau- und Kunstdenkmäler d. Provinz Hannover II, 5, Stadt Hildesheim. Bürgerliche Bauten. S. 323.

53 Doebner, Bau- und Kunstdenkmäler – Kirchliche Bauten – Stadt Hildesheim S. 297.

54 Die Familie v. Brabeck spielte in der Diözesangeschichte von Hildesheim eine große Rolle. Vgl. Bertram III, S. 219 ff.

In der Sorge um die Gesundheit ihres wachsenden Konventes bemühte sich ME bei der Stadt Hildesheim lange, aber schließlich mit Erfolg, um einen Zugang von ihrem Garten aus zum Wächterstieg auf der Stadtmauer, wofür ein Pachtzins zu entrichten war (29. 9. 1696). Damit war den Schwestern die Möglichkeit gegeben, aus der kleinen Behausung in die „freie Luft und an die Sonne" zu kommen[55]. Die strenge Klausur, wozu sich die Schwestern durch ein besonderes Gelübde verpflichtet hatten, war für sie so wichtig, daß sie ängstlich bemüht waren, auch den Einblick in ihren Garten zu verhindern. In einem Schreiben an den Bischof protestierte ME daher, daß eine Planke aus dem Gartenzaun herausgerissen sei und beim Abt von St. Michael, daß einige seiner Klosterinsassen vom Dachboden aus die Schwestern beobachteten, so daß sie gezwungen seien, auch im Garten Schleier zu tragen. Ferner dringe das nachbarliche Schelten und Fluchen vom Wohle aus immer wieder in die Stille des Klosters, so daß ein Hinweis in der Predigt angebracht sei. Ihnen (den Annuntiaten) sei „die strenge Klausur so teuer, daß sie nicht darauf verzichten könnten, selbst wenn sie im Keller bleiben müßten" [56].

Als die Damen Freifrau von Brabeck und ihre zwei Töchter mit der Landdrostin von Landsperg mit fürstbischöflicher Dispens für einen Besuch in der Klausur am 27. 2. 1689 an der Pforte des Klosters erschienen, blieb ME ihrer Regel wiederum treu und empfing die Damen im Sprechzimmer, um die „Klausur und liebe Satzung und Regel unverletzt zu halten" [57]. Diese Haltung verdient hervorgehoben zu werden: war doch Frau von Brabeck eine nahe Verwandte des neuen Fürstbischofs, des ehemaligen Domdechanten Jobst Edmund von Brabeck (1688–1702) [58]. Dieser war, wie sein Vorgänger Maximilian Heinrich, den Annuntiaten sehr gewogen, was schon daraus hervorgeht, daß die Brabecks ihr Wappen über der Eingangstür des Klosters anbringen ließen [59].

Die Haltung der Annuntiaten zur strengen Klausur spricht zweifellos für ihre asketische Grundhaltung und für ihr Bemühen zur Ordenstreue, für eine Abschirmung von der Welt, die von manchen Stadtbewohnern nicht verstanden wurde. Als nun durch Unvorsichtigkeit der Laien-

---

55 HA StA-Hannov., Hildesheim Br. S. 38, Nr. 2/3.

56 HA StA-Hannov., ebd.

57 Codex 364 – nach Kratz, ebd., S. 295.

58 Jobst v. Brabeck war am 9. 7. 1688 vom Hildesheimer Domkapitel zum Fürstbischof gewählt worden. Er war am 11. 11. 1619 in Letmathe, Grafschaft Mark in Westfalen, geboren. Das Domkapitel war durch seine Wahl einem Streit um die Nachfolge von Max. Heinrich zuvorgekommen. Vgl. dazu Bertram, ebd., S. 86.

59 Vgl. Fußnote 2 auf der Vorderseite.

schwester Maria Helene Sieben am frühen Morgen des 19. 10. 1693 „beim Räuchern der Mehltonnen ein kleines Feuer auf einem Boden ausbrach", das leicht auf die angrenzenden Häuser hätte übergreifen können, waren die Bürger so erregt, daß man in das Kloster einbrach, es verwüstete und bestahl. Schwere Brände belasteten noch die Erinnerung der Bürger. So war der große Brand der Ratsapotheke in der St. Bartholomäusnacht von 1579 noch nicht vergessen, ebenso nicht manche Feuersbrunst in den Wirren des 30jährigen Krieges, weshalb die Stadt 1672 eine Feuerordnung mit Schutzvorschriften erlassen hatte.

Zur Bekämpfung des Brandes im Annuntiatenkloster beorderte die Stadt 50 Mann Soldaten, die sich nach Löschung des Brandes dort häuslich niederließen. Eine resolute Nonne, die einen Mann in ihrem Bett entdeckte, vertrieb ihn mit Brachialgewalt[60].

Auch andere unerfreuliche Ereignisse mit den Bewohnern der Altstadt bestimmten ME sich um eine andere und größere Bleibe in der Neustadt – Wollenweberstraße – zu bemühen. Einige passend erscheinende Grundstücke wurden dafür erworben, denn dort bestand für ME kein Kaufverbot für dingpflichtige Güter. Als jedoch ME's Plan für eine Niederlassung bekannt wurde und sie zur Sicherung des Grundstückes eine Abgrenzung ziehen ließ, randalierten einige Anwohner der Neustadt und rissen eine Planke heraus. Daraus entstand, ähnlich wie vor rd. 30 Jahren, ein Rechtsstreit zwischen der Neustadt und ME wegen Aufnahme der Nonnen[61]. Zwar war der Kaufvertrag nicht rückgängig zu machen, aber der Rat verweigerte den Umbau der vorgesehenen Hinterhausgebäude zu einem Kloster. Da ME's alte Gönner verstorben waren, fand sie keine Unterstützung mehr, auch hatte sich das Klima zwischen den Konfessionen nicht gebessert. Bei gegenseitigen Beschwerden bis an das Kammergericht schaltete sich schließlich Bischof Hermann Werner von Paderborn in seiner Eigenschaft als dompropsteilicher Commissarius von Hildesheim ein. Wegen mangelnder Einigung gab ME ihren Plan zur Niederlassung in der Neustadt auf. Sie war klug genug, sich zu beschränken, um ihre ökumenische Intention nicht zu gefährden.

Einige kleine Liegenschaften der Annuntiaten in Bavenstedt und Bettmar, durch Spenden und eingebrachtes Gut ermöglicht, sind urkundlich nachzuweisen. Sie lassen aber keineswegs den Schluß zu, daß sich Reichtümer bei den Annuntiaten angehäuft hätten. Im Gegenteil, das Kloster ist als ärmlich zu bezeichnen, da es sich lediglich um kleinere Anwesen handelte, die zur Abrundung des Besitzes, insbesondere zum

---

60 Gerland, Geschichte des Hildesh. Feuerlöschwesens als Beitrag zur Hildesh. Kulturgesch. in Zeitschr. des Histor. Vereins für Nds. Hann. 1890/91, S. 69.

61 Rechtsstreit zw. d. Rat d. Neustadt u. dem Annuntiatenkl., Archiv der Stadt Hildesheim AA CCvI/13,–/14/ –15.

Verpachten dienten, um etwas Einnahmen zu haben. Etliche Pachtverträge befinden sich in den Archiven von Hildesheim und Hannover[62].

Daß oft die notwendigsten Lebensmittel nicht vorhanden waren oder nicht den hygienischen Anforderungen genügten – d. h. verdorben waren – wird im Codex 364 erwähnt: „deswegen dann unsere hochwürdige Stifterin mit ihren lieben Gehülfinnen oftermahlen vorlieb müssen nehmen, wan die Würmer auf ihren Dellern gedantzt haben“[63]. Beschränkungen für den Lebensunterhalt ergaben sich auch daraus, weil der Marktgang für die Schwestern durch Gebühren erschwert war.

Weder zu Lebzeiten von ME noch unter ihren Nachfolgerinnen hat sich der Besitzstand der Annuntiaten wesentlich geändert, selbst wenn man die Schenkungen und das eingebrachte Gut der Schwestern sowie ihr sehr sparsames Leben berücksichtigt. Über das Vermögen machte ME trotz ihrer geistlichen Veranlagung mit peinlicher Gewissenhaftigkeit genaue Angaben über die Verwendung, selbst auf den Dokumenten. Die Armut des Klosters war auch ein Grund mit, daß das Annuntiatenkloster bei der Säkularisation im 19. Jahrhundert zu den letzten kirchlichen Besitzungen gehörte, die der Einziehung anheimfielen[64].

Trotz der Armut des Klosters fühlten sich junge Frauen nicht abgehalten, vielmehr sogar angezogen, mit der Gründerin ME gemeinsam nach der Regel der Annuntiaten zu leben. Am Schluß ihres Lebens war der Konvent – wie schon erwähnt – auf 30 angewachsen, eine Zahl, die für die damalige Zeit im Vergleich zu anderen Ordenshäusern als beachtlich gelten muß, zumal bei einem beschaulichen Orden. In der Diözese Hildesheim waren nach einer Bestandsaufnahme 1657 – also vor der Ankunft der Annuntiaten – außer den sechs „Mannsklöstern“ (Benediktiner in Ringelheim und Lamspringe, Zisterzienser in Marienrode und Derneburg und die mit Regularkanonikern besetzten Stifte Riechenberg und Grauhof bei Goslar) noch vier Frauenklöster zu zählen: Benediktinerinnen in Escherde, Zisterzienserinnen in Wöltingerode, Regular-Chor-Jungfrauen nach St. Augustins Regel in Heiningen und Dorstadt, alle mit sehr geringer Belegung[65]. Die genannten Klöster lagen fernab von katholischen Gemeinden im Bistum zerstreut.

Das Domkapitel, die Vertreter der sieben Stifte des Bistums Hildesheim und die neun Feldklöster schlossen sich daher am 30. 6. 1668 zu einer „Union“ zusammen, auch „Konkordat der Liebe und des gegenseitigen Schutzes“ genannt. Sie erstrebten mit allen Kräften, daß nicht nur in den ihnen verbundenen, sowie benachbarten Orten nach Tunlich-

---

62 Hauptstaatsarchiv Hannov./Hildesheim Br. A 1, 1; 2, 5; 2, 19.
63 Kratz, ebd., S. 287.
64 Siehe S. 106 dieser Studie.
65 Bertram, III, S. 70.

keit die katholische Religion gefördert, sondern auch die hier leider teilweise gesunkene Autorität des Hl. Stuhles wieder gehoben werde. Leider gehörten dieser Union die Frauenklöster nicht an. Sie lebten in der Isolierung und Abgeschlossenheit, obwohl auch für sie in dieser Zeit ein Gedankenaustausch vonnöten gewesen wäre[66].

Für ME war die geringe Belegung der Frauenklöster und ihr mangelnder Zusammenhalt ein Grund mehr, ihren Orden anziehender zu machen. Die Diasporasituation war für sie völlig neu, so ganz anders wie die Lage in Paris, der Hochburg des Katholizismus. Doch schien geistiges, auch geistliches Leben in den durch Krieg zerstörten deutschen Landen zu erwachen. In Verbindung mit dem Marianum/Josephinum wurde Ende 1666 ein Lehrstuhl für Kontroverstheologie geschaffen, der dem Reisebegleiter von ME, Prof. Caspar Siebenstern S.J., zugesprochen wurde. Damit setzte eine rege Vortragstätigkeit ein. Durch seine Schrift „Controversa fidei dogmata" gab er Anregungen für Disputationen zwischen den Konfessionen[67]. Siebenstern hielt dabei engen Kontakt mit den Annuntiaten.

Ferner hatte Martin Bever-Beverinus im Jahre 1625 eine ansehnliche Familienstiftung für katholische Erziehung und Ausbildung gemacht[68], die nach seinem Tode durch seine bedeutende Bibliothek ergänzt und der Dombibliothek zugeordnet wurde[69]. Es waren also Möglichkeiten für Erwachsenenbildung gegeben, die in der bewegten Zeit für die Erörterung der zu lösenden, brennenden Probleme genutzt werden konnten.

Kurz nach dem Einzug der Annuntiaten in Hildesheim erteilte Herzog Johann Friedrich in Hannover dem Gelehrten Leibniz den Auftrag, eine Hofbibliothek aufzubauen (1676) – eine Berufung, die für das staatliche, religiöse und kulturelle Leben für ganz Norddeutschland und darüber hinaus von großer Bedeutung werden sollte – nicht zuletzt auch für ME.

---

66 Lünig, Teutsches Reichsarchiv II, 1109, Sonnemann, Defensio jurium Capituli S. 38, zitiert von Bertram, III, S. 78.

67 Bertram III, S. 60.

68 Bertram, ebd., S. 62.

69 Engfer, Dombibliothekar, Die Dombibliothek und die Beverinsche Stiftung, in „Alt-Hildesheim", Jahrbuch für Stadt und Stift Hildesheim, Nr. 44, 1973. Engfer hat darin nachgewiesen, daß die Beverinsche Stiftung, die „Beverina" und die „Dombibliothek" in ihrem geschichtlichen Entstehen zu unterscheiden sind. Der Name „Beverina" ist als Sammelname in der Auseinandersetzung mit der westfälischen Regierung während der Säkularisation eingeführt worden, um allen Eingriffen vorzubeugen. Das Stiftungskapital von Beverinus ist durch die Inflationen 1923 und 1948 verloren gegangen. Seine Bibliothek ist in die Dombibliothek überführt, in dem noch benutzten Namen „Beverina" wird die Erinnerung an den Stifter wachgehalten.

ME's erste Aufgabe war naturgemäß auf die Leitung ihrer Gemeinschaft ausgerichtet. Nach den Regeln ihres beschaulichen Ordens war der Tag genau eingeteilt in Chorgebet, Betrachtung, Gottesdienst und Arbeit. Letztere bestand für die Chorschwestern in Anfertigung von Paramenten für Stifte und Klöster und von prächtigen Stickereien für fürstliche Personen der Hildesheimer Umgebung, wofür sie als Entgelt regelmäßige Zuschüsse bzw. Lebensmittel erhielten, und was noch wichtiger war Fürsprache bei aufkommenden Schwierigkeiten[70]. Die Laienschwestern versorgten das Haus und den Garten.

Aus der Struktur des Landes mit dem niedrigen Anteil an katholischer Bevölkerung, einschließlich des Adels, ergab sich für ME sehr bald die Erkenntnis, daß im Gegensatz zu Frankreich der Zuwachs aus Adelskreisen sehr gering sein würde. Daher mußte die Zusammensetzung des Konventes eine andere sein, wie die in Paris. Man muß sogar annehmen, daß ME Kontakt mit bürgerlichen Kreisen pflegte, was auch ihrem Gatten nachgesagt wurde, der nach der Schlacht zu seinen Soldaten ins Lager ging, um sich für ihre Tapferkeit zu bedanken und um mit ihnen Karten zu spielen. Aus den erhaltenen Klosterlisten ist zu ersehen, daß der Hildesheimer Konvent durchweg aus Bürgerlichen bestand. In diesem Zusammenhang ist auch die Herausgabe eines Ceremonials (1691) zu sehen, das neben der lateinischen Sprache für die offiziellen Gebete und Psalmen sich auch der deutschen Sprache bediente. So konnten Verwandte der Novizinnen durch die verbindenden deutschen Texte der Einkleidungsfeier der Schwestern besser folgen. ME hat dadurch die heutige liturgische Bewegung im Hinblick auf die Anwendung der Landessprache im Gottesdienst mit vorbereitet.

Über die eigentliche Zielsetzung ihres betrachtenden Ordens hinaus, fühlte sich ME noch zu einer pädagogischen Aufgabe berufen, wie auch der ihr befreundete Stensen (kurz vor dem Tode von Johann Friedrich 1679) in Hannover noch eine katholische Elementarschule einrichtete[71]. Ob dieses in Absprache mit ME geschah, ist dokumentarisch nicht nachzuweisen, aber bei dem engen Kontakt der beiden Persönlichkeiten nicht auszuschließen. Da ME's Idee, eine Schule für Mädchen beiderlei Konfessionen aufzubauen, auf starke Ablehnung des Hildesheimer Rates gestoßen war, nahm sie – lt. Codex 364 – Zöglinge auf, die als sog. gefährdete (d. h. religiös verunsicherte) Kinder anzusehen waren – eine Intention, die von den Vinzentinerinnen im 19. Jahrhundert in sozialer Auslegung des Begriffes „gefährdete Kinder" bei der Übernahme des Klosters Klein-Bethlehem nach der Säkularisation wieder aufgegriffen wurde.

---

[70] Kratz, ebd., S. 287 und S. 303.
[71] N. Steno, Opera theol., S. 442.

Ob die von Bertram erwähnten Mädchenklassen um 1700 bei der Nikolaipfarrei in Hildesheim und beim Michaeliskloster[72] auf ME zurückgehen, konnte bislang von der Verfasserin nicht eindeutig festgestellt werden. Es ist jedoch als sicher anzunehmen, daß der gescheiterte Schulversuch unserer Gräfin, den Fürstbischof Jobst Edmund von Brabeck bewogen hat, das Problem der Mädchenbildung außerhalb von Hildesheim im katholischen Eichsfeld (Duderstadt) aufzugreifen. Aus diesem Grunde nahm er Verbindung zum Mainzer Kurfürsten, dem Erzbischof Lothar Franz von Schönborn (1693–1724) auf, mit dessen Familie ME freundschaftlich verbunden war. Schon zur Zeit seines Vorgängers und Onkels Johann Philipp von Schönborn (1642–1693) war in Germershausen bei Duderstadt ein Zweig des Gymnasiums Münnerstadt bei Würzburg eingerichtet worden. Nun erbat der Hildesheimer Bischof durch seinen Kommissar in Duderstadt, Dr. Herwig Böning, zwei Schwestern aus der jungen Ursulinen-Niederlassung in Erfurt, die zur Mainzer Kirchenprovinz gehörte. Mit diesen beiden Schwestern – darunter Klara Eugenia von Ebelsbach – wurde 1699 der Grundstock für die Ursulinenschulen der Diözese Hildesheim gelegt, die sich bis heute noch großen Ansehens in allen Schichten der Bevölkerung erfreuen.

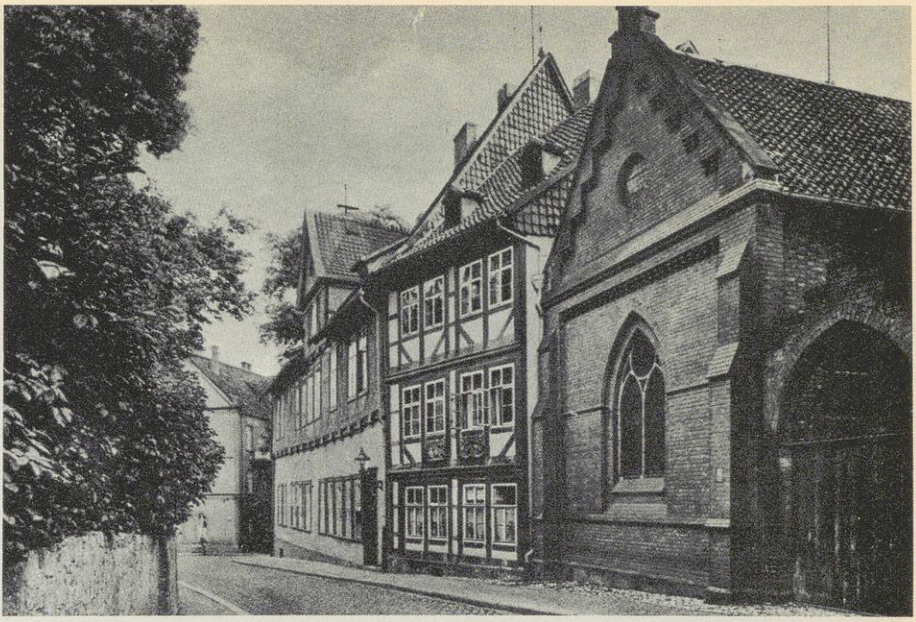
Mitarbeiterin in der ökumenischen Bewegung im Kreise von Herzog Johann Friedrich, Stensen und Leibniz

Die durch ME geförderte kulturpolitische Zusammenarbeit von Hildesheim mit Kur-Mainz erinnert an eine andere Beziehung zwischen den beiden Diözesen, die ebenfalls in einem Zusammenhang mit ME gesehen werden muß. Es ist die Berufung des jungen Gelehrten Leibniz (1676) vom Hofe des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn (1605–1677) an den herzoglichen Hof in Hannover. Abgesehen von der Vielseitigkeit des Gelehrten war es vor allem die Idee der Reunion der großen Konfessionen[1], die sowohl ihn als auch den Welfenherzog Johann Friedrich faszinierte. Das gleiche Ziel verfolgte die Ordensfrau in Klein Bethlehem in Hildesheim, die 10 Jahre vor Leibniz ebenfalls auf Veranlassung von Johann Friedrich nach Hildesheim gekommen war, wie auch Stensen aus derselben Motivation von dem

---

[72] Bertram, ebd., III, S. 101.

[1] Der Begriff der Reunion wird in der Wissenschaft unterschiedlich verwandt. In dieser Studie bezieht er sich auf die Wiedervereinigung der getrennten Konfessionen.



18
Klein Bethlehem, Hildesheim vor der Zerstörung 1945

19
Kinderheim und Schule von Klein Bethlehem

20

Wappen von ME aus dem Jahre 1704 in Hildesheim, heute am Hause Wohl 39. Unterschrift: M(aria) E(lisabeth) C(omtesse) v(on) R(antzau), Ma(r)s(challin) de France, Sti(fterin), 1704.

gleichen Fürsten von Papst Innozenz XI. als Apostolischer Vikar für Hannover erbeten wurde.

Zum Verständnis der religiösen Strömungen des 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts in Norddeutschland und der sich daraus ergebenden praktischen Aufgabe für ME sind einige Bemerkungen angebracht.

Zu Leibniz, einem der führenden Köpfe dieser Bewegung, sei vorweg bemerkt, daß die Forschung über seinen Riesennachlaß heute noch nicht abgeschlossen ist und das Verständnis in Frankreich dafür größer ist als in Deutschland. Kiefl[2], Klopp und Guhrauer[3], wohl die besten Kenner von Leibniz, sind nach den weit zerstreuten Quellen über sein kirchliches „Friedensobjekt" der Ansicht, daß die Versöhnung der Christen das vorherrschende Ideal von Leibniz war, dem sich alle anderen Ziele unterordneten. Gleich modernen Denkern der Grundlagenforschung (vgl. die jährlichen Treffen der Nobelpreisträger auf der Insel Mainau/Bodensee), die nach einer ausgeweiteten Differenzierung der Fachwissenschaften wieder nach ihrer Synthese suchen, bemühte sich Leibniz schon damals um eine Zusammenschau, insbesondere um die Versöhnung zwischen Naturwissenschaft und Religion mit dem Ziel, den Frieden in Welt und Kirche anzubahnen[4]. Bei allem und über allem stand bei Leibniz der Gedanke der Wiedervereinigung der gespaltenen Christenheit im Vordergrund, wodurch er zu den Vorläufern der heutigen ökumenischen Bewegung zu zählen ist.

Von seinem 17. Lebensjahr ab befaßte er sich mit Kontroverstheologie und kam über seine Tätigkeit beim Kurfürsten in Mainz und durch seinen diplomatischen Auftrag in Paris mit katholischen Vertretern des

---

2 Kiefl, Der Friedensplan zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen. Vorwort; Kiefl, Leibniz u. die Wiedervereinigung der christl. Konfessionen in U. D. 1962 S. 35 f.

3 Guhrauer, Leibniz-Biographie, S. 3 ff., S. 48, 54 ff., Lexikon für Theologie und Kirche, Herder, Bd. 6, I, S. 912–914; Klopp, Histor. polit. und staatswissenschaftl. Schriften des Leibniz, 11 Bd., darin Kapitel: Das Verhältnis von Leibniz zu den kirchlichen Reunionsversuchen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

4 Leibniz (1646–1716) war ein Genie der „Vielseitigkeit", dessen Einsatz für die Wiedervereinigung der Konfessionen besonderes Interesse weckt. In der Mathematik erfand er – unabhängig von Newton und zeitlich etwas später, die Differential- und Integral-Rechnung. In der Physik begründete er das dynamische Zeitalter und formulierte Gesetze von der Erhaltung der Energie. In der Technik konstruierte er Windmaschinen für den Harzer Bergbau. Als Historiker schrieb er eine Landesgeschichte der Welfen. In der Rechtswissenschaft gilt er als Vater des Völkerrechts. In der Philosophie bemühte er sich um Denkgesetze, die sog. mathematische Logik, um die Monadenlehre, die von manchen als Vorstufe der Atomwissenschaft angesehen wird. In der Theologie stellte er die „Systema-Theologicum" auf.

Reunionsgedankens zusammen, so mit dem Gelehrten und Konvertiten von Boineburg, Minister am Mainzer Hofe, nicht zuletzt mit dem Kurfürsten Johann Philipp, zwei Persönlichkeiten, mit denen er zeitlebens verbunden blieb. Verwandte ökumenische Strömungen auf protestantischer Seite waren schon vorher unter den gelehrten Theologen: Callixtus, Helmstedt, Molanus, dem späteren Abt von Loccum, und Petersen, Hannover, entstanden. Die Vertreter der beiden Richtungen standen in gutem Kontakt zueinander, der sich durch den Welfenherzog Johann Friedrich in Hannover noch vertiefte, insbesondere dann, als Leibniz den Ruf nach Hannover erhielt. Außerhalb von Deutschland arbeiteten in gleicher Richtung zwei weitere Theologen an der Idee der Reunion: in Frankreich der mit ME befreundete Bischof Bossuet von Meaux[5], der Erzieher des Dauphins in Paris war, sowie am Wiener Kaiserhof der Bischof Spinola. Zwischen den beiden letzteren und Leibniz entwickelte sich aus ökumenischem Anlaß ein reger Briefwechsel. Spinola reiste in seinem Eifer von Hof zu Hof, um Glaubensfragen zu diskutieren. Leibniz war jedoch Bossuet als dem tieferen Geist mehr zugetan. Um so enttäuschter war Leibniz über dessen spätere Wandlung zum Gallikanismus, jener Geistesströmung, die die politische Machtanhebung Frankreichs auf Kosten der Kirche erstrebte[6].

In dem protestantisch ausgerichteten Hannover war Johann Friedrich der Mittelpunkt der religiösen Einigungsbestrebungen. Auch nach seinem Tode 1679 wurden Gespräche in dieser Richtung von seiner Schwägerin Herzogin Sophie fortgeführt und von ihrem Gatten, Herzog Ernst August, der 1661 Bischof von Osnabrück geworden war, mitgetragen[7]. Ja, zeitweise wurde sogar angenommen – als es um die Erlangung der Kurwürde für Hannover (1692) ging, daß ein Religionswechsel des Fürstenpaares nicht ausgeschlossen schien[8]. Ein Wechsel der Konfession würde aber die Erlangung der Königskrone in England ausgeschlossen haben. Leibniz hat wesentlich dazu beigetragen, daß sowohl der Kurfürstenhut als auch die englische Königskrone an das protestantische Welfenhaus Hannover fiel. Er war aber weiterhin Verfechter der Reunion. Es ist nicht verwunderlich, daß Leibniz bald von den Protestanten, bald von den Katholiken als der „ihre" angesehen wurde. Er kam in den Verdacht, heimlich Katholik zu sein. Kiefl hat jedoch den urkundlichen Beweis erbracht, daß das „katholische Werk Systema Theologicum" in keinem Zeitpunkt seines Lebens Ausdruck seiner persönlichen Über-

---

[5] Engfer, Gymnasium Josephinum, Bericht 1969/70, S. 78.

[6] Seppelt-Schwaiger, ebd., S. 344/348; Kiefl, Der Friedensplan . . . S. XXXV.

[7] Die Besetzung des Bischofsstuhles in Osnabrück erfolgte nach dem Westf. Frieden (1648) im Wechsel durch den Herzog von Hannover und den Bischof von Hildesheim.

[8] Schnath, ebd., S. 405.

zeugung gewesen ist, wie die protestantische Geschichtsschreibung weithin bislang annahm. Allein kein Protestant ist jemals der katholischen Kirche so wohlwollend gegenübergestanden wie er[9].

ME, die diese theoretischen Auseinandersetzungen der Gelehrten im Kloster am Rande miterlebte, mußte jedoch zu ihrem Kummer neue Störungen in der sich friedvoll anbahnenden Entwicklung erfahren: Einmal von Frankreich aus durch die Aufhebung des Edikts von Nantes von Ludwig XIV. im Jahre 1685, wodurch zur Mißbilligung von Papst Innozenz XI.[10] den Hugenotten die Religionsausübung untersagt wurde – sodann die unglücklich angesetzten Rekatholisierungsmaßnahmen unter Jakob II. in England. Durch seinen Übereifer hatte er neuen Glaubenskämpfen Auftrieb gegeben, in deren Verlauf der Erzbischof und Primas von Irland Oliver Plunket[11] den Martyrertod erlitt (1681). Die Gebeine dieses irischen Martyrers, der 1975 heiliggesprochen wurde, sind zu Lebzeiten von ME von Abt Maurus Corke nach Lamspringe überführt, dann bis auf einige Reliquien rd. 200 Jahre später in die irische Heimat nach Downside Abbey zurückgebracht worden. Die Kirchengemeinde von Lamspringe bewahrt noch heute in der ehemaligen Klosterkirche der Benediktiner das Andenken an diesen großen Glaubensverteidiger.

Für ME zeichnete sich manche Erschwerung ihrer Arbeit ab, vor allem durch Veränderungen in ihrem persönlichen Bereich. Ihr geliebter Bruder Christian von Rantzau war schon 1667 verstorben, wodurch die Familienbande lockerer und die gelegentlichen Zuwendungen spärlicher wurden. Auch der ihr geistesverwandte Vetter Christoph von Rantzau war nach einer kurzen, nicht glücklichen Ehe, von der noch später berichtet wird, und nach Entsagung aller Ämter und Einkünfte in die Stille des Kapuzinerklosters nach Köln gegangen, wo er 1699 verstarb. Ihr Gönner Johann Friedrich verschied plötzlich auf einer Reise nach Rom in Augsburg am 28. 12. 1679 nach einer kurzen Regierungszeit von 14 Jahren. Bei der Bevölkerung heute kaum bekannt – auch das Historische Museum in Hannover zeigt nur ein kleines Bild von ihm – ist ihm dennoch nach Schnath manches zu verdanken. Nicht in der Außenpolitik, dafür aber hat er nach innen ein in sich gefestigtes Land, ein geordnetes Steuer- und Finanzwesen hinterlassen, ein gut gerüstetes Heer aufgebaut und sich um die Förderung von Kultur und Wissenschaft verdient gemacht. So ist ihm u. a. die Erwerbung des Welfenschatzes, die Errichtung der ersten Oper in Hannover, der Mittelbau des Schlosses Herrenhausen mit seinen großartigen Gärten zuzuschreiben[12]. Vor allem

---

9 Kiefl, Leibniz u. die Wiedervereinigung d. christl. Konf. UD 1962/40.
10 Seppelt-Schwaiger, ebd., S. 344.
11 Nowak, Oliver Plunket; Henze, Mann des Friedens, Kirchenztg. 1975, Nr. 41, S. 13 f.
12 Schnath, ebd., S. 127/8.

ist ihm die Berufung des großen Leibniz zu verdanken. Johann Friedrich wurde mit allem Pomp in der Schloßkirche zu Hannover beigesetzt. Im Jahre 1957 wurden die Gebeine nach Schloß Herrenhausen überführt, eine dankbare Bezeugung seiner kulturellen Verdienste um Herrenhausen.

Mit dem Tode dieses Welfenherzogs war für ME als auch für Stensen die persönliche Beziehung zum Hof in Hannover abgebrochen. Letzterer entsagte jeglicher wissenschaftlichen Neigung und Diskussion. Er widmete sich nach Rückkehr von Münster ausschließlich seiner seelsorglichen Tätigkeit in den nördlichen Bezirken seines Missionsgebietes. Als er 1686 ebenfalls plötzlich und einsam und ohne priesterlichen Beistand auf einer Missionsreise in Schwerin verstarb, verlor ME den letzten ökumenischen Freund, der mit ihr 22 Jahre in Verbindung gestanden hatte, eine Freundschaft, die „ihnen (beiden) zumal in den Jahren 1674–1686 zu großem Segen gereichte" [13].

Wenn auch Leibniz weiterhin ein Verfechter der ökumenischen Bewegung war, so geriet er durch seine Stellung am herzoglichen Hofe mehr und mehr in eine gewisse Zwangslage, da die politischen Ideen des Welfenhauses sich nicht immer mit seinen ökumenischen Bestrebungen deckten. Zwar formulierte Leibniz noch mit Unterstützung von Molanus und dem Helmstedter Theologenkreis ein Arbeitspapier, worin die Anerkennung eines „göttlichen Rechtes des päpstlichen Primates seitens der Protestanten" niedergelegt war (1698). Dieses Arbeitspapier war – und ist – der äußerste Schritt, den der Protestantismus seit der Reformation in der Annäherung an Rom getan hat [14]. Als jedoch nach manchen diplomatischen Vorbereitungen dieser Plan für einen Kirchenfrieden bekannt wurde, fühlte sich der Protestantismus in ganz Europa alarmiert. Herzog Ernst August, der Verständnis für die Reunion gezeigt hatte [15], war kurz vorher im Januar desselben Jahres verstorben. Sein Nachfolger, Georg Ludwig, zeigte keinerlei Neigung für ökumenische Anliegen. Leibniz fiel mehr und mehr in Ungnade beim Hannoverschen Hof. Sein langjähriger, französischer Mitarbeiter, der Kanzelredner und Bischof Bossuet, hatte sich schon vorher im Banne des Gallikanismus von ihm und der ökumenischen Bewegung abgesetzt. So starb Leibniz am 13. 11. 1716 – rd. 10 Jahre später als ME – einsam und verbittert gegen den Katholizismus und gegen den Hannoverschen Hof. Letzterer, der dem politischen Geschick von Leibniz Kurhut und Königskrone verdankte, gab ihm nicht einmal die letzte Ehre bei seinem Begräbnis. Wenn auch die Hoffnung auf kirchliche und politische Einigungspläne des

---

[13] Plovgaard, Hedwig, Elisabeth Rantzau, in Stenoniana Nr. 1, 1955, S. 83.

[14] Kiefl, Friedensplan S. LIII; Kiefl, Leibniz und die Wiederversöhnung in U. D. 1962 S. 39.

[15] Schnath, ebd., I, S. 488.

Leibniz sich als irreal erwies, so bleibt sein Name ein Symbol der unzerstörbaren Sehnsucht nach Wiedervereinigung im Glauben[16].

ME war durch die auftauchenden Schwierigkeiten in der ökumenischen Bewegung und durch den Tod mancher ihrer Freunde in der letzten Phase ihres Lebens auf sich allein gestellt. Ihre größte Aktivität war nach ihrer Veranlagung und ihrer Überzeugung von jeher mehr spiritueller Natur gewesen, jene geistliche Tätigkeit und Hingabe für eine Idee, die unbeirrt durch alle Anfeindungen und trotz Nichtverstandenseins dennoch im Gebet und Opfergeist eine Hilfe zur intellektuellen Bewältigung der ökumenischen Aufgabe geben wollte. Die Gräfin und Ordensfrau, die sich schon während ihrer Pariser Zeit bewußt von den theologischen Diskussionen ferngehalten hatte, baute – in Zusammenarbeit mit Stensen – in Hildesheim eine wichtige, pastorale Arbeit auf, die viel Zeitverständnis und caritative Einsatzbereitschaft verlangte. Stensen erwähnt in seinen „Opera de propria Conversione" Klein Bethlehem als den Zufluchtsort für all jene Konvertiten, die in protestantisch ausgerichteten Gebieten wegen ihres Übertritts zum katholischen Glauben in Konflikte mit ihren Angehörigen gerieten, ja, oft verstoßen wurden[17].

Der kürzlich verstorbene Stensen-Forscher Scherz schreibt dazu:

„Der apostolische Sinn Stensens suchte da ein schweres pastorales Problem zu lösen, ein brennendes Problem im 17. Jahrhundert. Bei der damaligen Intoleranz bedeutete der Übertritt fast stets eine Frage der Existenz. Man wurde aus der Familie ausgestoßen und verlor sein Vaterland; man stand ohne Stellung und Unterhalt da ... Da war es eine große pastorale Tat, ein Gebot verständnisvoller Liebe, solchen Konvertiten den Übergang in das neue Leben zu erleichtern und ihnen evtl. ein neues Heim zu eröffnen. Das sollte Klein Bethlehem, besonders für junge, weibliche Konvertiten sein. Und hier half Frau von Rantzau eifrig mit." [18]

Diese Aufgabe wurde von ihr mit großem Einfühlungsvermögen aufgegriffen, obwohl die Annuntiaten in Hildesheim selbst kaum genug zum Leben hatten. Schon bevor Stensen Priester geworden war, nahm er ME's Hilfe in Anspruch und brachte zwei junge Konvertitinnen aus Dänemark zur Mutter Oberin nach Hildesheim[19]. Diese Hilfe baute er als Priester, als Apostolischer Vikar in Hannover (1677), als Weihbischof in Münster (1680) weiter aus und wies immer wieder Ordens-

---

16 Kiefl, ebd., S. 41.

17 Scherz, In einem Kloster von Hildesheim, U. D. 1962. S. 46.

18 Ebd.

19 Scherz, ebd., S. 48. Vgl. auch dazu Stensen, Opera de propria Convers.

willige auf das Annuntiatenkloster in Hildesheim hin. So freute er sich (in einem Brief 1682 aus Münster) über eine von ihm eingewiesene Schwester[20], kurz darauf erwähnt er am 19. 3. 1683 in seinen „Epistolae I"[21], daß eine dänische Adelsdame Anna von Buchfeld in Klein Bethlehem am 21. 2. d. J. den Schleier genommen hat. Ihre jüngere Schwester trat 1686 ebenfalls dort ein. Darüber berichtet Stensen mit Freuden in einem Brief vom 23. Februar 1686 an den Großherzog Cosima III. in Florenz[22]. Das Schreiben beweist, wie wichtig Stensen diese Aufgabe ansah und wie eng und überregional die Beziehungen zwischen Stensen und ME gewesen sind. Ihr Kloster unterstand dem Bischof von Hildesheim und gehörte nicht zur Nordischen Mission. Auch in weiteren Briefen wird ME's Name von Stensen wiederholt erwähnt.

Eine andere Konvertitin, die mit ihrem Übertritt viel Aufsehen erregte, fand in Klein Bethlehem eine neue Heimat. Es war die Äbtissin von Gandersheim, Herzogin Dorothea Hedwig von Schleswig-Holstein, Schwägerin des regierenden Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, jenes kunstsinnigen Fürsten, der durch Schaffung des nach ihm genannten Museums und des Theaters in Braunschweig noch heute unvergessen ist. Im hohen Alter trat er noch zum Katholizismus über[23]. Als Landesfürst von Gandersheim war er „Bewahrer" des dortigen Kanonissenstiftes[24]. Seine Schwägerin, die oben erwähnte Herzogin, leitete von 1665–1678 das altbekannte Reichsstift, das mit den Namen der Dichterin Roswitha, der Kaiserin Theophano und der Äbtissin Gherberta verbunden ist. Bei heimlichen Besprechungen in Klein Bethlehem und in Gandersheim nahm die Herzogin bei Prof. Siebenstern Konvertitenunterricht. Der Weihbischof d'Anathan besuchte sie wiederholt im Hildesheimer Kloster. Nach ihrer Konversion legte sie ihr Amt als Äbtissin nieder (25. 7. 1678) und fand Aufnahme bei ME in Klein Bethlehem. Ihr ist es auch zuzuschreiben, daß die Herzogin mit ihrem Vetter Reichsgraf Christoph von Rantzau, dem Wohltäter von Klein Bethlehem und dem Josephinum, bekannt gemacht wurde. Nach schwankenden Klosterabsichten heiratete sie ihn[25], zog jedoch nach kurzem Zusammensein mit ihm in Begleitung der ihr befreundeten Königin Christine von Schweden nach Rom. Diese hatte die Konversion schon 1655 vollzogen und ihre Regentschaft zur Verfügung gestellt. Aus der kurzen Ehe der Herzogin ist ein Sohn hervorgegangen mit Namen Alexander, Leopold, Anton (17. 2.

---

20 Stensen, Epistolae I, 402 ff.
21 Plovgaard, Hedwig, Elisabeth Rantzau, in Stenoniana Nr. 1, Nov. 1955, S. 86.
22 Plovgaard, ebd., S. 86.
23 Bertram, ebd., III, S. 128.
24 Kronenberg, Äbtissinnen des Barock, S. 64 ff.
25 Ebd., S. 76

1681), dessen Grabstein sich beim Taufbecken in der evangelischen Kirche in Holzminden befindet[26].

Die Aufnahme von jungen Konvertitinnen in Klein Bethlehem bedeutete keineswegs, daß sie Nonnen werden mußten. Nach der Zulassung des Annuntiatenklosters durch den Rat der Stadt Hildesheim war ME gestattet „Kostjungfrauen" zu halten – nach heutigem Sprachgebrauch Pensionärinnen/Internatsschülerinnen. Dadurch war dem Orden, der beschaulicher Natur war, ein zusätzlicher Akzent gegeben, der sich aus der besonderen Diasporasituation jener Zeit erklären läßt. Diese „Kostjungfrauen" waren nicht an das Haus gebunden, hatten also Kontakt mit der Welt und nahmen am Leben der Stadt, vor allem an dem kirchlichen Leben der benachbarten Domgemeinde teil. Eine große Rolle unter den Laien spielten damals Bruderschaften, die nicht nur für männliche Mitglieder bestimmt waren. Im Dom konnten die „Kostjungfrauen" die feierlichen Messen und Andachten besuchen. Deutsche Choräle, die bis heute noch den Grundstock unserer Gesangbücher bilden, kamen dem Volksgemüt sehr entgegen und gaben Anleitung zur Betrachtung der Passion des Herrn und zur Nachfolge Mariens. So wurde auf Empfehlung des Fürstbischofs Jobst Edmund am 18. 9. 1688, die von den Jesuiten geförderte Bruderschaft der „Todesangst Jesu" in der Antoniuskirche zu Hildesheim gegründet, die noch den Ersten Weltkrieg unseres Jahrhunderts überlebte[27].

Besonders beliebt war beim Volk die Marienverehrung in der Rosenkranzbruderschaft, die auch noch in unser Jahrhundert hineingeht. Die Jugend hatte ihre Marianischen Kongregationen bzw. Sodalitäten. So bestanden am „Marianum Josephinum" die „Sodalitas Angelica" für die unteren Klassen und die „Sodalitas Mariana" für die älteren Schüler. Aus dem Jahre 1651 ist die Gründung der Marianischen Kongregation „B. M. V. Annunciatae" nach Balkenholl verbürgt[28]. Im Namen dieser Gemeinschaft war das Bekenntnis der damaligen Jugend zu diesem Grundgeheimnis christlichen Glaubens ausgedrückt, wie man es auch im Annuntiatenorden fand. In der Regentschaft des Fürstbischofs Jobst Edmund, der im Gegensatz zu seinen Vorgängern in seiner Bischofsstadt dauernd residierte[29] und engen Kontakt mit den Annun-

---

26 Kronenberg, Das gefährliche Leben des Grafen Alexander zu R., in Gandersheimer Chronikblätter, 1973, Nr. 1, S. 1 ff.

27 Bertram, ebd., III, S. 99.

28 Schnürer, ebd., S. 279, 374. Die Sodalitäten gehen auf den Lütticher Pater Leunis zurück, der 1563 eine solche Sodalität gründete; Balkenholl, Zur Geschichte des Josephinums, in Bischöfl. Gymnasium Josephinum, Hildesheim, S. 12.

29 Vorgänger und Nachfolger von Jobst Edmund – bayrische Prinzen u. gleichzeitig Kurfürsten – residierten in Köln bzw. Bonn.

tiaten pflegte, wurde auch die Liturgie der großen Feste Fronleichnam und Ostern volkstümlicher gestaltet, wie es ME von Rantzau mit ihrem „Ceremonial" (1691) für Klosterfeste versuchte. Bei Prozessionen wurde nach Bertram die sog. „Goldene Madonna" aus Bernwards Zeiten getragen. Die im 17. Jahrhundert barockisierte Statue erhielt kürzlich auf Veranlassung des 1975 verstorbenen Dombibliothekars Hermann Engfer wieder ihre ursprüngliche, archaische Gestalt und wurde am Maria-Himmelfahrts-Tag 1975 durch Bischof Heinrich Maria Janssen, Hildesheim, der Diözese in einem feierlichen Gottesdienst im Dom wieder übergeben.

Rückschauend hat die Öffnung des Annuntiatenklosters zur Welt durch die „Klosterjungfrauen", die in Klein Bethlehem auch Unterricht erhalten haben dürften, dazu beigetragen, eine Gruppe von Mädchen und Frauen heranzubilden, die sich in der kritischen Phase der Solidierung der katholischen Kirche im 17./18. Jahrhundert bewähren konnten, sei es in der Welt oder im Kloster.

Während in evangelischen Damenstiften durchweg die Gepflogenheit galt, nur Damen von Rang aufzunehmen, hat ME ihr Haus für alle Schichten der Bevölkerung geöffnet, was sich durch die Klosterlisten der Oberinnen nachweisen läßt[30]. ME's soziale Haltung und Verantwortung zeigt sich ferner sehr deutlich in ihren Briefen an ihre Verwandten, wenn sie diese bat, sich selbst im Essen und in der Kleidung zu beschränken und den Armen zu dienen:

„... soviel wie möglich viele Bankette und unnötige schöne Kleidung, so überflüssig, abzutun, in ihren Häusern nicht zuzugeben, daß Gott erzürnet wird mit Fluchen, ihr Gesinde und Bediensteten zu Gebet und Gottesdienst reizen, Kranke besuchen, Arme bekleiden und zu bedenken, daß wir alle mit Christi Blut erkauft sind ..., unserm armen Nächsten zu dienen und daß Gott in Dir wohnt, welcher uns Werke der Barmherzigkeit geboten ..." [31].

Anläßlich einer schweren Erkrankung gab ME noch einmal ökumenische Hinweise in dem mehrfach erwähnten „Sendschreiben" von 1697. Sie rät zum Studium der Schriften des evangelischen Kontroverstheologen Johannes Petersen, Hannover, und betont aber gleichzeitig die

---

[30] Nach Kratz, ebd., S. 302: Fünf Oberinnen: Maria Dorothea Bollmann († 1727), Maria Luitgardis Franziska Busch († 1769), Maria Cherubim Theresia Turtual († 1711), Maria Angela Viktoria Frohn († 1772), Maria Augustina Turtual († 1810). Nach deren Tode konnte wegen der inzwischen erfolgten Säkularisation nur eine Subpriorin mit der Leitung des Klosters beauftragt werden. Auf Vorschlag des Erzbischofs Franz Egon genehmigte die Regierung in Kassel Schwester Maria Luitgardis Aloysia Schlebusch als Subpriorin ...

[31] Brief an Christian, 1652, Archiv Breitenburg Nr. 90–96 und Sendschreiben 1697, Nr. 70 ff.

alte Verbindung ihrer Familie mit dem katholischen Glauben. Realistisch genug geht sie am Schluß des gleichen Schreibens von dem Vorhandensein der beiden Konfessionen in ihrem Geschlecht aus. Sie wendet sich darum an die evangelischen Mitglieder der Familie mit der Bitte, das Studium des Evangeliums und der Kirchenväter zu „betreiben", an die katholischen Angehörigen aber für ihre Seelenruhe „demütig zu beten" [32].

Die Annahme, daß der Tod nahe sei, erfüllte sich nicht. Vielmehr hatte ME ein langes Krankenlager zu ertragen. Kratz schließt auf Schlaganfall. Ihre Unterschriften bei den erhaltenen Verträgen werden mehr und mehr rustikal breit und stark abfallend. Man kann daraus auf Behinderung der Hand bzw. der Augen schließen.

Maria Elisabeth von Rantzau starb am 6. Februar 1706 im Alter von 77 Jahren[33]. Ihre letzten Worte an den Konvent lauteten: „Einigkeit, Liebe, Befolgung der Regel" – drei Weisungen, die auch das Programm ihres Lebens umreißen. Ihr Tod wurde durch eine hochoffizielle Anzeige in lateinischer Sprache den Verwandten und Freunden mitgeteilt, woraus zu schließen ist, daß sie weit über den Rahmen ihres Klosters bekannt war.

Die Todesanzeige von ME, die der 1966 verstorbene Domkapitular Friedrich Schneider, der langjährige Betreuer von Klein Bethlehem, in Besitz hatte, wurde erstmalig in der Zeitschrift „Unsere Diözese" von Domkapitular Prof. Dr. Algermissen zwischen den Fotos von Leibniz und Stensen veröffentlicht[34]. Die Übersetzung der Anzeige[34a] (s. Abb. 17) lautet:

Jesus Maria Annuntiata

zu Hildesheim

Im Jahre 1706 nach der Geburt des Herrn durch die Jungfrau Maria
entließ ihren Geist am 6. Februar
im Kloster der seligen Jungfrau Maria Annuntiata,
vorher gestärkt mit den Sakramenten der Kirche,
im Beisein der frommen Mitschwestern
und gottesfürchtigen Töchter,
demütig ergeben in den göttlichen Willen,
stärker von dem brennenden Verlangen nach der göttlichen Liebe
als durch Fieberglut und heftiger Krankheit verzehrt,

---

32 Sendschreiben 1697, Archiv Breitenburg, S. 70 ff.
33 Zu den Lebensdaten vgl. die Anmerkung zu Kap. I dieser Studie.
34 Scherz, ebd., U. D. 1962 mit Nachschrift von Prof. Algermissen.
34a Übersetzung OStR Schmidt-Degenhard.

im 77sten Lebensjahr und 52sten Jahr ihres Ordenslebens,
durch Verdienst und Tugend reifer für den Himmel als durch
Jahre und Alter,
zwischen der 9. und 10. Matutin,
ganz hingegeben an den himmlischen Bräutigam

die ehrwürdige und erlauchte Herrin
Maria Elisabeth Gräfin von Rantzau
Witwe des erlauchten Herrn Josias von Rantzau
Marschall der französischen Krone.

Die erlauchte Herrin hätte den Ruhm ihrer Ahnen durch nichts leuchtender erstrahlen lassen können als dadurch, daß sie niedrigsten Dienst auf sich nahm und voller Tugend ihr Geschlecht und die Ehre ihrer Familie adelte. Als hohe Adelige mit zahlreichen Titeln wußte sie sich zu bewähren, solange sie durch ihre Ehe dieser Welt verbunden war. Später jedoch verschmähte sie aus innerem Antrieb das glanzvolle Leben und zog die Lilien eines klösterlichen Lebens in frommer Aufwallung ihres Herzens den dornigen Rosen einer Ehe vor. Sie war eine überaus großherzige Gründerin unseres Klosters. Während sie den Grundstein dazu legte, entwarf sie tiefgreifende Regeln für letzte Verinnerlichung, mit denen sie das Amt der bei uns allseits geliebten Priorin zur Vollkommenheit führte. Dieses Amt füllte sie fast 40 Jahre aus und zeigte in ihrer Person beständig das ideale Vorbild religiösen Lebens nach den strengen Regeln unserer heiligen Institution. Während ihres Klosterlebens verlangte diese edle Seele trotz ihrer erlauchten Abstammung keine Bevorzugung, sondern verrichtete die niedrigsten Arbeiten einer Frau. Im Wissen um den unter den eucharistischen Gestalten verborgenen Bräutigam ihrer Seele verbrachte sie ihr Leben in frommer Sehnsucht, so daß ihre Seele eher dort war, wo sie liebte, als hier, wo sie lebte. In ihrer Gottesliebe ließ sie nicht ab, vor den Menschen die Stätte seiner Verehrung (Klosterkapelle) auszuschmücken. Sie war eine überaus gütige Mutter der Armen und füllte ihre Tage mit den Werken der Barmherzigkeit. Von Tugend durchdrungen, frei von jeder Verstellung, entflammte sie durch ihre mitreißenden Worte die Herzen ihrer frommen Töchter zum Verlangen nach dem Himmel und seinen ewigen Freuden, stärker als jeder Magnet.

Wir wollen fest darauf vertrauen, daß diese tugendreiche Braut Christi schon jetzt die so sehr ersehnte Gemeinschaft mit Ihm in der ewigen Seligkeit genießt. Sollte dennoch vielleicht irgend ein Makel eine Verzögerung dieses seligen Zustandes bewirken, so erflehen wir von Euch, der liebenden Gemeinschaft der Gläubigen, eure innigen, fürbittenden Gebete.

Sie möge ruhen in Frieden

Die Mitschwestern betteten ihre Priorin im Kreuzgang des von ihr errichteten Klosters. Bei dem Bombenangriff 1945 wurde Klein Bethlehem, das 1856 von den Vinzentinerinnen in Hildesheim übernommen war, vernichtet und damit auch das Grab von ME. Ein Foto vom Grabstein ist im Besitz des Grafen Ulrich von Rantzau, Braunschweig. Der Stein zeigte auf der Vorderseite das Wappen der ME von Rantzau[35], die Rückseite soll die Inschrift getragen haben:

Die „Hochwohlgeborene Frauw Maria Elisabeth Gräfin von Rantzauw des Herren Graffen Josias von Rantzauw Cronen-Marschalk in Franckreich hinterlassene Witwe ist zu Paris im Orden de l'Annuntiade geistlich geworden 1655 und in Hildesheim gekommen und dieses Kloster angefangen zu stiften und in Gott selig entschlaffen Anno 1706 dem 6. Februar. Aetatis 17. Profess 52. Regiminis 40." [36]

Als Lehrmeisterin des spirituellen Lebens

Aus der Todesanzeige ist ersichtlich, welche Verehrung ME in ihrem Konvent genoß, und welchen Einfluß sie auf ihre Mitschwestern ausübte. An der Intention ihres strengen, beschaulichen Ordens, der Verehrung des Geheimnisses der Menschwerdung Christi und seines Fortlebens in der Eucharistie entzündete sich immer wieder ihr geistliches/geistiges Leben und ihre Berufung zur Nachfolge des Herrn in äußerster Armut. Denn, so folgerte ME „Liebe verlangt Nachahmung" im Sinne nachvollziehender Teilnahme am Leben des menschgewordenen Gottes, des unscheinbaren, erniedrigten, gedemütigten, menschlich betrachtet, erfolglosen Herrn in der Armut von Bethlehem und Nazareth. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis des Lebens von ME. Sie, die Tochter eines alten, reichen Geschlechtes, die gefeierte Marschallin am prunkvollsten, europäischen Hofe des 17. Jahrhunderts, wählte bewußt die äußerste Armut im Annuntiatenkloster als offenen Affront gegen den Geist der Zeit, als Absage an den im Diesseits verhafteten Barockmenschen, der die Nöte der breiten Masse und die schreiende Diskrepanz zwischen Armen und Reichen nicht erkannte. Eine Spiritualität, die

---

[35] Das Wappen zeigt einen zweifach gekrönten Schild, mitten durchschnitten, rechts ein goldenes, links ein silbernes Feld, an zwei im Andreaskreuz gelegte französische Marstallstäbe geheftet – Wappenspruch: „magni hominis umbra".

[36] Das auf Abb. 20 gezeigte Wappen ist nicht von dem Foto des Grabsteins übernommen, da letzteres fototechnische Schwierigkeiten bereitete. Statt dessen ist ein Foto von dem heute nach erhaltenen Wappen der ME von Rantzau, angebracht am Hause Wohl 39 b, benutzt worden.

mit ähnlicher Begründung auch heute wieder Menschen erfaßt. So Charles de Foucauld (1858–1916), ein Mann von Welt, ein Offizier, ein Priester und schließlich ein Wüsteneinsiedler. Auch für ihn wurde die stetig wachsende Teilnahme am Leben des menschgewordenen Gottes in der Armut und Verborgenheit von Nazareth zum Lebensprinzip[1]. Sein Leben in tiefster Armut und Verborgenheit unter den ärmsten Wüstenbewohnern der Sahara wurde für manche geistliche Kommunität der Jetztzeit zum Vorbild, so für die „Kleinen Brüder" und „Kleinen Schwestern von Jesu" und für die Arbeiterpriester.

Über die letzte Lebensphase von ME mit ihrer Krankheit, die auf neun bis zehn Jahre angesetzt werden kann, sind keine Einzelheiten bekannt. Dennoch wird diese Zeit in spiritueller Hinsicht für ME und ihre Mitschwestern von besonderer Bedeutung gewesen sein. Ein tapfer durchgestandenes Leiden, sei es körperlicher oder seelischer Natur, gilt in Hagiographien oft als Läuterung und Vervollkommnung im geistig-seelischen Bereich. Wenn dem so ist, dann hat ME einen hohen Grad erreicht. Doch diese Art der Bejahung des Leidens unter spirituellem Aspekt ist in der Kirchengeschichte nicht einmalig. ME unterscheidet sich aber in ihrem Idealismus und ihrer Spiritualität von anderen durch ihre persönliche Intention, die sie mit ihrem Ordensleben verband. ME wollte „Opfer sein" für die Reunion der Konfessionen. Ein Opfer, das um so größer ist, je weniger sichtbar der Erfolg ihr und ihren Freunden beschieden war. Sie gründete ihr blindes Vertrauen darauf, daß der ökumenische Gedanke im Hohenpriesterlichen Gebet des Herrn am Abend vor seinem Tod verankert sei (Joh. 17, 21–23). Nur ein tiefgläubiger Mensch vermag äußeren Mißerfolgen zum Trotz den Glauben an seine Sendung wachzuhalten und die Umgebung für seine Ideale zu „entflammen". Auffallend ist die hohe Zahl der Ordenseintritte zu Lebzeiten von ME, zum Teil veranlaßt von Niels Stensen[2]. Die für den Eintritt in den Orden verfaßte Ausgabe eines besonderen Zeremonials spricht für ME's Hoffnung auf weiteren Ausbau des Klosters in Hildesheim.

Gleich großen Gestalten in der Kirchengeschichte – wie Franz von Assisi, dessen soziale, ja radikale Haltung die Jugend immer wieder begeistert oder die jüngst ernannten Kirchenlehrer Katharina von Siena und Therese von Avila (1970) – war ME nicht eng in ihrer geistlichen Entwicklung auf sich selbst bezogen, sondern weit geöffnet für die Aufgaben ihrer Zeit. In der Verborgenheit ihres Klosters wollte sie

---

1 Écrits spirituels, Paris, 1933; Nouveaux spirituels, Paris, 1950; Pensées et maximes, Paris 1953; Charles de Faucauld, Der letzte Platz, 6. Auflage, Einsiedeln, 1957/67, S. 8 ff., S. 18/19 u. a.

2 Vgl. S. 134 dieser Studie.

helfen, die Zerrissenheit in Kirche und Welt zu überwinden und die Solidarität mit den sozial Schwachen und den politisch Unterdrückten durch ein Leben in äußerster Armut und im Einsatz für andere exemplarisch kundtun. Das innere Leben einer solchen Persönlichkeit ist ein Geheimnis Gottes.

C

Das Annuntiatenkloster in Hildesheim nach dem Tode von Maria Elisabeth von Rantzau

Vom Annuntiatenkloster in Hildesheim als Institution nach dem Tode von ME sind einige Unterlagen und Urkunden im Hildesheimer Stadtarchiv und im Staatsarchiv Hannover erhalten geblieben. Sie betreffen Personalien, Um- und Erweiterungsbauten des Hauses, Schwierigkeiten mit der Alt- und Neustadt wegen Grunderwerb und die Auflösung des Ordens. Diese Dokumente, erweitert durch frühere Quellenstudien von Zeppenfeld und Kratz, sowie einige Fotos im Besitz der Verwandten und der Vinzentinerinnen in Hildesheim geben noch eine gewisse Vorstellung vom ehemaligen Kloster Klein Bethlehem bis zur Zerstörung 1945. Der Hauptteil des Vorderhauses mit der Fachwerkfassade und den Wappen des Annuntiatenklosters und der Familie Brabeck-Hatzfeld ging auf eine Restaurierung der Familie von Brabeck zurück[1]. Ein Balken der Hausfront trug die Inschrift „erbaut im Jahre des Aachener Friedens", worin sich die Anteilnahme der Schwestern am politischen Geschehen ausdrückt.

Die Annuntiaten, im Volksmund „französische Nonnen" genannt, wie es auf einem Wappen des Klosters für alle sichtbar eingemeißelt ist[2], haben politisch gesehen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unbeschwert leben können. Weder dieser Orden, noch die benachbarten büßenden Magdalenen und die weiteren in der Diözese lebenden Ordensgenossenschaften haben ahnen können, daß die am Ende des 18. Jahrhunderts einsetzende Französische Revolution mit ihren außenpolitischen Auswirkungen unter Napoleon ihre Klöster gefährden könnte. Die kriegeri-

[1] Die Bemerkung von Kratz (ebd., S. 302), daß dieses Haus für die „Dienerschaft" des Klosters bestimmt gewesen sei, läßt Zweifel aufkommen. Sollten damit nicht die Räume für „Klosterjungfrauen" gemeint gewesen sein? Eine Dienerschaft war im Kloster nicht vorhanden. Sie würde die in fast allen Dokumenten testierte Armut der Ordensfamilie bis zum Hungerleiden kaum mitgemacht haben. Im übrigen bestand im Annuntiatenorden, wie in vielen Orden bis in unsere Zeit hinein, die Aufteilung in Chor- und Laienschwestern, wobei letzteren die Besorgung des Hauses und Gartens oblag. Eine Dienerschaft erübrigte sich.

[2] S. Foto, Abb. 20.

schen Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich im letzten Jahrzehnt jenes Jahrhunderts führten über den Frieden zu Luneville (9. 2. 1801) letztlich zum Reichsdeputationshauptschluß und damit zum Reichsgesetz vom 28. 4. 1803. Darin war nicht nur die Auflösung des Fürstbistums Hildesheim und des Hochstiftes, der Einzug der Güter des Domkapitels, der bischöflichen Domänen zugunsten von Preußen verfügt, sondern auch die Säkularisierung der Klöster beschlossen[3]. Das Vermögen aller fundierten Stifter, Abteien und Klöster war fortan dem freien Verfügungsrecht des neuen Landesherrn (für die Diözese Hildesheim der König von Preußen) unterworfen (§ 35 RG). Während die Auflösung der Mannsklöster vom landesherrlichen Entschluß abhing und als Aktion am Ende des Jahres 1803 abgeschlossen war, mußte bei Frauenklöstern das Einverständnis des Diözesanbischofs zur Auflösung eingeholt werden. Auf Grund von Sonderverhandlungen im Dezember 1802 zwischen der Kurie in Hildesheim und Preußen gelang es dem Fürstbischof Egon von Fürstenberg, daß die Frauenklöster bestehenbleiben durften. Dafür hatten sie jedoch, ihrem Vermögen entsprechend, eine Steuer von 5–25 Prozent ab 1. 1. 1803 zu zahlen. Lediglich das Annuntiatenkloster war wegen seiner geringen Einnahmen aus dem Vermögen von der Steuerpflicht entbunden[4]. Doch die Erhebungen über das Vermögen der Frauenklöster liefen weiter. Verantwortlich zeichnete dafür der preußische Unterhändler C. A. Malchus, ehemaliger Domsekretär von Hildesheim, der eng mit den Diplomaten Will von Dom und dem Staatsmann Wilhelm von der Schulenburg-Kehnert zusammenarbeitete. Es überraschte daher nicht, daß am 1. 12. 1810 von der westfälischen Regierung ein Dekret erlassen wurde, wonach alle noch vorhandenen Kapitel, Klöster und geistliche Stiftungen endgültig aufzuheben waren[5]. Beim Annuntiatenkloster, worüber manche Unterlagen im Hildesheimer Stadtarchiv und Hannoverschen Hauptstaatsarchiv Auskunft geben[6], wurde den noch lebenden Annuntiaten

---

[3] Regensburger Beschlüsse des Deputationshauptschlusses.

[4] Konschak, Die Klöster und Stifter des Bistums Hildesheim unter Preußischer Herrschaft, S. 97/98.

[5] Bertram, ebd., III, S. 260 u. Konschak, ebd., S. 15 ff.

[6] Konschak, ebd., S. 7; Zeppenfeldt, ebd., S. 297; Kratz, ebd., S. 15 ff. Das Klostervermögen bestand z. Z. der Auflösung aus Gebäuden in der Klosterstraße und im Wohl (versichert zu 6450 Talern), einem Garten mit kleinem Hause am Bergsteinweg 2, sechs Morgen Ackerland vor Bettmar, 47½ Morgen Meierland bei Bavenstedt. An Kapitalien standen bei der Hildesheimschen Landschaft 37 850 Taler Gold, 3900 Taler Courant; die Einnahmen aus 2½ Kuxen aus der Karolinengrube zu Clausthal und einer Kuxe aus der Grube Katharina Neufang zu Andreasberg, ferner die Anniversarienstiftungen des Christoph von Rantzau, Johannes Kiene, Herrn von Sierstorpf, Hausvogt Jodokus Müller und Dr. Josef Christian Lindner. Der o. a. Besitz darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Einnahmen, die daraus erzielt wurden, oft nicht zum Leben ausreichten.

(11 Chorschwestern, eine Laienschwester) auf Lebenszeit eine Pension und Wohnrecht im Kloster gewährt. Die Konventualinnen erhielten jährlich 200 Taler, die Seniorin noch 50 Taler Zulage, die Laienschwester 100 Taler[7]. Bei dieser Pension ist jedoch zu bedenken, daß die Schwestern zu hohen Kriegskontributionen herangezogen wurden, wogegen sich die Priorin Maria Augustina Constantia wegen der ausfallenden Einkünfte aus den Vermögensteilen verwahrte, jedoch ohne Erfolg[8]. Somit war die finanzielle Grundlage für den Fortbestand des Annuntiatenklosters sehr geschwächt. Darüber hinaus war der Orden durch eine geheime Anweisung zum Aussterben verurteilt. „... gleichzeitig mit der Verfügung vom 31. 12. 1802, in der die Steuerfreiheit dieses Klosters (von Preußen) genehmigt wurde, ging der Zivilkommission eine geheime Anweisung Schulenburgs zu, nach der etwaige Gesuche seines Konventes (nämlich des Annuntiatenklosters) um Vermehrung der Mitglieder ohne Unterschied abzulehnen seien, da man beabsichtige, dieses einer ‚so strengen' Klausur unterworfenen Klosters ganz ‚eingehen' zu lassen und seiner Zeit die freigewordenen Revenuen ‚zu den Domänen zu ziehen'."[9] Somit war zweierlei erreicht: die finanzielle Existenzgrundlage war dem Kloster genommen und mit der letzten Profeßablegung am 14. 9. 1802 war das Aussterben der Annuntiaten besiegelt.

In die nachfolgende Zeit des gewaltsamen Aussterbens des Annuntiatenklosters fällt eine denkwürdige Zusammenkunft der letzten Priorin Maria Augustina mit der Königin Luise von Preußen[10]. Diese nahm auf einer Badereise nach Bad Pyrmont am 19. 6. 1806 Wohnung in der Domdechanei des Freiherrn von Weichs in Hildesheim. Eine an diesen Besuch erinnernde Steinplatte ist bei der Bombardierung 1945 erhalten geblieben und an der neuerrichteten Domdechanei wieder angebracht. Für das Gespräch hatte der Fürstbischof Franz Egon von Fürstenberg der Priorin Ausnahme-Erlaubnis erteilt, daß die Ordensvorschrift zum Tragen eines Gesichtsschleiers bei diesem Besuch entfalle[11]. Auf beiden Frauen lastete bei diesem Treffen die Unsicherheit der Zukunft ihres Landes bzw. ihres Klosters.

Die Annuntiatin Maria Augustina versah als letzte das Amt einer Priorin und starb am 2. 2. 1810. Als Interimslösung übertrug Franz

---

7 Kratz, ebd., S. 303.
8 Hildesheimer Archiv XCI Nr. 28.
9 Konschak, ebd., S. 98.
10 1803 wurde Hildesheim nach Aufhebung des Fürstbistums zu Preußen geschlagen. 1807–1814 stand Hildesheim unter der Herrschaft des neugegründeten Königreiches Westphalen, 1814–1815 wieder unter preußischer Herrschaft. Von 1815–1866 gehörte Hildesheim zum Königreich Hannover, ab 1866 zu Preußen – Deutschland – Bundesrepublik.
11 Kratz, ebd., S. 279/303.

Egon von Fürstenberg der Subpriorin M. Luitgardis Aloysia Schlebusch die Leitung des aussterbenden Klosters, wozu auch die Genehmigung der westfälischen Regierung in Kassel unter Jérôme eingeholt werden mußte. Noch im gleichen Jahr erging das bereits erwähnte königliche Dekret vom 1. 12. 1810 zur Aufhebung aller Klöster. Damit war juristisch gesehen das Annuntiatenkloster aufgelöst. Mit dem Tode der letzten Annuntiatin Maria Augustina am 22. 1. 1856 war dann de facto das Annuntiatenkloster erloschen.

Ein Lichtblick fiel jedoch in das leer gewordene Kloster. Neues Leben bahnte sich in den unbewohnten Räumen unter Bischof Eduard Jakob Wedekin (1849–1870) an. Bei der Übernahme seines Amtes fand er in dem Diasporabistum Hildesheim kein einziges Kloster mehr vor. Darum versuchte er bei der sich neu abzeichnenden politischen Lage durch die Verfassungskämpfe (1848) wieder Klöster, Schulen und Missionsstationen einzurichten. Auf Vorstellungen des rührigen Pius- und Elisabethvereins beantragte er am 28. 2. 1851 beim Ministerium in Hannover die Zulassung von drei Barmherzigen Schwestern (Vinzentinerinnen) aus Paderborn zur Pflege von Armen und Kranken und gleichzeitig als Wohnung für sie die Überlassung des leerstehenden Klosters Klein Bethlehem. Damit wäre die direkte Verbindung zwischen unserer Gräfin Maria Elisabeth zu Vinzenz von Paul, bei dem sie in Paris konvertierte und den Barmherzigen Schwestern, deren Gründer er ist, hergestellt worden.

Der Antrag des Bischofs wurde jedoch am 3. Mai 1851 mit der Begründung abgelehnt, eine Überlassung von Klein Bethlehem sei nicht tunlich[12]. Damit entfiel die vorgesehene Bleibe für die ersten drei Barmherzigen Schwestern, die dann Zuflucht in der Kartaus suchten. Bischof Eduard Jakob gab die Hoffnung aber nicht auf und beantragte erneut 1855 – also kurz vor dem Tode der letzten Annuntiatin – beim Hannoverschen Ministerium die Überlassung des Klostergebäudes, um darin ein katholisches Schwesternhaus einzurichten. Er erreichte schließlich einen Benutzungsvertrag mit Vorkaufsrecht für dieses Gebäude, so daß er schon kurz nach dem Tode der letzten Annuntiatin am 22. 1. 1856 – nämlich am 12. 3. 1856 – das ehemalige Annuntiatenkloster in Besitz nahm. Dort richtete er zunächst eine Art kirchliches Hospital ein, das im September 1848 in eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder unter der Leitung der Vinzentinerinnen umgewandelt wurde. Der Bischof brachte selbst die hohen Einrichtungskosten auf und gründete einen Stiftungsfonds. Aber die Tätigkeit der Nachfolgeschwestern der Annuntiaten wurde bald durch das Klostergesetz vom 31. 5. 1875 während des Kulturkampfes unterbrochen. Bischof Eduard Jakob Wedekin nutzte

---

[12] Bertram, ebd., III, S. 280.

aber das ihm bereits zugestandene Vorkaufsrecht für Klein Bethlehem aus und übergab nach einer kurzen Zwischenlösung mit weltlichem Personal während des Kulturkampfes das ehemalige Annuntiatenkloster am 1. 10. 1888 wiederum den Vinzentinerinnen. Die im folgenden Sommer 1889 neu errichtete Kapelle nahm mit dem Fensterbild von der Verkündigung Mariä wieder die Verbindung zu den Annuntiaten auf. Auch mit dem Namen der Anstalt „Klein Bethlehem" führten die Vinzentinerinnen die Erinnerung an das ehemalige Kloster weiter. Wie ein Kleinod haben sie ein Klosterhabit der Annuntiaten bis zur Ausbombardierung 1945 in Verwahrung gehabt.

Bei dem Mangel an staatlichen Einrichtungen für soziale Notfälle fand Klein Bethlehem so großen Zuspruch, daß 1906 die dort untergebrachten Knaben in den neu errichteten Bernwardshof in Himmelsthür verlegt wurden. Klein Bethlehem selbst bekam eine Säuglingsstation und ein Heim für die Mütter der Kinder. Der ausgeweitete Gebäudekomplex einschließlich der Privaten Schule und ein angeschlossenes Altersheim fielen dem Bombenangriff am 22. 3. 1945 zum Opfer[13].

Auf dem Gelände des ehemaligen Klosters Klein Bethlehem befindet sich heute ein Altenwohnheim, ein Wohnhaus für Caritasangestellte und ein Kindergarten, der nun den Namen St.-Bernwards-Stift trägt[14].

D

Die überzeitliche Bedeutung der Maria Elisabeth von Rantzau für die ökumenische Bewegung

Gebäude können vernichtet, Institutionen dem Untergang anheimfallen, Namen vergessen werden, aber Ideen, die allgemein menschliche Anliegen, wie die des Friedens zum Ziel haben, leben immer wieder auf. Das kann man auch bei den Reunionsbestrebungen von ME feststellen. Außer ihrer Rolle als Reichsmarschallin am königlichen Hofe und ihrer ausstrahlenden Wirkung als Gründerin und Priorin des Annuntiatenklosters in Hildesheim, hat sie durch ihre Lebensintention höchst aktuelle Bedeutung als Vorläuferin unserer heutigen ökumenischen

---

[13] 13 Insassen aus dem Altersheim und der Hausmeister der Anstalt erlitten dabei den Flammentod. Alle Kinder konnten mit Hilfe der Schwestern und des Malermeisters Spilker, Hildesheim, gerettet werden.

[14] Die o. a. Ausführungen über Klein Bethlehem stützen sich auf einen Bericht der Vinzentinerinnen in Hildesheim. Vgl. ferner dazu Bertram III., ebd., 280 ff., und Kratz, ebd., 303.

Arbeit. Wenn auch die Reunionsbewegungen des 17. und 18. Jahrhunderts, sei es in Paris, Wien, Hannover, Helmstedt, Hildesheim keinen sichtbaren Erfolg zeitigten, so ist doch die ökumenische Idee als solche nie untergegangen. Sie ist auch dann nicht erloschen, als – namentlich im 19. Jahrhundert – statt Einigung der großen Konfessionen sich neue Religionsgemeinschaften in Form von zahlreichen Sekten bildeten – religiöse Gruppen, die alle mehr oder weniger ihre Lehre auf Christus und das Evangelium aufbauen, wie es Prof. Dr. Algermissen in seiner großangelegten „Konfessionskunde" in ökumenischer Dimension darstellt. Die Hoffnung auf das Wort des Herrn „das sie alle eins seien" (Joh., Kap. 17, Vers 21) ist auch dann nicht verschüttet worden, als mit der Aufklärung im 19. Jahrhundert und mit der fast gleichzeitig anlaufenden naturwissenschaftlichen und technischen Entwicklung eine anti- und achristliche Welt entstand, die bis in unsere Tage hineinreicht. Bei der Vielfalt von Weltanschauungen und Vorstellungen von Gott, Christus, Heilslehre und Kirche – eine Entwicklung, die alle Schattierungen von offenem Kampf gegen den Andersdenkenden bis zur Tolerierung kennt – sind Rufe nach Wiedervereinigung der verschiedenen Konfessionen immer wieder erstanden. Ernste ökumenische Versuche, mehr oder weniger unbewußt als Folge der nachreformatorischen Bestrebungen, laufen heute wieder verstärkt an, teilweise mit gleichen oder ähnlichen Problemkreisen wie damals: Primat des Papstes, Auslegung des Evangeliums, Aussage von Jesus Christus (nur historischer Mensch oder auch Gottessohn), Eucharistie, Sakramentenlehre allgemein, Fragen, mit denen sich Katholiken und Protestanten gleichermaßen befassen, verstärkt befassen nach dem gemeinsamen Erleben des Zweiten Weltkrieges und des II. Vatikanums. Institute, Kommissionen, Organisationen regionaler und überregionaler Prägung sind tätig. Ich erwähne u. a. nur das Adam-Möhler-Institut in Paderborn, in der unserer Diözese übergeordneten Erzdiözese, das anglikanische Zentrum bei den Benediktinern in Trier, das Bibelinstitut der Protestanten und Katholiken in Stuttgart, den ökumenischen Versuch in Taizé und nicht zuletzt den Weltkirchenrat. Letzterer vereint, wenn auch noch ohne Mitgliedschaft der Katholiken, zahlreiche Vertreter christlicher Kirchen. Bislang hat die katholische Kirche bei seinen Veranstaltungen nur den Status eines Beobachters, wie umgekehrt auch die protestantische Kirche ihre Vertreter als Beobachter in das Vatikanische Konzil und in die Landessynoden entsandte. Dabei kamen Begegnungen von führenden Persönlichkeiten im kirchlichen Raum zustande, die im Anfang dieses Jahrhunderts kaum für möglich gehalten wären. Wenn auch keine Einigung der Kirchen im Sinne einer Verschmelzung unter Aufgabe der Unterscheidungslehren auf absehbare Zeit realistisch erscheint, so ist dennoch ein großer Fortschritt in der Annäherung zu verzeichnen. Eine Toleranz, ein Verstehen-

wollen des Anderen, ein Aufeinanderzugehen im Grundsätzlichen des Christentums ist verheißungsvoll aufgebrochen.

Wie ME und die ihr verwandten Geistesgrößen Herzog Johann Friedrich von Hannover, Nikolaus Stensen, Wilhelm Leibniz u. a. – wenn auch mit unterschiedlicher Beweisführung, aber mit einheitlicher Zielsetzung – die Wiedervereinigung von Katholiken und Protestanten erstrebten, so gibt es auch heute Christen beider Richtungen, denen ein ähnliches Anliegen vorschwebt; daneben jene ökumenisch Gesinnten, denen die allumfassende Gemeinschaft der christlichen Konfessionen im Sinne der Pluralität in der Einheit als eine zu erhoffende Lösung für die Zukunft möglich erscheint.

In jüngster Zeit hat die ökumenische Frage mit Johannes XXIII. neuen Auftrieb bekommen. Von Jugend auf, so vertraute er seinem Tagebuch im Jahre 1896 an, habe er sich der ökumenischen Aufgabe zugewandt und für die „Vereinigung der getrennten Kirchen" gebetet[1]. Dieser Begriff, der nach „Il giornale dell'Anima", 13, 3 zum ersten Mal bei ihm gebraucht sein soll, wird auch von ME in ihren Briefen angewandt. Beim II. Vatikanum benutzte man ihn offiziell in den Dekreten über den Ökumenismus und über die Ostkirchen.

Fast gleichzeitig ist auf protestantischer Seite die ökumenische Frage nicht nur Diskussionsgrundlage für gelehrte Theologen geblieben, sondern hat weite Kreise des protestantischen Kirchenvolkes mit katholischen Gläubigen zusammengeführt. Von allen Zielen und Teilzielen der ökumenischen Bewegung abgesehen, wächst bei vielen das Verständnis für Wiedervereinigung und Einheit als Zeichen der Hoffnung, eine Hoffnung, für welche sich die Nonne, Gräfin ME von Rantzau im Kloster zu Hildesheim opferte. Eine Hoffnung, der Papst Paul VI. bei seinem Besuch in Jerusalem vom 2. bis 6. Juni 1964 eine weltumfassende Auslegung gab, als er die Vertreter der verschiedenen Konfessionen beschwor, der bedrohlich wachsenden Gottlosigkeit in der Welt mit der Einheit aller Christen zu begegnen – ja, darüber hinaus eine Einheit mit allen zu bilden, die noch an e i n e n Gott glauben, seien es Christen, Juden, Islamen, um dadurch Grundlagen für einen dauerhaften Frieden in Kirche und Welt zu schaffen.

---

[1] Johannes XXIII., Geistliches Tagebuch, Freiburg, 1964, S. 33/4.

Aktenanhang

Vorbemerkung:
Die Schriftstücke sind der modernen Schriftsprache leicht angeglichen.

1. Königin Anna d'Autriche an ME von Rantzau

Kondolenzschreiben zum Tode des Reichsmarschalls Josias von Rantzau – Bourg, 24. Sept. 1650 – Vgl. S. 86
Archiv Schloß Breitenburg

Meine (liebe) Cousine!

Ich bin außerordentlich bewegt über den Verlust, den Sie soeben erlitten haben; was mich angeht, bin ich bei der Zuneigung, die ich für meinen Vetter, Marschall von Ransau, empfinde, gleichermaßen bewegt. Der Schmerz, den Sie erlitten haben, ist – wie ich aus eigener Erfahrung weiß – der bitterste, den eine Frau treffen kann. Sie wissen ebenso wie ich, daß man bei großen Schicksalsschlägen, die Gott in seiner Vorsehung zuläßt, sich ihm ganz ergeben muß. Nur von ihm kann man wahren Trost empfangen. Ich möchte meinen Schmerz dem Ihren nicht auch noch zufügen. Was von mir abhängt, und soweit ich von Staats wegen über Ihre Angelegenheiten und Ansprüche unterrichtet bin, kann ich Ihnen versichern, daß ich ihnen besondere Aufmerksamkeit schenken werde. Ich werde anordnen, daß Sie in die Lage versetzt werden sollen, standesgemäß zu leben. Indessen bitte ich Gott, Ihnen die Kraft zu geben, ständig und in christlicher Haltung ein so großes Leid zu ertragen und mir die Mittel zu gewähren, Ihnen lebenslang beizustehen.

Ihre getreue Cousine

Anne

Bourg 24. Sept. 1650

2. Kardinal Mazarin an ME von Rantzau

Kondolenzschreiben zum Tode des Reichsmarschalls Josias von Rantzau – Bourg, 24. Sept. 1650 – Vgl. S. 86
Archiv Schloß Breitenburg

Madame,

Wenn Sie durch den Tod des Herrn Marschall von Ransau einen erlauchten Gatten verloren haben, so ist mir der Freund geraubt worden, auf den ich felsenfest vertrauen konnte, wie auch die Öffent-

lichkeit einen bedeutenden Verlust erlitt. Mein Schmerz erlaubt mir nicht, Sie in Ihrem Leid zu trösten – denn wohl kaum könnte ich Ihre Tränen trocknen, da ich alle Kraft dazu brauchen würde, die eigenen Tränen zurückzuhalten. Ihnen gegenüber kann ich nur zum Ausdruck bringen, wie teuer mir sein Gedächtnis ist, und daß ich mich für Ihre Ansprüche noch mehr einsetzen werde, als bisher für die seinen.

Sollte noch etwas zu erledigen bleiben, können wir es bei Ihrer Rückkehr nach Paris regeln, und Sie werden den Beweis erhalten, daß es nicht nur aus Zuneigung geschieht, sondern daß eine Verpflichtung besteht. Madame, Ihr Ihnen sehr ergebener

Cardinal Mazarin

Bourg, 24. Sept. 1650

3. Kammerpräsident Paul Joachim von Bülow, Celle, an den Stadtsyndikus Dr. Hoffmeister, Hildesheim

Auszug aus dem Bittschreiben für ME von Rantzau vom 19. April 1668 – u. a. Gründung einer Mädchenschule ohne Unterschied der Religion – Vgl. S. 118
Archiv der Stadt Hildesheim XCI Nr. 26

Wolledler und hochgelarter insonders geehrter Herr Syndeci,
geliebter Freund,

Denselben lasse ich hiermit unterhalten sein, daß die alda zu Hildesheimb sich aufhaltende Frau Gräfin von Rantzau unlängst an meinen gnädigsten Fürsten und Herrn geschrieben und berichtet, daß sie ein Haus, von dem Herrn Abt zu St. Michaelis allda erkauft zu dem Ende, das sie zusambt mit etlichen vereinigten geistlichen Frauenspersonen ihre devotiones in der Stille verrichten, auch die jungen Mägdlein ohne Unterschied der Religion, solche ihro von dero Eltern oder Verwandten auf freien Willen auf eine Zeitlang anvertrauet werden möchten, zu jungfraulichen Tugenden erziehen undt zugleich in allerhand kunstlichen Handarbeiten informieren könnten . . .

Paul Joachim von Bülow

4. Herzog Johann Friedrich, Hannover, an die Schutzverwandte Stadt Hildesheim

Antrag vom 10. Aug. 1668 – Unterstützung des Vorhabens von ME von Rantzau – Vgl. S. 118
Archiv der Stadt Hildesheim XCI Nr. 26
(Vom Welfenherzog Georg Wilhelm, Celle, liegt ein ähnliches Schreiben gleichen Datums dort vor)

Von Gottes Gnaden Johann Friedrich
Hertzog zu Braunschweig und Lüneburg

Unsern gunst-gnädigen Willen zuvor, Ehrsamer Weise,
liebe getreue und Schutzverwandte.

Unß hat die alda anwesende Gräfin von Rantzau jüngsthin zu vernehmen gegeben, wasgestallt Sie wol entschloßen, binnen der Stadt Hildesheim eine Hausstätte erkauffen, und ihrem Orden nach, ein Closter daraus aptieren zu laßen, mit inständiger Bitte, weilen sie sich dervobehufs Eures Consenses benöthigt Befünde. Wir mögten Ihro, zu der schleunigen Erlangung deßen, mit gegenwärtiger Vorschrift an mich behülfflich zu statten kommen.

Wann wir dann Hochwolvermeldter Gräfin in solch Ihro ziemlichen Suechen zu willfahren Uns gantz geneigt befinden, alß gesinnen Wir an euch hierdurch in gnaden zuverlaßig, Ihr wollet deroselben, Zu beforderung dero guten und rühmlichen intention mit dem desiderirten consense zu statten kommen, auch Ihro sonst darunter, umb unsernt willen, allen guten und Befordersamen willen erweisen, und alo dieser unser wohlgemeinten Vorschrift fruchtbahrlichen Genuß empfinden laßen. Wir versehen uns deßen, seynt es umb euch, zu allen fürfallenheiten in gnaden zuerkennen geneigt, auch euch mit gunstgnedigem willen beharrlich wolbey gethan. Geben in Unser Residentz-Stadt Hannover den 10. Aug. 1668.

Johann Friedrich

Literaturverzeichnis

Algermissen, Konrad, Konfessionskunde, Paderborn 1969.

— Das dogmatisch-apologetische Schrifttum Nikolaus Stensens, in „Unsere Diözese" (UD) Jahrg. 1953, S. 104, Hildesheim.

— Wittelsbacher Prinzen als Bischöfe von Hildesheim in „UD", Jahrgang 1961, S. 37.

Allgemeines Historisches Lexikon, Leipzig 1730, 1. Bd., 1732 IV. Bd.

Archiv des Vaterländischen Vereins, Hannover 1896, S. 373.

Balkenholl, Joh., Zur Geschichte d. Kollegiums u. Gymnasiums Josephinum 1643–1773; Progr. d. Bischöfl. Josephin. 1897/98, Hildesh. 1898.

Bertram, Adolf, Geschichte d. Bistums Hildesheim, 3 Bde., Hildesheim 1899, 1916, 1925.

Bremond, Henri, Heiligkeit u. Theologie, Regensb. 1962, Übers. von Edith Stein/Teresa Benedicta a cruce u. Thersia Breme OSU, S. 178 ff.

Brockhaus, Konversationslexikon 1817/1854, Artikel Rantzau bzw. Ranzau.

Burckhardt, Jacob, Die Kultur d. Renaissance in Italien, Atlas-V., Köln.

Camus, Jean Pierre, L'esprit de François de Sales, Tournée 1846, Der Geist des hl. Franz v. Sales, Ges. aus den Schriften des I. P. Camus. 2 Bde., aus dem Französischen übersetzt. Wien 1830.

— Homilies des États Généraux 1614–1615.

— Texte établi et commenté avec une introduction et des notes (s. a. Jean Descrains, Genève 1970).

— Harangue funèbre aus obsêques de haut et puissant Seigneur Messire Hosias, Comte etc Rantzau, Paris 1650.

Coste, P., La bien heureuse Louise de Marillac, Paris 1924.

Cronin, Vincent, Louis XIV, aus dem Engl. übersetzt, Stuttgart 1965.

Dankwerth, Caspar, Neue Landesbeschreibung der zwei Herzogtümer Schleswig u. Holstein, 1652.

Daniel-Rops, Vinzenz v. Paul, Heidelberg, 1960.

Dehio, Georg-Gall, Handb. d. deutschen Kunstdenkmäler, Bd. I, Berlin 1949.

Descrains, Jean Pierre Camus, Homilies des États Généraux 1614/15, Genf 1970.

Dissow, Joachim (Pseudonym für Prof. Dr. Albrecht v. Rantzau, Berlin), Adel im Übergang, Kohlhammer, Stuttgart 1961.

Engfer, Hermann, Die Briefe Stensens in UD, Jahrg. 1953, Hildesheim.

— Reichsgraf Christoph zu Rantzau auf Schmoel in „Gymnasium Josephinum" 1969/70.

— Die Dombibliothek und die Beverinsche Stiftung. „Alt-Hildesheim" Nr. 44, 1973, S. 1 ff.

Eckart, Rudolf, Die Fürsten d. Welfenhauses u. ihre Beziehungen zur Kunst u. Wissenschaft, Braunschweig 1895.

Fischer, G. O., Gesch. des Andreanums von 1546–1815, Hildesh. 1862.

Foucauld, Charles de, Der letzte Platz, Einsiedeln 6. Aufl. 1957 (1967).

— Écrits spirituels, Paris 1933; Nouveaux écrits spirituels, Paris 1950; Pensées et maximes, Paris 1953.

Gebauer, Geschichte d. Stadt Hildesheim, Hildesh. 2 Bde., 1924.

— Die Stadt Hildesheim, Hildesheim 1950.

Gerland, Otto, Geschichte des Hildesheimer Feuerlöschwesens als Beitrag zur Hildesheim. Kulturgeschichte. Zeitschr. des Historischen Vereins für Niedersachsen, Hannover 1890/91.

Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Gräflichen Häuser, Verlag J. Perthes 1849, S. 514; 1895 S. 854; 1901 S. 653; 1907 S. 667.

Guhrauer, G. E., Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz, 2 Teile, Breslau 1846.

Guth, Paul, Mazarin, Frankfurt 1973.

Haupt, Richard, Heinrich Rantzau und die Künste, Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte, Kiel 1926.

Havemann, Wilhelm, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, 3. Bd., Göttingen 1857.

Hédélin, François, Lob- und Leichenpredigt auf Josias Graf von Rantzau, Paris 1650 und Übersetzung 1699.

Heimbucher, Max, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, Paderborn 1896.

Heinemann, Otto v., Geschichte von Braunschweig und Hannover, 3. Bd., Gotha 1892.

Henkel, Karl, Handbuch der Diözese Hildesheim, Hildesheim 1917.

Henze, Winfried, Mann des Friedens, Kirchenzeitung, Hildesh., Nr. 41 1975, S. 13.

Herder, Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg Bd. I, 1957. Bd. IV, 1960.

Hildebrand, Joachim, Von mancherlei Aposteln und Apostolischen Satzungen der ersten Kirchen, Wider Caspar Sevenstern zu Hildesheim, Hannover 1671.

Hirschfeld, Peter, Herrenhäuser und Schlösser in Schleswig-Holstein, Deutscher Kunstverlag, Aufl. 1959.

Hübner, Johannes, Genealogische Tabellen, Bd. 2, 1727; Bd. 4 1733, Leipzig.

Hypolyt, Helyot, P., Geschichte aller geistlichen u. weltlichen Kloster- u. Ritterorden für beiderlei Geschlechtes. Leipzig Bd. IV, 1754.

Jan, Helmut von, Geschichtlicher Überblick über die Bischofs- und Hansestadt Hildesheim, „Alt-Hildesheim", Jahrbuch für Stadt u. Stift Hildesheim. Nr. 42, 1971.

Jöchers, Gelehrten-Lexikon, Bd. I und Bd. III, Leipzig 1750/51, Repr. Hildesheim 1960/61.

Johannes XXIII., Geistliches Tagebuch, Freiburg 1964.

Kiefl, Franz Xaver, Der Friedensplan des Leibniz zur Wiedervereinigung der getrennten christl. Kirchen, Paderborn 1903.

— Leibniz, Die Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen, in UD Hildesheim 1962.

Klopp, Otto, Historisch-politisch u. staatswissenschaftl. Schriften des Leibniz, 11. Bd., 1884, darin: Das Verhältnis von Leibniz zu den kirchlichen Reunionsversuchen in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Konschak, Ernst, Die Klöster u. Stifter des Bistums Hildesheim unter preußischer Herrschaft 1802–1806, Dissertation, Münster 1919.

Konzilsdekrete, Paulusverlag, Recklinghausen 1966.

Kratz, Joh. Michael, Zur Geschichte des Annuntiatenklosters Klein Bethlehem, St. Bernwardsbl. Nr. 35–38, Hildesheim 1891.

Kronenberg, Kurt, Äbtissinnen des Barock, 1665–1713, Gandersheim 1961.

— Das gefährliche Leben des Grafen Rantzau, Gandersheimer Chronikblätter 1973.

Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, Bd. II/4 Stadt Hildesheim: Kirchl. Bauten; II/4 Stadt Hildesheim: Bürgerliche Bauten. Herausgeg. von Adolf Zeller und Doebner, Hannover 1912.

Larousse du XX^e siecle, 5. Bd., Paris 1932.

Lauenstein, Joachim B., Historia Diplomatica Episcopus Hildesiensis, Hildesheim 1740.

Ludwig XIV., Königes in Frankreich wunderwürdiges Leben (anonymer Verfasser) Riegel, Frankfurt/Leipzig 1709.

Mittwochenblatt, Hildesh., 21. Febr. 1821, Nr. 8.

Meinecke, F., Die Idee der Staatsraison, 3. Aufl., München 1932.

Neumann, Itzehoe, Bibliothekar Schloß Breitenburg, Private Aufzeichnungen.

Nigg, Walter, Große Heilige, Zürich 1946.

— Vom beispielhaften Leben, Freiburg 1974.

Noodt, Johann Friedr., Versuch einer unparteiischen histor. Nachricht von den Namen . . . der hochadeligen Ranzowischen Familie, Schleswig 1733.

Novak, Joseph, Oliver Plunket, Hildesheim 1975.

Pastor, Geschichte der Päpste, Löwitt, München.

Philippson, Martin, Das Zeitalter Ludwig XIV., Berlin 1897.

Prange, W., Christoph v. Rantzau „auf Schmoel und die Schmoeler Leibeigenschaftsprozesse; Quellen u. Darstellungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins" Bd. 49, Neumünster 1965.

Plovgaard, Hedwig, Elisabeth Rantzau, in Stenoniana, Kopenhagen 1955.

Pufendorf, Samuel v., Schwedische u. deutsche Kriegsgeschichte von Gustav Adolfs Feldzug in Deutschland bis zur Abdankung der Königin Christine, Frankfurt/M., Leipzig 1688.

Ranke, Ludwig v., Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten, Koehler-Verlag, Stuttgart 1953; Französische Geschichte im 16. u. 17. Jahrhundert, Stuttgart 1954.

Rantzau, Karl v., Das Haus Rantzau. Eine Familienchronik, Celle 1884.

Reimann, Jakob Friedrich, Historie derer teutschen Gesänge u. Gesangbücher in den Kirchen der Stadt Hildesheim, Hildesh. 1734.

Retz, de, Mémoires du Cardinal de Retz. Amsterdam 1718.

Richelieu, Armand Jean du Plessis, Mémoires sur l'histoire de Richelieu, Köln 1667.

Rosen, Johann von, Erinnerungen an Msgr. Niels Stensen, Hildesheim 1962, S. 47, Anm. Nr. 31.

Scherz, Gustav, Niels Stensen u. Leibniz, in „Theologie u. Glaube", Paderborn 1951.

— Drei Stensenbriefe in UD, Hildesheim 1953.

— Niels Stensen und Frau Hedwig Maria Elisabeth von Rantzau, UD, Hildesheim 1962.

Schnath, Georg, Geschichte Hannovers, 1. Bd. 1674–1714. Hildesheim/Leipzig 1938.

Schnürer, Gustav, Katholische Kirche und Kultur in der Barockzeit, Paderborn 1937.

Schoenebeck, Adrien, Courte et solide Historie de la fondation des ordres religieux avec les figures de leurs habits, Amsterdam 1638.

Schuchert-Schütte, Die Kirche in Geschichte und Gegenwart, München 1970.

Seppelt, Franz Xaver – Georg Schwaiger, Geschichte d. Päpste, Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin 1964.

Siebenstern (Sevenstern) Kaspar (gegen Joachim Hildebrand). Gespräch über die Frage: Warum wilt der nicht Römisch Catholisch werden?, Hannover 1669.

Sonntagsblatt, Jahrgang IV, 1811, Nr. 20, Hildesheim „Annuntiatenkloster".

Spilker, B. C., Historische topographische statistische Verschreibung der königlichen Residenz Stadt Hannover, Hannover 1819.

Stenoniana Catholica, Kopenhagen Nr. 1, Nov. 1955 u. Nr. 3, April 1960.

Stensen, Niels (Stensen Nicolai), Opera Theologica, Bd. I. Hafniae. Nyt Nordisk Forlag 1941.

— Epistolae et Epistolae ad eum date, I–II, ed.: Hafniae, Friburgi 1953.

Theatri Europaei, IV. Teil, 1638–1643, Frankfurt 1692.

Theatrum pacis, Endter, Nürnberg 1668.

Uradeliges Taschenbuch, Gotha 1909, Verlag J. Perthes, S. 632.

Zedler, Großes Universallexikon aller Wissenschaften und Künste 1741, Bd. 30 Leipzig/Halle, 1741 Repr. Gratz 1961.

Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächs. Kirchen-Geschichte, Braunschweig 1908.

Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinsche Geschichte, 56. Bd., Kiel 1926.

Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen, Hannover, 1895/96.

Zeischrift „Unsere Diözese in Vergangenheit und Gegenwart" (UD), Hildesheim 1953, 1961, 1962.

Zeitschrift „Die Kirchen des Nordens", Jahrbuch 1951, Opladen.

Zeppenfeldt, Historische Nachrichten von dem aufgehobenen Annuntiatenkloster, Sonntagsblatt, Jahrg. IV, 1811, Nr. 20, Hildesheim.

Verzeichnis der Abbildungen

1 Original im Besitz von Dr. von Rumohr, Drült.

2, 3, 4 Galerie Schloß Breitenburg.

5 aus Joachim Dissow, Adel im Übergang.

6, 7 aus Daniel-Rops, Vinzenz von Paul.

8 aus Schnath, Geschichte Hannovers, Bd. 1.

9 Galerie Schloß Breitenburg.

10 Archiv der Stadt Hildesheim.

11 aus Bertram, Geschichte des Bistums Hildesheim, III.

12 aus Engfer, Christoph zu Rantzau, Gymn. Josephinum 1969/70.

13, 14 aus „Unsere Diözese" 1962.

15 Beverina Hildesheim.

16 Archiv der Stadt Hildesheim

17 aus „Unsere Diözese" 1962.

18, 19 Sammlung Vinzentinerinnen, Hildesheim.

20 Wappen, heute, Hildesheim, Wohl 39.

Das Kanonikerstift S. M. Magdalenae, genannt „im Schüsselkorbe"

Von Erich Riebartsch

Ende Februar 1976 zog das Bischöfliche Schulamt von Domhof 15 in die Räume des Domhofs Nr. 21 um. Es ist die Stelle, an der 500 Jahre lang die bischöfliche Hofkapelle gestanden hat. An dieser Kapelle bestand ein Stift mit zunächst vier Kanonikaten, die später auf acht vermehrt wurden. Geweiht war die Kapelle der hl. Maria Magdalena, aber alsbald bekam sie einen Zunamen, der oft als einziger benutzt wurde. Er hieß „in cartallo", zu deutsch „im Schüsselkorb".

1. Kapitel

Vorgeschichte und Gründung

Jahrhundertelang wurde eine Tradition bewahrt, die das Stift als Nachfahren eines Klosters an derselben oder einer nahegelegenen Stelle betrachtete. Der Prokurator des Hildesheimer Fürstbischofs, Gruber, schrieb um 1770 eine nicht vollendete „Geschichte der Hof- und Kollegiatkapelle Sanctae Mariae Magdalenae genannt Schüsselkorb in Hildesheim"[1]. Darin gibt er die alte Überlieferung in zweifacher Version wieder.

Zwei Lesarten

Die eine besagt, Bischof Wigbert (880–903) habe ein Jungfrauenkloster nahe seinem Bischofshause errichtet und dorthin die Insassinnen eines durch Kriegsläufte gefährdeten Klosters „vom heiligen Berge an der Weser aus dem Kloster Horn(?)" geholt. Er nennt als unmittelbare Gefahr die verlorene Schlacht bei Ebsdorf 880, in der die Nordmänner und Dänen den Sieg errangen. Diese „Layschwestern" (= Kanonissen) waren beauftragt, so die Tradition, das Küchen- und Tafelgeschirr der Bischöflichen Residenz zu reinigen, das durch Bedienstete in Körben aus

[1] Dombibl. Hild. Hs. 336 a.

dem Bischofshaus gebracht wurde. Daraus sei der Name Schüsselkorb entstanden[2].

Nach der anderen Lesart soll der hl. Godehard dort, wo jetzt (um 1750) die Magdalenenkapelle noch steht, ein Männerkloster für einige wenige geistliche Brüder erbaut haben, die unter anderem mit Schreiben, Malen und anderen Handarbeiten beauftragt waren. Das Kloster sei zu Ehren der Himmelfahrt Christi geweiht gewesen.

Die Vorgeschichte des Stiftes

Gruber hat selbst die Richtigkeit dieser Traditionen bezweifelt und jedem seine eigene Meinung überlassen. Heute wissen wir jedenfalls, daß das Stift der hl. M. Magdalena seine Entstehung dem Amt der bischöflichen Kapläne verdankt. In den Bistümern gab es schon früh Kapläne des Bischofs, die ihm in geistlichen Funktionen und auch Verwaltungsaufgaben beistanden. Unter Bischof Godehard wird bereits eine capella episcopalis erwähnt[3]. Bischöfliche Kapläne werden ausdrücklich im 12. Jahrhundert erwähnt[4].

Früher hatte man gemeint, Bischof Siegfried habe erstmals eine Hofkapelle erbaut. Doch schon Ignaz Zeppenfeld hat diese Ansicht zurückgewiesen[5]. Jetzt wissen wir aber genau, daß es bereits vor dem Schüsselkorb eine, ja sogar zwei bischöfliche Hofkapellen gab, und daß das Magdalenenstift der Nachfolger ist.

Als nämlich 1965 bei der Neugestaltung des Platzes zwischen dem Hauptportal des Domes und dem jetzigen Generalvikariat Fundamente einer Kapelle entdeckt wurden, nahm man Notgrabungen vor, die zu wertvollen neuen Erkenntnissen führten[6]. Gefunden wurden Fundamente einer Kapelle von 8,9 m zu 5,0 m im Winkel zwischen dem Mittelbau des Generalvikariates und seinem sogenannten Ostflügel zum Kleinen Domhof hin.

Im Zusammenhang dieser Entdeckung und der Grabungen in der ehemaligen Residenz der Bischöfe ergab sich mit großer Sicherheit folgen-

---

[2] Siehe auch Letzner, Hildesheimsche Chronik II, Cap. 22, Dombibl. Hild. Hs. 85.

[3] Leibniz, Script. rer. Brunsvic. I., 494 Zitat a. d. Chron. Episc. Hild.: ... „homo Werinus nomine iam per viginti et eo amplius annos in Capella Episcopali incolumis deservit."

[4] Barth, Das bischöfl. Beamtentum i. Mittelalter, 1900, S. 81. Angeführt bei M. Hamann, Die Hildesheimer Bischofsresidenz; i. „Nieders. Jahrb. f. Landesgesch.", Bd. 36, 1964, S. 33, Anm. 31.

[5] Beiträge z. Hildesh. Gesch. II., 1829, S. 146.

[6] J. Bühring, Bericht z. Grabung auf d. Domhof zu Hildesheim, in: „Niederdeutsche Beitr. z. Kunstgeschichte", Bd. VI, S. 9 ff., ferner: Bühring, Beiträge... Kurzfass. in „Unsere Diözese" 1966, S. 22 f.

des Bild. Ob der Bischofshof schon von Anfang an an der Stelle des jetzigen Generalvikariates stand oder an der Südseite des Domes, an der es Wohnungen für Geistliche und Bedienstete gab, ist ungewiß. Gute Gründe sprechen aber dafür, daß schon früh der Bischofshof gegenüber dem Westeingang des Domes gestanden hat[7].

Nach dem Dombrand vom 23. März 1046 versuchte Bischof Azelin vergebens, einen großen Dom nach Westen hin zu errichten. Hezilo (1054–1079) baute dann auf den Fundamenten des Altfriddomes neu auf. Er baute aber auch den Bischofshof auf und benutzte die Fundamente des verunglückten Azelinbaues weitgehend für sein Projekt. Es steht fest, „... daß die Baulichkeiten der ehemals fürstbischöflichen Residenz tatsächlich unter voller Nutzung der verbliebenen Fundamente des Azelin-Domes ... errichtet worden sind"[8].

Damals wird auch eine Hofkapelle des Bischofs errichtet worden sein. Der Baubefund macht höchst wahrscheinlich, daß an der neu gefundenen Stelle zwei Kapellenbauten errichtet worden sind, der erste in der Zeit Hezilos, der zweite in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Bühring sagt dazu: „Hiernach könnte die Kapelle nach Bauphase 1 ... durchaus gleichzeitig mit der Residenz entstanden sein. Die Kapelle der Phase 2 ... könnte – nach Abbruch der ersten – im 12. Jahrhundert neu gebaut worden sein."[9]

Nun aber trat eine Veränderung ein, die auch den Abbruch der zweiten Kapelle an dieser Stelle nötig machte. Die Grabung zeigt, daß die bischöfliche Residenz erweitert wurde, und zwar durch einen sog. Ostflügel zum Kleinen Domhof hin. Die Grabung hat ergeben, daß das südliche Fundament der Kapelle vom nördlichen Fundament des neuen Ostflügels überlagert wurde, die Kapelle also dem Neubau weichen mußte. „Es besteht die Vermutung, daß zu dieser Zeit (= Siegfrieds II. 1280–1310) eine Erweiterung des bischöflichen Palastes durch einen Ostflügel im Süden der ehemaligen Kapelle beabsichtigt und durch Neubau der sog. Schüsselkorbkapelle im Norden, als nördlichem Flügelbau, eine U-förmige, zum Westbau des Domes sich öffnende Anlage geplant war."[10] Damit ergibt sich ein klarer Ablauf: erste Hofkapelle im 11. Jh. unter Hezilo; zweite im 12. Jh., zweite Hälfte; Abbruch der zweiten und Neubau einer dritten Kapelle, diesmal an der Nordseite, unter Bischof Siegfried II., zu Ehren der hl. M. Magdalena, und zum Kanonikerstift erhoben.

---

[7] Manfr. Hamann, Die Hildesheimer Bischofsresidenz, in: Niedersächs. Jahrbuch f. Landesgeschichte, Bd. 36, 1964, S. 30.

[8] J. Bühring, Bericht ..., Kurzfass. in „Unsere Diözese", 1966, S. 25.

[9] J. Bühring, Niederdeutsche Beitr. z. Kunstgesch., Bd. VI, S. 42, Anm. 27.

[10] Desgl. Niederd. Beitr. z. Kunstgesch., Bd. VI, S. 39.

Die Gründung des St.-M.-Magdalenenstiftes

In der Chronik der Hildesheimer Bischöfe[11] wird vermerkt, daß Bischof Siegfried den Bischofspalast erneuert und dort eine Kapelle de novo (von neuem) errichtet hat, sowie dort vier Kanoniker angestellt hat. Zu ihrem Lebensunterhalt hat er angeordnet, daß sie vierzig Pfund alljährlich erhalten sollen. Auch hat er den Kanonikern drei Hufen Landes in Rethen zugewiesen.

In einer anderen Fassung der Chronik heißt es: „Er begann eine Kapelle neben dem Bischofshof zu bauen und vollendete sie, stellte dort vier Kanoniker an und trug alles Gute zu ihrem Unterhalt bei."

Die Urkunde der Stiftung ist nicht mehr erhalten. Wie Zeppenfeld erwähnt, war sie zu seiner Zeit bereits verloren (gest. 1833). Aber Gruber, der seine Geschichte der Hofkapelle S. Magdalenen um 1770 schrieb, hat sie noch abschreiben können. Jedenfalls sagt er[12]: „Wie solches alles aus wörtlich folgender Stiftungs Urkunde des mehreren erhellet." Zeppenfeld übernimmt den Text von Gruber[13], aber mit einigen Varianten und Auslassungen.

Ein Problem bildete das Datum der Gründung. Zeppenfeld liest als Datum der Ausstellung das Jahr 1300 Febr. 7. Gruber hingegen schreibt 1307, 13. Februar: Datum Anno Domini M.C.C.C. septimo, Idus Februarii. Gruber setzt also ein Komma hinter septimo. Nach der üblichen Grammatik hätte Zeppenfeld recht, aber mehrere gute Gründe sprechen für die Lesart von Gruber und damit für die Gründung 1307[14].

Der wesentliche Inhalt lautet: Die Stiftung erfolgt zur Ehre Gottes und Vermehrung des göttlichen Kultes mit Zustimmung des gesamten Domkapitels. In der bischöflichen Kapelle werden vier Präbenden eingerichtet, die für vier Kanoniker bestimmt sind. Der Pfarrer von St. Andreas soll zum Unterhalt des Stiftes 40 Pfund Hildesheimer Pfennige zahlen und zwar an vier genannten Samstagen je zehn Pfund. Die Kanoniker unterstehen ausschließlich dem Bischof, der allein berufen, abberufen und Strafen verhängen kann.

Der Titel der Kapelle

In dieser ersten Urkunde wird noch nicht der Titel der Hofkapelle genannt. Dies geschieht am 11. Juni 1309[15]. Es fragt sich, warum die

---

11 Leibniz, Script. rer. Brunsvic., I., 757, II., 796; Mon. Germ. Hist. SS. VII, 867.
12 Dombibl. Hild. Hs. 336 a, S. 6/7.
13 Beitr. z. Hildesh. Gesch., 1829, S. 165.
14 Hamann, a.a.O., S. 42, Anm. 93. Krâtz schreibt d. Text von Zeppenfeld ab: Dombibl. Hild. Hs. 338, Nr. 1.
15 Hoogeweg, UB III, 1701, Beitr. z. Hildesh. Gesch. II., S. 165.

Kapelle diesen Titel trägt, obwohl schon seit 1235 ein Kloster der büßenden Schwestern S. Maria Magdalena bestand. Solche Doppelungen am selben Ort vermeidet man in der Regel. Die Antwort könnte darin gefunden werden, daß bereits die Vorläuferin der Hofkapelle diesen Titel trug, und vielleicht bereits der erste Bau einer Hofkapelle unter Bischof Hezilo. Es widersprach dem Gefühl der Kirche, einen einmal erteilten Weihetitel untergehen zu lassen, wenn an Stelle der bisherigen Kirche eine neue errichtet wurde.

Freilich gab derselbe Name für zwei Institute, ein Kloster und ein Stift, gewiß Anlaß zu Verwechslungen. Das wird der Grund sein, weshalb schon bald ein zweiter Name für das bischöfliche Stift geprägt wurde, die Bezeichnung „im Schüsselkorbe", lateinisch „in cartallo". Im Griechischen kommt das Wort als kártalos oder kártallos vor. Es bedeutet einen Korb, z. B. für Obst. Daß man in der deutschen Fassung Schüsselkorb sagte, hängt damit zusammen, daß das neue Stift auf dem Grundstück der bischöflichen Küchen- und Handwerkerhäuser errichtet wurde.

Eine Urkunde Bischof Ottos I. von 1275 spricht z. B. von Knochenhauern, Wurstmachern und Schüsselträgern. Es gab auf dem Gelände des Bischofshofes eine Anzahl von Wirtschaftsgebäuden zu unterschiedlichen Zwecken, und zwar auf dem Großen und Kleinen Domhof. So gab es auf diesem Gelände ein Haus, das den Namen Leppelvoder (Lepelvoder, lat. Coclimen) trug, Löffelbehältnis. Als man den Namen „Schüsselkorb" nicht mehr verstand, stellte man zum Teil phantasievolle Vermutungen an[16]. Recht hat gewiß Zeppenfeld, daß im Schüsselkorb „die von der Tafel gehobenen Schüsseln und Teller in Körben beigesetzt wurden"[17]. Urkundlich taucht diese Bezeichnung zuerst in Platt auf, in einer Urkunde zwischen 1360 bis 1384[18], die einen Herrn „Jan Ploten vom Scottelkorve" nennt, sowie einer anderen 1386 „by dem Schottelkorve beleghen"[19].

2. Kapitel

Geschichte der Statuten und Ordnungen

Für ein Urteil über das Stift der hl. M. Magdalena ist es hilfreich, die verschiedenen Satzungen, die immer genauere Vorschriften enthielten, zu untersuchen, weil sich in ihnen der Geist der betreffenden Zeit widerspiegelt. Meistens werden sie eine Periode des religiösen

---

16 Hann. gelehrte Anz. 1754, St. 61, Sp. 683 f.; ebenda 67., Sp. 949/52.
17 Neues Vaterländ. Archiv 1831, I., S. 247.
18 Doebner, UB II, 459.
19 Desgl. II, 628.

Ernstes offenbaren und Aufschluß über das religiöse Leben geben können.

I. Wenige, allgemeine Normen

Ganz knapp ist das, was aus der ersten Zeit nach der Gründung festgelegt wird. In der Gründungsurkunde des Bischofs Siegfried steht gar nichts darüber. 1309 wird das Einkommen etwas verbessert; dabei stehen wie zufällig und formelhaft die Worte, die Kleriker des Stiftes sollten Tag und Nacht (diebus et noctibus) Gottesdienst verrichten (Meßfeiern und Chorgebet) und Gott eifrig dienen[20]. Bischof Otto erwähnt 1331, daß für Wohltäter des Stiftes Seelenmessen zelebriert werden sollen. Das ist für die ersten mehr als hundert Jahre alles, was wir erfahren.

II. Reformgeist und die Anordnungen des Conolfus

Die Grundlage für eine genaue Ordnung bis zur Reformation wird dann Anfang des 15. Jahrhunderts gelegt. Hier treffen mehrere Faktoren zusammen. Nach einer Periode des geistlichen Niederganges regten sich neue Kräfte, die zum Aufschwung des religiösen Lebens beitrugen. In den Niederlanden schlossen sich Klöster der Augustiner-Chorherren zur Windesheimer Kongregation zusammen, einer Reformbewegung, gegründet 1387 im Geist der „devotio moderna". „Brüder des Gemeinsamen Lebens" – wie sich die Mitglieder nannten – kamen auch in das Bistum Hildesheim, und der große Reformer Johannes Busch übte auch auf das Magdalenenstift Einfluß aus. Jedenfalls hat schon bald nach 1400 eine Bereitschaft zu vertieftem Glaubensleben bestanden.

Infolge der letzten Fehden war zu Beginn des 15. Jahrhunderts das Stift S. M. Magdalenae finanziell am Ende. Alles war vernachlässigt, und kaum noch konnte Gottesdienst in der Kapelle gehalten werden. Zum Retter wurde ein bürgerlicher Domvikar aus reichem Hause, Johannes Conolfus. Aber er besserte nicht nur die wirtschaftliche Lage entscheidend auf, sondern ging mit Energie an die Reform des inneren Lebens. Die Bischöfe Johannes III. und Magnus haben 1424 und 1425 dem Conolfus ungewöhnliche Privilegien für die Ordnung des Stiftes eingeräumt[21]. Sogleich ging dieser an die Arbeit und legte eine Anzahl von Wünschen für eine neue Ordnung vor, die für die Zukunft gelten sollte. Bischof Magnus bestätigte sein Einverständnis. Seine Vollmacht umfaßt folgendes:

---

[20] Beitr. z. Hildesh. Gesch., II., S. 165.
[21] Desgl. II., S. 169–175.

1. Conolfus verfügt frei über Kanonikate, Ämter und Präbenden nach Patronatsrecht, ohne dafür der bischöflichen Zustimmung zu bedürfen.
2. Er darf weitere Kanonikate errichten, bis zu einer vereinbarten Zahl. – Er hat sie sogleich von fünf auf acht erhöht.
3. Conolfus kann Satzungen erlassen, Weisungen erteilen über geistliche und weltliche Dinge, nach dem Vorbild der anderen Kollegiatkirchen Hildesheims.
4. Er kann die Bedingungen für die Aufnahme in das Stift festsetzen.

Anordnungen, die Conolfus bereits getroffen oder beabsichtigt hatte, werden vom Bischof bestätigt:

Nach dem Tode des C. hat der Domdechant als Vorgesetzter des Stiftes das Recht, die Kanonikate zu übertragen.

P r ä s e n t i e r t werden die Kandidaten von folgenden Personen in dieser Abfolge:

1. der Amtmann in Steuerwald,
2. der Stadtvogt der Neustadt,
3. der Receptor des Johannis-Hospitals an der Dammbrücke,
4. wieder der Amtmann in Steuerwald,
5. der Magister der Trivialschule am Dom,
6. der älteste Kämmerer beim Domkapitel,
7. der Vikar des Bischofs,
8. der Prokurator der Vikarien im Dom.

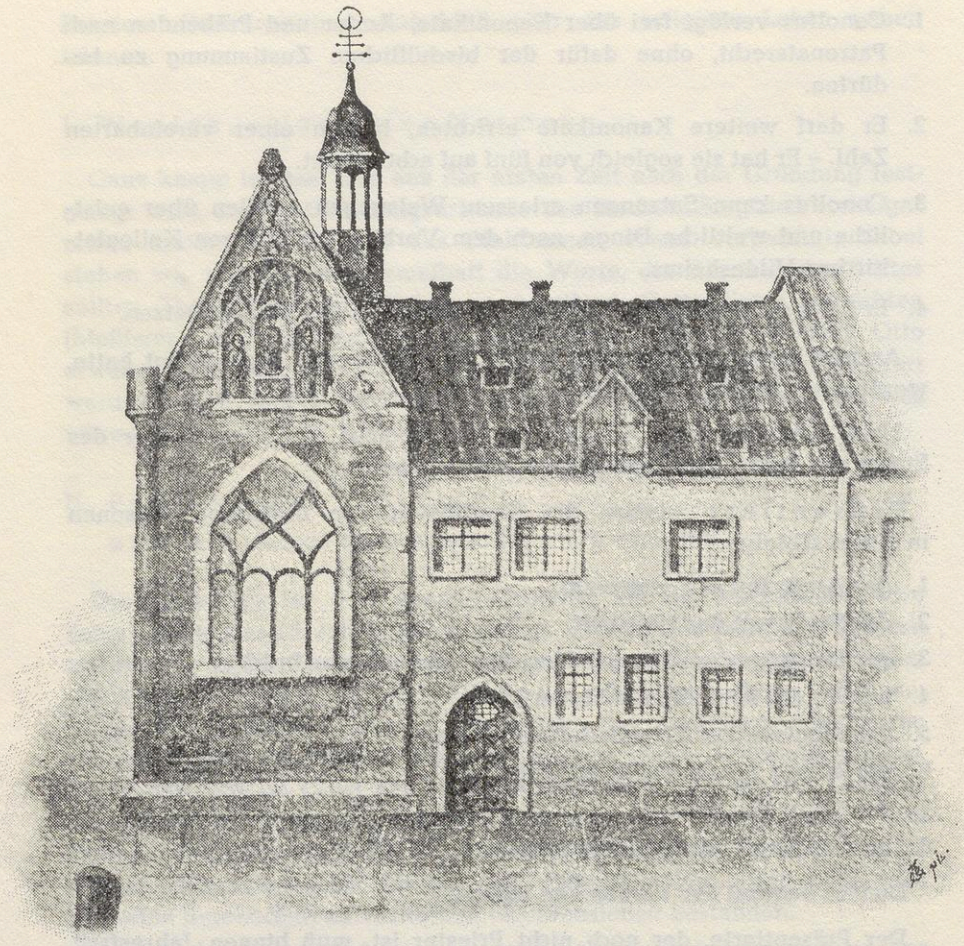
Danach beginnt der Turnus von neuem.

Der Präsentierte, der noch nicht Priester ist, muß binnen Jahresfrist die Weihe empfangen. Ist ein Kanonikus abwesend, so erhält er für diese Zeit keine Einkünfte aus seiner Präbende. Die Kanoniker sorgen dafür, daß der Abwesende durch einen geeigneten Priester vertreten wird, der dann auch die Einkünfte des Abwesenden erhält.

Bei den Zusammenkünften der Geistlichkeit im Dom ist der Platz für die Kanoniker des Magdalenenstiftes zwischen den Geistlichen von St. Andreas und St. Johannis. Ist einer der Kanoniker zugleich Domvikar, nimmt er bei diesen seinen Platz ein.

III. D i e S a t z u n g e n v o n 1 4 4 0

Der neue Geist, der seit den Tagen des Conolfus das Stift beseelte, wirkte lange weiter. Aus den eigenen Reihen der Kanoniker, die sich



Zeichnung der Kapelle mit Kanonikalhaus. Zustand nach der großen Renovierung im 15. Jahrhundert. Aus: Bertram, Geschichte des Bistums Hildesheim, I, 399.

dem Reformgeist weit geöffnet hatten und der bald durch das Konzil von Basel (1431–1437) allgemein gefördert wurde, entstanden neue Satzungen, die einiges änderten, anderes hinzufügten. Der Domdechant Dr. Johannes Therwin hat als Vorgesetzter 1440 diese Satzungen approbiert und in Kraft gesetzt[22]. Erst viel später, am 16. Dezember 1542, hat Bischof Valentin die Satzungen unterschrieben[23].

---

22 Am Quatembermittwoch d. Fastenzeit 1440.
23 Dombibl. Hild. Hs. 335.

Aufnahme

1. Wer aufgenommen werden will, muß vor dem Senior und Kapitel Treue zum Kapitel schwören und versprechen, die Statuten zu befolgen.
2. Nur ein ehelich Geborener kann aufgenommen werden. Er legt einen Eid ab, daß er von seiner ehelichen Abstammung überzeugt ist. Ausnahmen sind möglich bei nachweislich guter Lebensführung, sowie bei besonderer wissenschaftlicher Qualität.
3. Der Kandidat soll bereits Priester sein oder binnen Jahresfrist rechtlich fähig sein, die Weihe zu empfangen. Verstreicht die Frist, verliert er sein Anrecht, und der zuständige Patron präsentiert einen anderen.
4. Hat der Kandidat eine Pfründe, die ihn zum Eintritt in einen Orden verpflichtet, muß er zuvor diese aufgeben.
5. Er hat dem Domdechanten Gehorsam zu geloben.

Gottesdienstliche Pflichten

1. Für die Ordnung des Gottesdienstes sind die Vorschriften des Konzils von Basel zu beachten, was das würdige und geordnete Chorgebet und die Chorkleidung betrifft. Eine Anzahl Einzelheiten werden aufgeführt. Wer diese Vorschriften verletzt, soll angemessen bestraft werden.
2. Es besteht bereits die Pflicht, täglich Messen und Horen von der seligen Jungfrau Maria zu feiern. Jetzt werden noch bestimmte Votivmessen angeordnet: sonntags eine hl. Messe von der Dreifaltigkeit; dienstags von den Engeln; donnerstags oder samstags von der hl. Magdalena, und dies alles, soweit es die Rubriken erlauben. Der Priester darf auch andere Votivmessen von Heiligen zelebrieren, soll aber die genannten Votivmessen an anderen freien Tagen feiern.
3. Beizubehalten ist die Gewohnheit, an jedem Freitag der vier Quatemberwochen den Ritus der Fußwaschung zu vollziehen und Almosen an Brot und Geld auszuteilen.

Gemeinsames Leben

Für das Gemeinschaftsleben wird angeordnet:

1. Es gibt einen gemeinsamen Tisch (mensa communis) mit Schriftlesung. Frauen dürfen nicht anwesend sein. Diese Regel kann aus vernünftigem Grunde jeweils geändert werden. Was übrig ist, wird verteilt oder nach gemeinsamem Beschluß verwendet.
2. Die Geldzuwendungen werden wie bisher beibehalten, aber nur für die beim Gottesdienst Anwesenden. In anderen Kirchen darf

ein Kanoniker nur mit der Zustimmung von Senior und Kapitel zelebrieren.

3. Eine Anzahl von Regeln für den inneren Frieden: keiner suche seinen persönlichen Vorteil; er spreche nicht über Vorgänge im Kapitel; er spreche keine Beleidigungen gegen seine Mitbrüder aus. Bei Uneinigkeit wird das Kapitel wirksam und sucht Frieden zu stiften. Solange keine Versöhnung stattgefunden hat, bleiben die Streitenden von der Tafel und den Verteilungen ausgeschlossen.

Verschiedene Vorschriften

1. Keiner darf einen Kanoniker oder das gesamte Kapitel vor Gericht ziehen, wenn ihm nicht vom Domdechanten oder dem Kapitel sein Recht verweigert wird.
2. Die Residenzpflicht – eine immer aktuelle Sorge der Kirche – wird geregelt. Ohne besonderen Grund darf niemand länger als einen Monat abwesend sein. Bei Abwesenheit vertritt ein geeigneter Priester den Kanoniker und erhält dessen Einkommen, neun rheinische Gulden und drei neue Schillinge.
3. Die religiösen Übungen sollen nach der Gewohnheit der anderen Hildesheimer Stiftskirchen erfüllt werden.
4. Jeder Kanoniker soll ein Mitglied des Kapitels zu seinem Testamentsvollstrecker ernennen. Dieser muß binnen Monatsfrist nach dessen Tode oder binnen sechs Monaten, wenn der Stiftsherr außerhalb Hildesheims verstorben ist, vor dem Kapitel über das diesem zugefallene Erbe Rechenschaft ablegen.
5. Die Siegel und Listen der Privilegien sind unter doppeltem Verschluß zu halten. Den einen Schlüssel hat der Senior, den anderen der Thesaurar oder Cellerar.
6. Um Pfingsten wird für ein Jahr das Amt des Cellerars verliehen. Er hat alle wirtschaftlichen Dinge zu besorgen: Zinsen einziehen, Naturalien einholen, Gelder verteilen, die Jahresrechnung aufstellen und einmal jährlich über alles vor dem Kapitel Rechenschaft ablegen. Das Rechnungsjahr läuft von Michaelis bis Michaelis. Bei schlechter Verwaltung hat er Strafe zu gewärtigen.
7. Die Wohnungen des Stiftes werden in Option vergeben gemäß dem Alter. Die Bewohner des Leppelvoders erhalten im Winter Holz für den Ofen geliefert.
8. Es soll liebevolle Gastfreundschaft geübt werden, besonders gegen reformierte (= der kirchlichen Reform geneigte) Priester und andere ehrenhafte Männer.

Es kamen wieder schwere Zeiten über das Bistum. Die Stiftsfehde (1518–1519) schlug dem Bistum Wunden, von denen es sich nie mehr ganz erholt hat. Im Vertrag zu Quedlinburg verlor die Diözese den größten Teil des sog. Hochstiftes. Viele Fehden wirkten sich auf die allgemeine Moral negativ aus. Die harten Kämpfe zu Beginn der Reformation schadeten dem religiösen Leben. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts erreichte ein großer Teil des Klerus einen erschreckenden Tiefstand. Erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts gelang es, wieder mit größerer Strenge gegen Mißstände in Klöstern und Stiften vorzugehen. Hier sei nachgezeichnet, was der Prokurator des Fürstbischofs, Gruber, um 1770 in seiner Geschichte des Schüsselkorbes über die Gewohnheiten in diesem Stift berichtet. Es deckt sich großen Teils mit den Satzungen, die Bischof Valentin bestätigt hatte[24].

Auch damals ist der Ertrag aus den Präbenden schwach. Ist in einem Jahr das Korn billig, betragen die Einkünfte kaum 100 Reichstaler. Auch die Präsenzgelder sind dürftig. Alle haben gleich viel, nur der Senior bekommt extra zwei Reichstaler und 28 Groschen, und der Cellerar hat zusätzlich „einige besondere Nutzungen". Um ihren schmalen Einkünften aufzuhelfen, haben sie noch andere Vikarien und Benefizien inne.

Geleitet wird der Konvent vom Senior, der aber keine Befehlsgewalt hat. Er führt den Vorsitz im Kapitel und stimmt als Erster ab. Er beruft die Sitzungen ein. Die vier ältesten Kanoniker haben jeder ein mietfreies Haus.

Viermal jährlich ist Kapitelssitzung, gewöhnlich an den Quatembertagen, sonst nach Bedarf. Während sie sonst im Haus des Seniors stattfinden, das ein großes Zimmer besitzt, finden sie jetzt in einem gemieteten Raum statt, weil die Wohnung des Seniors an den fürstbischöflichen Hof vermietet worden ist[25].

Als Pflichten der Kanoniker führt Gruber auf: Residenz halten, Brevier beten, Gottesdienst zelebrieren. Jeder hat im Turnus eine Woche lang täglich die Messe zu feiern, so daß er alle acht Wochen an der Reihe ist.

Stirbt ein Stiftsherr ohne Testament, fällt seine Habe an das Kapitel. Beim Eintritt zahlt der Neuling 25 Reichstaler Statutengelder. Davon erhält jeder Kanoniker einen Reichstaler, der Rest kommt in das Register der Kirchenfabrik.

---

[24] Dombibl. Hild. Hs. 336 a, S. 21 ff.

[25] Diese Vermietung fand 1767 statt; die Niederschrift Grubers ist somit um 1770 anzusetzen.

Es gibt kein Personal außer einem Protokollisten, einem Organisten und Küster (Oppermann)[26]. Über seine Zeit schreibt Gruber dazu: „Der letzte Protokollist war der Amts-Steuerwaldische Procurator und Notarius Borkhoff. Seit seinem Tode versah es ein Canonikus Alpers; als dieser auf sein Kanonikat verzichtet hatte, versah es Kanonikus Caspar Ringe."

Diese Lebensweise nach den Statuten, die im Kern seit den Tagen des Conolfus beibehalten worden sind, bestand bis zur Aufhebung des Stiftes 1810.

Über die Verleihung von Kanonikaten liegen einige Nachrichten vor[27]. Domdechant Jobst Edmund von Brabeck, der spätere Fürstbischof, dispensiert[28] den 17jährigen Franziskus Heinrich Engern vom Hindernis mangelnden Alters. Der Amtmann von Steuerwald hatte ihn für das Kanonikat vorgeschlagen. Das Mindestalter war im Schüsselkorb 19 Jahre.

Am 15. September 1707 überträgt(!) der Procurator der Domvikare ein Kanonikat in Cartallo an Jodokus Edmund Brandis, Kleriker. Der Domvikar hieß Christoph Bernhard Lubrecht.

Fürstbischof Clemens August überträgt den Sacellanatus, das Küsteramt, am 4. August 1734 an einen jungen Kleriker Johannes Reck. Dessen Bittschrift trägt das Datum vom 1. August, wurde also ungewöhnlich schnell positiv beantwortet. Reck konnte ein Studien- und Leumundszeugnis vom Rektor des Gymnasium Josephinum, Thomas Kempis S.J., vom 8. September 1733 vorlegen. Reck stammte aus Halberstadt. Er bat um die Stelle, weil er wegen der Folgen der Reformation in der Halberstädter Gegend nicht mit einem Amt rechnen könne.

3. Kapitel

Reformgeist des 15. Jahrhunderts im Schüsselkorb

Nur dürftig sind die Einzelheiten, die man vom geistlichen Leben in einem Stift berichten kann. Das liegt zum Teil daran, daß die zu vielen Kleriker im Mittelalter zu wenig konkrete Arbeit hatten. Chorgebet, Meßfeiern sind die gemeinsamen Aufgaben eines Kanoniker-

---

[26] Zeppenfeld berichtet über d. „Oppermann" in Beitr. z. Hildesh. Gesch. II., S. 275/76 „In der unteren Etage d. Schüsselkorbes wohnte der Opfermann d. Stiftes aus der sog. Schraderzunft, weil er bei seinem Amte auf d. Immunität frei sein Handwerk als Schneider (Sartor) treiben durfte."

[27] Nieders. Staatsarchiv, Hildesheim, Br. 1, Nr. 6853, 6854.

[28] Er war Domdechant von 1674–1688.

instituts. Aber was taten sie sonst? Halfen sie in der Seelsorge aus? War das überhaupt erforderlich? Aus diesen Zuständen wird der Unwille der Bürgerschaft, der im Laufe des Mittelalters immer stärker wird, verständlich.

Beim Schüsselkorb sind wir freilich in der Lage, im 15. Jahrhundert erfreuliche Einblicke in den Geist dieser Gemeinschaft tun zu können. In diesem Hause kreuzen sich für einige Zeit deutlich mehrere Linien des großartigen Reformgeistes, der diese Zeit auszeichnet.

Neuer Aufbruch in der Kirche

1. Da ist einmal die Gründung der Bursfelder Union, die eine große Zahl von Benediktinerklöstern mit frischem Leben füllt. Da ist zum andern der Einfluß der Windesheimer Kongregation, die eng mit der mystischen Erneuerung verbunden ist und in der Form der devotio moderna – der neuen Frömmigkeit – auch im Bistum Eingang findet. Vor allem ist auch der eifrige und erfolgreiche Reformer Johannes Busch mit dem Stift S. M. Magdalena verbunden, der auch viele Einzelheiten über den Schüsselkorb niedergeschrieben hat. Und da ist Conolfus, der den Schüsselkorb wirtschaftlich gerettet und ihm Statuten aus dem Geist kirchlicher Erneuerung gegeben hat.

2. Schreckliche Zustände hatten lange genug im kleinen Kloster der Benediktiner in Klus bei Gandersheim geherrscht, als endlich der Pater Johannes Dederoth von Northeim aus dem Benediktinerkloster St. Blasius zum Abt von Klus bestellt wird[28a]. Er wirkt dort nur wenige Jahre und wird am 29. September 1433 Abt in Bursfelde. Er wurde der Begründer der Bursfelder Union. Seine Wege kreuzten sich mit denen von Johannes Busch. Dieser berichtet, er habe, um sich über eine Bitte von Mönchen der Sülte zu beraten, mehrere Personen in das cartallum berufen, den Abt Johannes (Dederoth) von Bursfelde, den Abt Heinrich von Marienrode, den Prior der Karthause und andere[29]. Der Schüsselkorb bot offenbar damals schon einen geeigneten Treffpunkt für Männer, die Reform wollten.

Busch urteilt in lobenden Worten über die Insassen des Schüsselkorbes: „Damals gab es in Hildesheim noch kein reformiertes Kloster, aber die Kanoniker im Schüsselkorb hatten damals wie heute einen gemeinsamen Tisch gemäß ihrer ursprünglichen Gründung und Ein-

---

[28a] Am 21. Juli 1430.

[29] Joh. Busch, Liber de reformatione monasteriorum, hrsg. von Karl Grube, Geschichtsquellen d. Provinz Sachsen, Bd. 19, 1887.

richtung. Alle reformierten Mönche jeder Ordensrichtung kamen von überallher, wohnten bei ihnen und wurden von ihnen in aller Liebe aufgenommen und gut versorgt. Dort gab es sehr erprobte und ehrenwerte Männer, die einen guten Lebenswandel führten in Gottesfurcht und die Sache Gottes immer und überall liebten und förderten." [30]

Namentlich nennt Busch den späteren Abt von Bursfelde Johannes von Hagen, den Magister und obersten Rektor der Hildesheimer Schulen Heinrich Bodenweerder, den Senior Werner des Schüsselkorbes, der Busch bei der Reform der Sülte tatkräftig unterstützte. Und noch einmal lobt Busch die Gastfreundschaft, die alle reformierten Mönche im cartallum erfuhren. Sie wurden „in coclimine", also im Leppelfoder, untergebracht [31].

Johannes von Hagen

3. Aus der Gemeinschaft der Schüsselkorbherren sind mehrere in wichtige Stellungen gekommen und haben den Geist der Erneuerung ausgestrahlt. Der bedeutendste von ihnen war der von Busch erwähnte Johannes von Hagen, eine Persönlichkeit, die offensichtlich gerade durch das Leben im Stift S. M. Magdalenen in einer Art Konversion herangereift ist.

Joh. Linneborn beschreibt knapp seinen Werdegang so: „Als Dederoth im Sterben lag, fragten ihn seine Klosterbrüder, welchen Mann er für den geeignetsten hielte, sein Nachfolger zu werden. Die Antwort lautete: Johannes von Hagen. Dieser war eine zeitlang römischer Kurialbeamter gewesen, dann Kanonikus an S. Maria Magdalenen in Hildesheim geworden; hier führte er das bequeme Leben eines Weltmannes, bis seine bessere Natur in ihm siegte und ihn nach Bursfelde ins Noviziat führte. Nun ertrug er mit bewunderungswürdigem Eifer alle Entbehrungen eines strengen Lebens. So trat denn die opferfreudige Askese zu seiner Geschäftserfahrung, und seine Mitbrüder kamen gern und aus Überzeugung dem Wunsch ihres sterbenden Vaters nach, indem sie ihn einmütig zum Abte wählten." [32]

Nach der Schilderung von Busch wird man die geistliche Umkehr bereits in den Schüsselkorb verlegen müssen; sonst wäre Hagens Entschluß, Mönch zu werden, ja unerklärbar. Busch schildert ihn beim ersten Treffen so: Er war an der Kurie (in Rom), dann wurde er Kanoniker an der bischöflichen Hofkapelle. Als Kanoniker war er ein ziemlich

---

30 Ebenda.

31 Ebenda.

32 Joh. Linneborn, Die Bursfelder Kongregation während d. ersten hundert Jahre ihres Bestehens; Deutsche Gesch.-Blätter 1912, S. 15 ff.

empfindlicher und sensibler Mann, der nicht wußte, ob er über die Füße oder über den Kopf dahinstolpern wollte." [33]

Als er noch Weltpriester war, zelebrierte er nicht, sondern empfing die Kommunion wie ein Laie aus der Hand des Zelebranten. Bei einer Zusammenkunft im Schüsselkorb fragte Hagen den Gast Johannes Busch, wie er sich wohl auf die Zelebration vorbereiten solle. Dieser antwortete: Wer Gott zum Altar trägt, kann ihn auch von dort forttragen. Hagen: Das genügt mir. Busch fügt hinzu: Weil er ein kluger Mann war, erkannte er aus meinen Worten, daß er Gott in dem Maße findet, wie er sich auf ihn bereitet.

Später in Bursfelde haben beide Männer wieder ein geistliches Gespräch geführt. Es ging um die Frage, welche bildhafte Vorstellung man sich von Gott beim Gebet machen solle. Dem Bericht von Busch merkt man an, wie sehr sie dies Thema innerlich bewegt hat, das ja bis heute für jeden voll Bedeutung ist. Hagen bat dann seinen Gast, ihm doch darüber etwas niederzuschreiben. Busch erfüllte die Bitte und berichtet in seinen Erinnerungen, daß Hagen dankbar und froh darüber war.

1439 war Hagen in Bursfelde eingetreten. Am 6. Februar desselben Jahres starb Johannes Dederoth in Northeim an der Pest. Noch als Novize wurde ebenfalls im selben Jahr Hagen zum Nachfolger gewählt. Ein Jahr später war er mit anderen Reformpriestern zu einer Tagung als Gast im Schüsselkorb, wo seine innere Bekehrung, besonders unter dem Einfluß von Johannes Busch, begonnen hatte. Den Novizen von Bursfelde beschreibt Busch etwa so[34]: Er saß in einer Zelle, die keine Tür, sondern nur einen Vorhang hatte, so daß er nicht wenig unter der Kälte litt. Ich hätte geglaubt, er werde nicht lange dort im Orden verbleiben. Aber Gott, der ihn hierher geführt hatte, schenkte ihm die Gnade, alle Widerwärtigkeiten zu ertragen. Ich habe mich darüber gewundert, daß ein Mann, der im Weltleben so empfindsam war und in allem seinen Willen hatte, sich solcher Armut und allgemeiner Bedürftigkeit hingeben konnte.

Was in Bursfelde von Dederoth begonnen war, wurde mit großem Erfolg von Hagen fortgeführt. Immer mehr Benediktinerklöster schlossen sich der Bursfelder Reform an. Seit 1446 tagte regelmäßig das Generalkapitel. Während seiner Regierung schlossen sich 33 Klöster der Union an. Johannes von Hagen starb am 8. August 1468.

---

[33] Busch, Liber de reformatione monasteriorum S. 520. Der latein. Text lautet: „... in Cartallo canonicus in saeculo satis tener et delicatus, nesciens, an super pedes aut caput incedere vellet."

[34] Busch, a.a.O., S. 520.

4. Das geistliche Leben in S. Maria Magdalenae wurde mindestens so stark wie durch benediktinische Verbindungen durch einen neuen Zweig der Augustinerchorherren gefördert. Ihm gehörte der große Reformer Johannes Busch an, dem wir zahlreiche Kenntnisse des Klosterlebens der damaligen Zeit verdanken. Er war 1399 in Windesheim (Niederlande) geboren, trat mit 18 Jahren in die Windesheimer Union ein und kam 1436 oder 1437 als Subprior nach Wittenburg in das Kloster der Augustiner-Chorherren. 1439 wurde er nach Hildesheim in die „Sülte" versetzt und war dort von 1440–1447 Prior. Nach vielen Reisen als Reformer zahlreicher Klöster war er wieder Propst der Sülte von 1459–1479. Bald danach starb er. In dieser letzten Lebensperiode schrieb er seine wertvollen Erinnerungen nieder. Er selbst hat – wie schon berichtet – engen Kontakt zum Schüsselkorb gehabt. Er kannte also ihre Spiritualität, zu der er selbst viel beigetragen hat[35].

Von ihm erfahren wir, daß (1430) ein „Bruder vom gemeinsamen Leben" Gottfried von Nieheim, von Herford aus nach Hildesheim kam, ein Einzelner, der sich zehn Jahre mühte, bis er seine Absicht erreichte, ein Haus der Fraterherren oder Kogelbrüder, wie die Mitglieder der Windesheimer Union auch genannt wurden, zu gründen.

Busch erzählt[36], wie dieser Gottfried von den Kanonikern S. Mariae Magdalenae gastfreundlich aufgenommen wurde. Zwar gab es damals noch kein reformiertes Kloster in Hildesheim, aber die Kanoniker der Bischöflichen Kapelle hatten noch wie bei ihrer Gründung den gemeinsamen Tisch. Gottfried schrieb und band Bücher ein und hielt engen Kontakt zu den Herren vom Schüsselkorb. Mit dem Senior Werner besprach er seinen Plan einer Gründung seiner Kongregation in der Bischofsstadt. Werner ließ ihn dann in einem Haus des Stiftes am Alten Markt wohnen, wo seit 1440 dann vier Fraterherren für mehr als zwei Jahre ebenfalls wohnen durften.

Die Kanoniker haben dann oft ihr Stift für Tagungen reformierter Ordensleute zur Verfügung gestellt. Busch nennt außer Johannes von Hagen ausdrücklich Heinrich Bodenweder, den obersten Rektor der Hildesheimer Schule, der dann Propst der Augustinerinnen in Wülfingen wurde und 20 Jahre die Leitung im Geist von Windesheim ausübte. Ein Hermann Hilligestadt förderte nach Kräften alle Reformen und unterstützte Busch bei der Erneuerung des Sülteklosters[37].

---

35 Busch, Chron. Windeshemense, 1887, Einleit. von Karl Grube.
36 Busch, a.a.O., S. 545.
37 Desgl. S. 638.

Kein Zweifel, im 15. Jahrhundert herrschten im Schüsselkorb religiöser Eifer, Bereitschaft zur Strenge und liebenswerte Sitten der Gastfreundschaft und der Schlichtheit. Der Boden war gewiß auch schon durch Conolfus, den Domvikar und Kanonikus der Bischofskapelle bereitet worden, der durch seine Freigebigkeit und durch seine Statuten das Stift äußerlich und innerlich gerettet hat.

Nach unserer Erkenntnis ist in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die größte Blütezeit der Spiritualität im Schüsselkorb gewesen.

Nachrichten aus der Neuzeit

5. Das Stift überlebte die Reformation. Aber wir erfahren nur noch wenig über das geistliche Leben. Man wird nicht allzu ernst nehmen, was der evangelische Küster von St. Jakobi 1575 dichtete: „Der Schüsselkorb ist noch im Brauch / voll ungelehrter Pfaffen auch; dem Papsttum hangen sie fast an, / daß ein' vollen Bauch sie han." [38]

Wegen des Krieges zogen 1631 die Insassen von St. Mauritius in die Stadt hinunter. Die Kanoniker von St. M. Magdalenae überließen ihnen ihre Kirche, damit sie dort täglich zelebrieren konnten. Der alte Geist der Gastfreundschaft war also noch lebendig [39].

Eine Diözesansynode fand 1633 statt. Die Stiftsherren nahmen daran wie auch die anderen Stifte teil. In der Versammlung wurden – ein wichtiger kirchenrechtlicher Akt – die Beschlüsse des Konzils von Trient verkündet und erhielten damit Rechtskraft für das Bistum. Der Plan, ein Priesterseminar zu errichten, wurde erörtert und Beiträge dafür festgelegt [40].

Die Sorge für das künftige Priesterseminar fand auch auf der folgenden Synode 1652 Förderung: es wurden Beiräte zur Gründung des Seminars bestellt [41].

Wenig gut wurde das Stiftskapitel bei einer strengen Visitation beurteilt, die der Hildesheimer Weihbischof Adamus Adami im Bistum 1657 vornahm. Er tadelte, daß im Stift kein sonderlicher Eifer für Gottesdienst und Chorgebet herrsche. Die Kanoniker seien untereinander zerstritten. Sonst war äußerlich noch die alte Satzung in Kraft: es gab acht Kanonikate, die Leitung hatte der Senior [42].

Am 31. August 1735 starb der Kanonikus Johann Schlacken, Verfasser einer Hildesheimischen Chronik. Das Manuskript war 1831

---

38 Rud. Zoder, Wie die Jahrhunderte Hildesheim sahen, 1958, S. 14.
39 Zeppenfeld, Neues vaterländ. Archiv 1831. I., S. 272.
40 Bertram, Gesch. d. Bistums Hildesheim III., S. 37.
41 Desgl. a.a.O., S. 56.
42 Desgl. a.a.O., S. 72.

noch vorhanden. Der Autor fand seine Grabstätte in der M. Magdalenenkapelle[43].

Zeppenfeld verdanken wir noch einige kleine Nachrichten. So über das Wappen des Stiftes (ohne Angabe, aus welcher Zeit es stammte): „Das Wappen des Stifts bestand in der aufrecht stehenden Maria Magdalena mit ihren Attributen und der Inschrift: Sigillum canonicorum capellae episcopalis in Hildensem. Das Stift schrieb sich: Wir Senior und sämtliche Kapitularen der Kollegiat=Kirche S. Mariae Magdalenae vulgo in Cartallo." [44] Die hl. Magdalena war übrigens auch Patronin der bischöflichen Burgkapelle in Steuerwald (seit 1310 erbaut).

Einige Angaben Zeppenfelds beziehen sich auf liturgische Feiern[45]. So war in der Karwoche das Grab des Herrn ausgestellt. Im November wurde die Octava de defunctis zelebriert. Das Fronleichnamsfest wurde mit Solemnität begangen. Sonn- und Festtags wurde in der Kapelle eine stille hl. Messe um 11½ zelebriert, gestiftet für Kranke und Gebrechliche von Weihbischof von Twickel. Daran nahmen auch Stadtbewohner teil, wie sich z. B. aus der Sperrung der Gottesdienste in der Reformationszeit ergibt.

Die Armenseelen-Bruderschaft

5. Im religiösen Leben hatte der Gedanke an den Tod einen wichtigen Platz. Immer wieder erscheinen in der Geschichte der Klöster und Stifte erstaunlich zahlreiche und zum Teil erhebliche Stiftungen für Seelenmessen, die für Angehörige und später auch für die Stifter gefeiert werden sollen. Beim Schüsselkorb nun wurde 1711 eine „Bruderschaft von den Armenseelen unter dem Schutz der seligen Jungfrau Maria von der Fürbitte", die ihren Sitz in Rom hatte, im Kollegiatstift B. M. Magdalenae errichtet. Der Initiator war der damalige Senior des Kapitels Nikolaus Foßioul. Er starb, hochgeachtet und gerühmt, am 30. April 1730 mit 75 Jahren, im 50. Jahre seines Kanonikats.

Quelle unserer Kenntnisse ist das Buch der Bruderschaft, die auch als Skapulier-Bruderschaft bezeichnet wird, das 1734 von Johannes Arnold Schaken abgeschrieben und auf den neuesten Stand gebracht wurde. Die Hs. in der Dombibliothek zu Hildesheim Nr. 3406 ist eine Abschrift, die J. M. Krâtz 1855 herstellte. Es beginnt mit einem Direktorium, einer Satzung der Bruderschaft.

Aus dem Kapitel wird ein Administrator gewählt, der sich noch einen Assistenten aus dem Kapitel bestellt. Der Administrator hat vielfältige

---

[43] Zeppenfeld, Neues vaterländ. Archiv 1831. II., S. 272.
[44] Desgl., Beiträge z. Hildesheim. Gesch. II., 1829, S. 156.
[45] Desgl., Neues vaterländ. Archiv 1831, I., S. 271 f.

Aufgaben. Er bestellt einen Prediger, der an Allerheiligen und während der Oktav – die stets Oktav von Allerseelen genannt wird – sowie an den Quatembertagen bei der Terz predigt. Er sorgt für die Vermeldung der Ablässe an diesen Tagen und bestellt zusätzlich auswärtige Priester, die während der ganzen Oktav zu bestimmten Zeiten Messen für Verstorbene zelebrieren.

An den genannten Tagen ist morgens um sechs Uhr Matutin, dann wird das Allerheiligste ausgesetzt und die erste Messe zelebriert. Das Allerheiligste bleibt bis elf Uhr ausgesetzt. Für alles, was mit Offizium und Messen der Verstorbenen zu tun hat, sorgt der Administrator.

Während der Oktav von Allerseelen wird nach der Terz die Vesper für Verstorbene gebetet. Dies geschieht auch an den Quatembertagen und den Montagen. Es war nämlich in Konventen vielfach üblich, die Konventsmesse für die Verstorbenen zu feiern. Bis zur Reform Pius' X. waren in der Allerheiligenoktav Totenoffizium und Seelenmessen zusätzliche Übungen zum Tagesoffizium und zur Konventmesse[46].

Jeden Montag wurde das Allerheiligste ausgesetzt. An den Altären wurden gestiftete Messen für Verstorbene zelebriert. Geplant war, bei einer Steigerung der Einkünfte alle Montage wie die Quatembertage zu begehen.

Der Leiter der Bruderschaft mußte dafür sorgen, daß die Ablässe am Privilegierten Altar (altare privilegiatum) alle sieben Jahre erneuert, approbiert und veröffentlicht wurden.

Im erwähnten Copiale von Krâtz steht ein Verzeichnis aller Inventarstücke, die zwischen 1708 und 1734 angeschafft oder gestiftet worden sind. Die genaue Aufstellung umfaßt 24 Seiten.

Der Bruderschaft wurden auch manche Kapitalien gestiftet, die „nach und nach auf jährliche Pension belegt" wurden. Die Gesamtsumme betrug 3740 Reichstaler und 24 Groschen.

Die Zahl der Seelenmessen, die nach dem Willen der Stifter an den Quatembertagen zu zelebieren waren, betrug 124, die in der Allerseelen-Oktav zu feiernden 65. Eine Aufstellung der vorgeschriebenen Stiftungsmessen für die Montage fehlt.

4. Kapitel

Dotationen – Einkünfte aus Land und Kapitalien

Von Anfang an war das Stift S. Mariae Magdalenae das ärmlichste und blieb es während seines fünfhundertjährigen Bestehens.

---

[46] Rupert Berger, Klein. liturg. Wörterbuch, Herder 1969, S. 24.

Frühe Dotationen

In seiner Stiftungsurkunde von 1307 nennt Bischof Siegfried nur eine einzige Einkommenquelle: Der Pfarrer von St. Andreas soll dem neuen Stift vierzig Pfund Hildesheimer Pfennige zahlen, vierteljährlich je zehn Pfund. In der Chronik der Hildesheimer Bischöfe war ja aber von drei Hufen Landes in Rethen gesprochen und daß der Bischof „alles Gute zu ihrem Unterhalt" beitrug. Aus späteren Nachrichten wissen wir, daß die Stiftsherren von der bischöflichen Tafel Unterhalt bekamen.

Jedenfalls bestätigt der Bischof 1309, daß die Einkünfte zu niedrig seien. Jetzt[47] kommen die Kanoniker gleich von zwei Seiten zu Grundbesitz. Auf Bitten des Bischofs gestatten sechs genannte Personen (Ludolf von Escherde, Lippold von Rössing, Heinrich von Barienrode, der Schenk und Ritter Johann, die Brüder Ernst und Johann von Stöcken), daß das Stift im Hainholz (Henholt), südwestlich von Hildesheim bei Nienstedt gelegen, zehn Hufen (= 300 Morgen) roden, bzw. dies Land dem Kloster Marienrode vertauschen dürfen. Der Tausch kommt alsbald zustande, und das Stift erhält von Marienrode 12 Hufen in Dinklar, und zwar ohne den Zehnten.

Etwa gleichzeitig[48] bekundet Bischof Siegfried, daß mehrere Hildesheimer Stifter und Klöster ebenfalls zehn Hufen in Hainholz dem Magdalenenstift überlassen. Es sind Dompropst, Domdechant und Domkapitel, die Äbte von St. Michael und St. Godehard, die Pröpste von Hl. Kreuz und St. Bartholomäi, sowie die Kanoniker von St. Johannis.

Aufbesserungen unter Bischof Otto II.

Beträchtlich trug Bischof Otto II. (1319–1331) zur Aufbesserung der Einkünfte bei. Schon als Graf von Wohldenberg, Propst des Moritzstiftes und Kanoniker des Domes, hatte er 1315 die „missa aurea" gestiftet. Für jedes Mitglied der bischöflichen Kapelle bestimmte er zehn Pfennige[49].

Am 4. Dezember 1328 schenkte er als Bischof eine Hofstätte im Alten Dorf. Sie erbrachte als Zins vier Schillinge und eine Maß Mohn[50].

---

47 Hoogeweg, UB III., 1700.

48 Desgl. III, 1701, 11. Juni 1309.

49 Hoogeweg, UB d. Hochstiftes Hild., IV, 263.

50 Desgl. UB d. Hochstiftes Hild., IV, 1100. In den Hann. gelehrten Anz. 1754, St. 67, Sp. 150 ff. werden 24 Schillinge genannt.

Vor allem aber errichtete er im Magdalenenstift ein fünftes Kanonikat[51]. Er schenkte dafür 1331 vier Hufen in Heinde und zwei in Rössing. Die Mittel dazu haben der ehemalige Pfarrer in Nienstedt Burchard und ein Hermann von Stemmen bereitgestellt. Für beide sollen dafür Seelenmessen gehalten werden, und sie sollen in alle guten Werke des Kapitels eingeschlossen sein. Die gesamten Einkünfte des Stiftes sollen nun gleichmäßig auf die fünf Kanoniker verteilt werden. Bald aber widerruft der Bischof diese Anordnung, weil das Land in Heinde und Rössing in so schlechtem Zustand ist, daß bei dieser Teilung die vier bisherigen Kanoniker benachteiligt wären. Darum soll der Erstinhaber des fünften Kanonikats (Johannes von Engede) zwei Jahre lang mit dem Ertrag der sechs Hufen zufrieden sein. Danach soll alles gleichmäßig verteilt werden[52].

Noch im selben Jahr 1331 bestätigt Otto II., daß er mit Zustimmung des Domkapitels dem Magdalenenstift aus Mitteln ungenannter Personen vier Hufen in Helperde (wüst bei Sarstedt), 14 Joch (= Morgen) in Barnten und 39 Joch in Rössing geschenkt habe[53].

In einer weiteren Urkunde nennt Otto dann namentlich die Personen, die zum Erwerb der vier Hufen in Helperde beigetragen haben. Elf Personen hatten die erforderlichen 128 Mark aufgebracht[54]. Wie genau man bei solchen Rechtsgeschäften vorging, sieht man daran, daß vorher nicht weniger als sechs Urkunden ausgestellt wurden, davon fünf an einem Tage, dem 19. April. Die Herren von Escherde verzichten darin auf die vier Hufen zu Helperde, die ihr Vasall Berthold von Bilen von ihnen bisher als Lehen innehatte. Die Söhne des Herrn Hugo von Escherde werden verpflichtet, nach erlangter Großjährigkeit selbst auch noch – obwohl rechtlich unnötig – ihren Verzicht auf dieses Land zu erklären. Einer der Söhne bekundet bereits jetzt den Verzicht mit dem Bemerken, rechtlich sei diese Erklärung nicht erforderlich.

Schenkungen durch Bischof Heinrich III.

Um die Nachfolge Ottos entbrannte ein langjähriger Kampf zwischen dem Braunschweiger Herzog und Domherrn zu Hildesheim Heinrich, den das Domkapitel zum Bischof wählte, und dem von Papst Johannes XXII. ernannten Grafen Erich von Homburg. Erst 1355 wurden alle kirchlichen Strafen gegen Heinrich und das über Hildesheim verhängte Interdikt aufgehoben. Alle Stifte in der Bischofsstadt hatten durch die

---

[51] Doebner, UB I., 833, 19. Januar 1331.
[52] Desgl. UB IV., 1162; 6. Februar 1331.
[53] Desgl. UB IV., 1191; April 1331.
[54] Desgl. UB I., 826, 28. April 1331.

Streitigkeiten schwere Wunden davongetragen. Als Heinrich III. regierte der Braunschweiger dann noch bis 1362.

Ein festes Benefizium errichtete der Bischof an der Kapelle St. Pantaleon an der Dammbrücke, ausgestattet mit 12 Hufen in Feldern bei Sarstedt und vier Hufen in Hohenhameln, mit Weiden, Wiesen, Wäldern und Fischteichen. Ein Kanoniker des Schüsselkorbes soll diese Einkünfte des Benefiziums erhalten und in der Kapelle des Bischofs dessen Jahrgedächtnis begehen. Er hat an diesem Tag mehreren Stiften und Klöstern bestimmte Gaben zuzuteilen. Die Stiftsherren von St. M. Magdalenen erhalten von ihm eine halbe Stope Wein, ein Huhn, eine Kupfermünze[55]. Genauer bestimmte der Bischof später den Domdechanten zum Patron des Benefiziums, das er jeweils einem der Herren der bischöflichen Kapelle verleihen sollte. Doch alle bisherigen Dotationen reichten zum Lebensunterhalt noch nicht aus. Im Volksmund nannte man deshalb diese notorisch armen Kanoniker „Pferdeklemmer" (= Pferdediebe).

Conolfus, der Retter des Stiftes

Es folgten noch viele schwere Jahre für das Bistum. Durch häufige Fehden unter Bischof Gerhard (1365–1398) und Bischof Johann III. (1398–1424) verarmte das Bistum. Verpfändungen ohne Zahl waren der einzige Ausweg aus der dringendsten Finanznot. Auch der Schüsselkorb litt unter all diesem so sehr, daß ernstlich an seine Auflösung gedacht wurde. Die Kapelle war in einem trostlosen Zustand, die Häuser, die zum Stift gehörten, waren verfallen. Der einzelne Kanoniker hatte kaum mehr als sechs rheinische Goldgulden jährlich[56].

Da erstand dem Stift unerwartet ein großherziger Retter in der Not, den man später als einen zweiten Gründer bezeichnet hat. Es war der Domvikar und seit 1420 Kanonikus am Schüsselkorb Johannes Conolfus. Er gehörte zu den geistlichen Personen der Bistumsgeschichte, die trotz der allgemeinen Not erhebliches Privatvermögen besaßen und dies für kostspielige Verbesserungen in der Bischofsstadt zur Verfügung stellten. Conolfus entschloß sich, alle Schäden von Grund auf zu beseitigen.

In seiner Urkunde von 1424[57], die von der Rettung und Neuordnung des Stiftes handelt, schildert Bischof Johann III. den trostlosen Zustand des Schüsselkorbes und zählt dann die Verdienste des Conolfus auf. Danach hat dieser aus eigenem Vermögen die Kapelle innen und

---

[55] Desgl. UB II., 150, 2. Dezember 1358.
[56] Bischof Magnus am 23. Oktober 1425; Beitr. z. Hildesh. Gesch. II., S. 171.
[57] Beitr. z. Hildesh. Gesch. II., S. 169 ff.

außen beträchtlich erneuert und geschmückt. Er hat die alten Gebäude völlig renoviert und sogar einige neue Häuser errichtet. Vermehrt hat er auch die Einkünfte aus den verschiedenen Benefizien, und zu den vorhandenen fünf noch einige Kanonikate neu begründet. Zum Dank dafür überhäuft ihn der Bischof mit Dank und Lob und verleiht ihm außerordentliche Rechte, eine neue Ordnung für das Stift zu erlassen und lebenslang die Pfründen nach eigenem Ermessen zu verteilen.

Um seine Pläne wirksam ausführen zu können, tätigte Conolfus mehrere Käufe. Er kaufte 1420/21 den Schüsselkorb mit der Auflage, ihn in Bau und Besserung zu erhalten. Ferner kaufte er ein neben der Kapelle belegenes Hofstück, ein „blek", das er von Bischof Johann 1423 für 60 Rh. Gulden erstand. Der Bischof bestätigte den Kauf und erlaubte eine eingeschränkte Bebauung[58]. Ein weiterer Kauf wurde am Weißen Sonntag 1426 bestätigt, nämlich des „Kokenhofes" (= Küchenhof) „hinter der Burg" (= gelegentliche Bezeichnung für den gesamten Bischofshof). Auf dem Küchenhof befand sich ein Haus, das „leppelvoder" (= Löffelfutteral) hieß. Es hatte seinen Namen von der Nutzung für wirtschaftliche Zwecke des bischöflichen Haushalts. Mit den derzeitigen Bewohnern regelte Conolfus die geldliche Entschädigung[59]. Die Kaufbestätigung durch den Bischof vom 25. April 1426 nennt den Grund für seine Zustimmung zum Verkauf. Der Wohnraum der Kanoniker ist knapp, und für Gäste müssen sie um Quartier betteln[60]. Dies Leppelfoder wird von Johannes Busch erwähnt als Gästehaus für reformbereite Priester bei Tagungen.

Bischof Magnus (1424–1452) äußert sich 1425 ähnlich wie sein Vorgänger über die Verdienste des Vikars Johann Conolfus. Er nennt die Zahl von drei neuen Kanonikaten – so daß es nun deren acht gab – und setzt alle Verfügungen, die der Wohltäter für jetzt und die Zukunft getroffen hat, in Kraft[61].

Conolfus blieb über seinen Tod hinaus der Retter und Wohltäter des St. M. Magdalenenstiftes. In seinem Testament vor einem Notar vermachte er ihm allen Besitz, die Mobilien und Immobilien[62]. Nicht lange danach ist Conolfus gestorben. Näheres weiß Zeppenfeld[63]: „Er ward nach seinem Tode (1433) in der Schüsselkorbkapelle vor dem Hochaltar beigesetzt. Der Stein, der das Grab deckte, stellt einen Priester dar, und hat eine Inschrift; er liegt noch heutzutage am Trottoir bei dem Schloße."

---

58 Dombibl. Hild., Hs. 338, Nr. 13.
59 Desgl. Hs. 338, Nr. 19.
60 Desgl. Hs. 338, Nr. 17 u. 18 (gleichlautend).
61 Beitr. z. Hildesh. Gesch., II., S. 171 ff., 23. Oktober 1425.
62 Dombibl. Hild., Hs. 338, Nr. 21, 29. März 1432.
63 Neues Vaterländ. Archiv 1831, I., S. 258.

Der Dompropst Ekkehard von Hahnensee junior stiftete 1429 den Kanonikern des Stiftes jährlich drei Gulden[64].

Pfründen aus drei Kapellen

In diesem Jahrzehnt kamen weitere Einkünfte von drei Kapellen in die Verfügung des Stiftes. Im übelbeleumundeten Lederhagen (jetzt Kläperhagen) stand eine Ägidiuskapelle, zu der aber wegen des schlechten Rufes der Straße kaum noch Besucher zum Gottesdienst erschienen. Darum schloß nun Bischof Johann III. (1398–1424) die Kapelle, übertrug die Pfründe auf den Altar der Jungfrau Maria und des hl. Ägidius in der Hofkapelle und verfügte, daß der Rektor der Ägidienkapelle am genannten Altar des Stiftes die Meßverpflichtungen erfülle. Das Inventar wurde ebenfalls dem Kanonikerstift übereignet[65].

Auf dem Alten Markt lag eine St.-Severinus-Kapelle. Sie gehörte zu einem Hof, auf dem ein Priester Oddo gewohnt hatte. Die Ritter Johann und Cord von Saldern hatten 1356 ihrem Bruder, dem Knappen Bodo, den von ihm eingelösten Hof nebst Kapelle übereignet. Die Brüder hatten das Haus des Priesters Oddo selber vom Bischof als Lehen erhalten[66]. Bodo und dann der jeweils älteste Nachkomme der Familie Bodos sollten als Lehnsherren einem Priester die Kapelle verleihen. Nach Erlöschen des Mannesstammes sollte die Kapelle dem Domstift zufallen. Nach dem Tode aller drei Brüder verfügte nun Bischof Magnus frei über die Einkünfte der Kapelle. Mit ihrem Benefizium verleibte er sie 1428 dem Schüsselkorb ein[67]. Den Kanonikern erlegte er die Pflicht auf, die Kapelle nicht verfallen zu lassen, sie in Besserung zu halten und alle an der Kapelle gestifteten Messen zu feiern.

Einige Jahre später, Conolfus, letzter Eigentümer der Kapelle, war 1433 gestorben, kamen juristische Zweifel auf, ob die Übertragung von 1428 hieb- und stichfest erfolgt sei. Bischof Magnus stellte 1436 eine neue Urkunde aus und wiederholte nachdrücklich, die Kapelle solle für immer dem Schüsselkorb verbunden bleiben. Mit dieser Urkunde sollten alle Defekte der ersten Übertragung geheilt sein[68].

---

64 Berth. Behrens, Historia Praepositorum, 1705, S. 36. Ekkehard war seit 1423 Dompropst.

65 Doebner, UB III, 999; 26. April.

66 Desgl. UB II, 99; 12. März 1354.

67 Desgl. UB IV, 8; 14. Februar 1428. Dombibl. Hild. Hs. 338, Nr. 42.

68 Desgl. UB IV, 276; 1436.

Im Kloster der Magdalenerinnen gab es eine Kapelle, die der Familie von Saldern gehörte. Nun verzichteten die Klosterschwestern auf die mit dem Altar verbundene Pfründe. Der Bischof übertrug auch dies Benefizium unter Auflage der Meßverpflichtungen auf das Stift in seiner Hofkapelle[69].

Hausbesitz auf dem Alten Markt

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts sehen wir das Stift im Besitz zweier Häuser auf dem Alten Markt. Sie bildeten eine Einheit, und in einem dieser Häuser befand sich die Severinuskapelle. Ursprünglich war der Bischof ihr Besitzer. Dort wohnte ein Priester Oddo, und nach ihm wird der Besitz oft Herrn Oddes Hof genannt. Auch eine Hildesheimer Ratsfamilie hat darin gewohnt, und nach ihr hieß das Anwesen auch der Luremannshof. Johannes Conolfus hat wohl schon zu Beginn seiner Reform dies Anwesen vom Bischof erworben. Er wird in einer Urkunde vom 14. Februar 1428 als Besitzer genannt[70].

In den Annalen des Rektors der Fraterherren, Peter Dieburg, erfahren wir, daß eines der beiden Häuser 1440 den neu nach Hildesheim gekommenen Fraterherren als vorläufige Bleibe vom Magdalenenstift angeboten wurden. Die Ankömmlinge, die nur schwer eine Bleibe finden konnten, wohnten dann dort von 1440 bis Ostern 1443[71].

Wegen dieser Häuser hat es mit dem Rat der Stadt viel Ärger gegeben. Die Steuerimmunität des Klerus bildete eine Quelle häufiger Rechtsstreitigkeiten. Nach vielem Hin und Her mußten sich die Kanoniker unter starkem Druck bereit erklären, innerhalb von acht Jahren diese Häuser an schoß- und dingpflichtige Bürger zu verkaufen. Bis zum Verkauf sollten sie dem Rat jährlich vier Pfund neue Hildesheimer Pfennige zahlen. Der Vertrag wurde 1459 geschlossen[72]. Gruber kommentiert dies, der Rat habe schon immer gemeint, daß der Geistlichkeit wohl etwas abzuzwacken sei. Eines der Häuser ist denn auch 1466 an einen Hildesheimer Bürger Heinrich Dräger verkauft worden. Die Lage des Hauses wird bezeichnet als Haus und Hof zwischen Heinrich von Verden und . . . Segers[73].

---

69 Desgl. UB IV, 11; 24. Februar 1428.

70 Dombibl. Hild. Hs. 338, Nr. 41.

71 R. Doebner, Annalen u. Akten d. Brüder des gemeinsamen Lebens im Lüchtenhof zu Hildesheim, 1903, S. 4 ff.; Brüggeboes, Die Fraterherrn im Lüchtenhof zu Hildesheim, 1939, S. 9 ff.

72 Kopie i. Stadtarchiv Hildesheim, 91/476; dort auch i. einer Zeitschr. ohne Titel u. Jahr gedruckt; bei Gruber findet sich auch die Urkunde i. Abschrift hoch- u. plattdeutsch; ferner Dombibl. Hild. Hs. 338, Nr. 44.

73 Dombibl. Hild. Hs. 1064. Abschrift d. Urkunde von 1466 i. Jahre 1857.

Wann das zweite Haus verkauft worden ist, wissen wir nicht. Gruber[74] schreibt um 1770, daß das Kapitel kein Haus mehr auf dem Alten Markt besitze.

Das Stift kaufte 1435 von Ludolf von Escherde neun Hufen bei Helperde vor Sarstedt für 700 Rh. Gulden[75].

Dann hören wir länger nichts mehr über Veränderungen des Besitzstandes. Auf einem losen Blatt gibt es Notizen über die Armut der Kanoniker in der Zeit nach 1730[76]. Es heißt darin: „Die canonici dieses Stiftes müssen, wenn der Bischof sich in der Residenz aufhält, einer um den andern zur Tafel aufwarten und beten. Sie werden deswegen auch von der bischöflichen Tafel gespeist. Statt dessen bekommt ein jeder anitzo 30 Mariengülden, und daneben 2 Fuder Korns, zuweilen auch 3¼ Fuder, ungefähr zusammen 100 Reichstaler Aufkünfte. Sie haben bei den von Alten 3000 Rtl. auf Renten stehen und zwölf Gärten vor Gronau. Sie mußten ihre Pröben (= praebenda) vordem von gemeinen Leuten, als von des Bischofs Küchenjungen und Vögten auf der Neustadt empfangen." Ganz ähnlich berichtet ein Autor J.C.H. 1753[77].

Ein Grubersches Verzeichnis

In seiner Geschichte des Cartallum (um 1770)[78] zählt Gruber folgende Einkünfte aus Haus- und Landbesitz auf:

14 Gärten, davon 12 vor Gronau, einer in Hildesheim an der Straße zum Nikolai-Friedhof in Richtung St. Mauritius, einer ebenfalls in Hildesheim am Almstor „vor der Stadt".

In Adenstedt eine Hufe Land.

Sechs Häuser sind im Besitz des Stiftes: Das Senioratshaus, unmittelbar neben der Magdalenenkapelle; drei Häuser nebeneinander auf dem Kleinen Domhof, bewohnt von den drei nächst dem Senior am längsten dem Stift angehörenden Mitgliedern. Diese vier Kanoniker wohnen mietfrei. Ein Haus in der Schuhstraße, zwischen der „Kaffeeschenke" und dem Haus des vormaligen Gärtners Christoph Quensen. Zur Zeit bewohnt es der Schön- und Blaufärber Schiffer gegen jährliche Miete. Ein Haus neben der St. Ägidiuskapelle im Kläperhagen. Um dieses Haus gab es langwierigen Streit mit der Stadt.

Wie aus den Akten des 18. Jahrhunderts hervorgeht, war ein größeres Grundstück neben St. Ägidius dieser Kapelle bereits 1298 von Bischof

---

74 Dombibl. Hild. Hs. 336 a, S. 31.
75 Neues Vaterländ. Archiv 1831, I., S. 267 ff.
76 Dombibl. Hild. Hs. 1064.
77 Hann. gelehrte Anz. 1753. St. 64, Sp. 949 ff.
78 Dombibl. Hild. Hs. 336 a.

Siegfried „beigelegt" worden. Es wurde dann mit mehreren Häusern bebaut. Eines dieser Häuser gehörte um 1770 dem St.-Magdalenen-Stift. Es wurde „von unserem Concanonico Helmsen", der zugleich Vicarius am Stift Hl. Kreuz war, gegen Miete bewohnt. Das Haus war wenige Jahre vor Grubers Niederschrift neu gebaut worden und hatte drei Etagen. Auch hier erhob die Stadt eine Forderung auf die bei bürgerlichen Häusern üblichen Abgaben.

Vertreten wurde das Stift in seinem Protest durch den Notar Johannes Petrus Mosqua, der die Freiheit von städtischer Jurisdiktion behauptete, weil das Areal ursprünglich ein fürstliches Lehen gewesen und dann in den Besitz des Schüsselkorbes gekommen sei. Die Stadt hatte einen Soldaten dort einquartiert, und der Kläger verlangte dessen „Abführung". Der erpreßte und nur unter Protest gezahlte Reichstaler solle zurückerstattet werden[79]. Die Stadt behauptete, Jurisdiktion über das Haus zu haben, weil das Haus erst später auf dem unbebauten Land errichtet worden sei, die Argumente des Stiftes also nicht stichhaltig seien und die entgegengesetzte Praxis für das Recht der Stadt spreche. Jahrelang dauerten die Auseinandersetzungen. Schließlich schrieb das Stift 1764[80] an den Fürstbischof Friedrich Wilhelm und teilte mit, es habe bereits unter Druck für die Vergangenheit 30 Reichstaler gezahlt. Der Bischof möge sich doch für die Rückzahlung dieser Summe einsetzen. Mehrfacher Briefwechsel zeigt, daß die Sache nicht weiter kam.

Einkünfte im 18. und 19. Jahrhundert

In einem Register aus der Endzeit des Stiftes finden sich genaue Angaben über die Einkünfte des Stiftes an Naturalien und Pachtgeldern[81]. Zeppenfeld hat es abgedruckt[82]. Danach hatte der Schüsselkorb bis zu seiner Auflösung folgende Einnahmen:

1. Von einem Meierhof zu Heinde 25 Scheffel Roggen und 25 Scheffel Hafer.
2. Von einem Meierhof zu Rössing 20 Scheffel Roggen, 20 Scheffel Gerste und 20 Scheffel Hafer.
3. Von einem Meierhof zu Helperde vor Sarstedt vier Scheffel von jeder der drei Kornarten, und von einem zweiten Hof dortselbst 22 Scheffel jeder Kornart.

---

79 Stadtarchiv Hild. 91, Hs. 476, 16. Oktober 1761.

80 Desgl. 91, Hs. 476.

81 Niedersächs. Staatsarchiv, Hildesheim, Br. 3, 3a Nr. 3.

82 Beiträge z. Hildesh. Gesch. II., 1829, S. 154f.

4. Von einem Meierhof zu Barnten vier Scheffel Weizen, 30 Scheffel Gerste.
5. Von zwei Meiern zu Sibbesse je einen Scheffel Weizen, ein Fuder Roggen und ein Fuder Hafer.
6. Von zwei Meierhöfen zu Achtum je fünf Scheffel Weizen, 22 Scheffel Roggen, und elf Scheffel und eineinhalb Himpten Hafer.
7. Aus Bavenstedt zehn Scheffel Weizen, ein Fuder vier Scheffel Roggen, 34 Scheffel Gerste und 23 Scheffel 1 Himpten Hafer.
8. Von drei Meierhöfen zu Gronau acht Scheffel $1^3/_5$ Himpten Roggen, sieben Scheffel $1^3/_5$ Himpten Gerste und 14 Scheffel $^3/_5$ Himpten Hafer.
9. Den Zehnten zu Ummeln.
10. 32 Hofhühner aus Heinde, Rössing, Barnten, Sibbesse, Hohenhameln und Lafferde.
11. Aus den Dörfern wie unter 10. Hofzins in Höhe von einem Taler, einem guten Groschen, vier Pfennigen.
12. Gartenzins von 10 Gärten vor Gronau und zweien vor Hildesheim.
13. Hausmiete von vier Häusern in der Schuhstraße und im Kläperhagen.
14. Einnahmen aus Kapitalien.
15. Einnahmen vom Dom ex registro bursatiatus, ex obedientia Henningi de Domo, ex oblegio in Sarstedt, ex aurea Missa, a vicario St. Annae in ambitu 1 Taler sieben gute Groschen[83].

In einem Verzeichnis der Einnahmen und Ausgaben von 1728/29 (von Michaelis bis Michaelis) werden 287 Taler und 53 Mariengroschen aufgeführt; der Überschuß betrug 24 Taler und 12 Mariengroschen[84].

Im Jahre 1803/4 hatte das Stift an Einnahmen 1030 Taler, 12 Mariengroschen, 2 Pfennige, denen Ausgaben von 1042 Taler, 13 Mariengroschen, 5 Pfennigen gegenüberstanden[85].

Das Register der Totenbruderschaft (Armenseelenbruderschaft) von 1803/4 wies 233 Taler und 7 Pfennige Einnahmen gegenüber 231 Talern, 19 Groschen, 6 Pfennigen Ausgaben nach[86].

---

[83] Henning von Haus war Bischof von 1471–1481; Missa aurea = Goldene Messe: die Stiftung d. späteren Bischofs Ottos II. 1415; St. Anna in ambitu = die kleine Annenkapelle im Kreuzgang d. Domes.
[84] Niedersächs. Staatsarchiv Hannover, Abt. Hildesheim Nr. 3, 3 a, Nr. 2.
[85] Desgl. Hildesheim Nr. 3, 3 a, Nr. 3.
[86] Desgl. Br. 3, 3 a Nr. 3.

Akzidenzien

Gruber[87] ist es wieder, der noch genau über die kleinen Nebeneinnahmen seiner Zeit Bescheid weiß. Er bietet eine Liste der Zuwendungen, die den Kanonikern im Zusammenhang mit Meßfeiern oder Festtagen zustehen, und zwar – wie damals allgemein – aus frommen Stiftungen.

1. Am Fest der Bekehrung Maria Magdalenens[88] erhält der Zelebrant 12 Groschen; die beiden Herren Ministranten (es waren auch Kanoniker) je neun Groschen. Auf diesen Tag sind acht weitere Messen fundiert, und jeder Zelebrant einer solchen erhält neun Groschen. Zur Verfügung stehen ferner 18 Groschen zur Verteilung an jene, die morgens in der Messe und nachmittags in der Vesper gewesen sind. An diesem Tage kommt ein Kapuzinerpater vom Brühl zum Beichthören. Er empfängt dafür neun Groschen.

2. Am Fest der Weihe der Kapelle des Stiftes[89] stehen zwei Rtlr. für acht Messen zur Verfügung. Die Regelung ist entsprechend der am vorhergehenden Fest. Doch bekommen der Senior, der Kanoniker, der den Wochendienst hat, der Kellner (= Rendant des Stiftes) und wiederum der Kapuziner als Beichtvater je neun Groschen. – Am folgenden Tage wird nochmals ein Hochamt gefeiert mit Choralgesang. Zelebrant und Ministranten empfangen je neun Groschen.

3. Interessant ist die Mitteilung von Gruber über Zuwendungen an bestimmten Tagen des Kirchenjahres. Am Fest Mariä Reinigung (2. Februar) wird jedem Kanoniker ein Wachslicht von 1/4 Pfund Gewicht gereicht. – Am Gründonnerstag bekommt jeder ein bestimmtes Maß gesegnetes Brot und Wein, „gleich wie bei anderen Kapiteln gebräuchlich". – Jeder, der am Karsamstag in der Kirche ist (= im Dom), erhält vier Mariengroschen, der Ministrant acht.

Schließlich führt Gruber noch die Anniversarien an und zählt 18 Tage auf, an denen sie für Verstorbene gehalten werden.

Einkünfte aus entliehenen Kapitalien

Es war üblich, daß kirchliche Institutionen erspartes Geld gegen Zinsen ausliehen. Das ist auch vielfach vom Schüsselkorb so gehandhabt wor-

---

87 Geschichte d. Hof- u. Kollegiatkapelle, Dombibl. Hild. Hs. 336 a, S. 24 f.

88 Dombibl. Hild. Hs. 338, Nr. 144: ... „in festo Conversionis B. B. Magdalenae-quod incidit in Calendas Martii", Fest also am 1. März. Dagegen in Lauban am 10. März: Paul Skobel, Das jungfräuliche Klosterstift zur Heiligen Maria Magdalena von der Busse zu Lauban. Verl. Konr. Theiss, Stuttgart u. Aalen 1970, S. 152.

89 Der Weihetag ist nicht bekannt.

den. Kapitalien wurden für längere oder kürzere Zeit an Klöster oder Einzelpersonen geliehen. Die Liste dieser Vorgänge ist nur lückenhaft auf uns gekommen. Was bei der Auflösung 1810 noch bestand, ist aus einer Aufstellung bekannt, die noch zu erwähnen sein wird. Interessant ist dabei, daß es auch früher eine Art von Inflation gab, indem das Münzgeld nicht mehr in „vollwichtigem" Silber oder Gold hergestellt wurde und daher an Wert verlor.

1. In den Jahren 1769–1779 führte das Stift Klage gegen die Kämmerei der Altstadt wegen rückständiger Rentenzinsen. Es ging darum, daß die Münzsorten, mit denen Schuldner jetzt das Kapital zurückzahlten, nicht dem Wert entsprach, den das ausgeliehene Kapital damals gehabt hatte. Sechs Jahre nach Klageerhebung erging das Urteil am 15. Mai 1775: Die Klage wurde abgewiesen, die Kosten wurden gegenseitig aufgerechnet. Am 14. August 1775 appellierten die Stiftsherren an die Hochfürstliche Regierung des Hochstiftes Hildesheim. Ein Erfolg ist nicht bekannt, dürfte auch kaum erzielt worden sein[90].

2. Mehr wissen wir über einen Streit aus dem gleichen Grunde mit der Abtei St. Michael[91]. Sie hatte vom Stift S. M. Magdalenen im Jahre 1465 den Betrag von 500 „vollgewichtigen Gulden" zu einer jährlichen Rente von 20 Gulden erhalten. Als die Münzverschlechterung eingetreten war, forderten die Stiftsherren eine Änderung des Vertrages. Sie wurde abgelehnt. Von beiden Seiten wurden scharfsinnige juristische Schriftstücke ausgetauscht. Schließlich klagte der Schüsselkorb, und es kam zu weitläufigen, teuren Prozessen. Als Bischof Burchard um Schlichtung gebeten wurde, bestellte er den Abt von St. Godehard und den Domdechanten zu Kommissaren. Es kam am 3. Dezember 1568 zu einem Vergleich: für jeden Zinsgulden sollten 20 Mark bezahlt werden. Erneut wurde 1695 in einer verträglichen Tonart verhandelt. Die Vereinbarung von 1465 soll zwar getreu eingehalten werden, aber wegen der fortgesetzten Entwertung sollen in Zukunft 30 Mark gezahlt werden. Als einmaligen freiwilligen Zuschuß zu den Prozeßkosten will die Abtei weitere 30 Mark zahlen. Bis zur Aufhebung des Klosters St. Michael ist die Schuld niemals zurückgezahlt worden. Das Rentenverhältnis blieb bestehen.

3. Eine vollständige Übersicht über die Rentenbezüge des Schüsselkorbes enthält eine Aufstellung von 1812. Die Verwaltung der Domänen zu Hildesheim übersandte dem Domänen-Einnehmer Hagemann unter Nr. 987 des Ordnungsregisters am 15. Mai 1818 (oder 1819?) eine „Nachweisung der Renten vom Jahre 1811, welche zu den

---

[90] Stadtarchiv Hildesheim, Hs. 91/477.

[91] Dombibl. Hild. Hs. 1064; Hs. 338, Bl. 213 v–215; 212 f.

Präbenden des aufgehobenen Magdalenen Stift in Cartallo zu Hildesheim gehören"[92].

In der Abschrift vom 8. Juni 1812 werden unter 15 Nummern als Debitanten aufgeführt:

1. Die vormalige Landschaft, jetzt Amortisationskasse; elfmal;
2. das Sültekloster, jetzt Amortisationskasse; dreimal;
3. das Kloster St. Michael, jetzt Amortisationskasse; einmal.

Die Daten der eingegangenen Verträge liegen:

im 15. Jh. eine (St. Michael);

im 16. Jh. zwei;

im 17. Jh. eine;

im 18. Jh. elf.

Der Zinsfuß beträgt nur zweimal 4½ Prozent, sonst stets 3½ Prozent. Die Gesamtsumme der ausgeliehenen Kapitalien beträgt rund 5674 Taler. Dazu kommen noch einige ganz geringe Beträge von Einzelpersonen[93]

Im ganzen gesehen gab es für das Stift nie eine Zeit geldlicher Sorglosigkeit. Daher mußten die Kanoniker versuchen, sich zusätzlich Einnahmen zu verschaffen, vor allem dadurch, daß sie noch eine Vikarie im Dom, eine Seelsorgstelle oder Altarpfründe zu erlangen suchten.

5. Kapitel

Aus der äußeren Geschichte des Schüsselkorbes

Die Hauptgebäude der Stifts-Kapelle und des anschließenden Wohnhauses waren von einer Anzahl anderer Häuser umgeben, die fast alle irgendwie zur bischöflichen Hofhaltung gehörten. Ein dort wohnender Domvikar des Andreasstiftes mußte für das Magdalenenstift Platz machen und bekam Wohnung auf dem Kleinen Domhof „vor der stinkenden Pforte"[94]. Mehrere ehemals bischöfliche Gebäude erwarb für die große Renovierung der Domvikar Conolfus. Einige davon lagen ebenfalls auf dem Kleinen Domhof. Zeppenfeld weiß[95]: „Cunolfi bewirkte, daß dem Schüsselkorbe der Küchenhof des Fürstbischofs überwiesen ward. Dieser Hof lag hinter der Burg, zwischen dem Leppelfoder (Haus für Bereitung und Aufbewahrung der Speisebrühen. Hier wohnt

---

[92] Desgl. Hs. 1064.
[93] Dombibl. Hild. Hs. 1064.
[94] Letzner, Hildesheimsche Chronik, Dombibl. Hild. Hs. 885, S. 21.
[95] Neues Vaterländ. Archiv 1831, I., S. 265.

jetzt der zeitige Dompastor) und dem Haus des Vicarii Sanctae Andreae (das Eckhaus unten am kleinen Domhofe). Diese Parzelle war im Jahre 1420 . . . auf Leibgeding weggegeben. Dieser Küchenhof (das nachherige, noch bekannte Brauhaus, am kleinen Domhofe belegen), ward von dem Schüsselkorb . . . im Jahre 1457 der Vikarien-Communität verkauft." Der Preis betrug 330 gute vollwichtige Rheinische Gulden.

Entscheidende Veränderungen im Verhältnis zwischen Bischof und Stadt geschahen gerade zur Gründungszeit unseres Stiftes. So war es durchweg in allen Bistümern. Der Schutz der Domburg geht vom Bischof auf die Stadt 1311 über. Bald wohnen die Bischöfe überwiegend außerhalb der Stadt. Schon der Nachfolger Siegfrieds, der 1307 das Stift gegründet hatte, nämlich Bischof Heinrich II. (1310–1319), beginnt die Feste Steuerwald zu bauen, die ihn vor der Stadt schützen sollte. In der Folgezeit haben die Bischöfe mehr dort als auf dem Domhof gewohnt. Nur zwei Bischöfe des 15. Jahrhunderts verließen Steuerwald nach Aufgabe ihres Amtes und bewohnten den Bischofshof in Hildesheim, Bischof Magnus 1452 und Bischof Henning 1487. Für die Kanoniker von St. M. Magdalenen bedeutete das den praktischen Fortfall des Herrendienstes. Das scheint den inneren Zusammenhalt des Kapitels gelockert zu haben. Jedenfalls gestattete Bischof Johann IV. 1508, den gemeinsamen Tisch für ein Jahr aufzuheben[96]. Dies war wohl der Beginn weiterer Lockerung bis zur endgültigen Aufhebung der so lange aufrecht gehaltenen Tischgemeinschaft.

Die Einführung der Reformation in Hildesheim 1542 berührte in mehrfacher Hinsicht auch den Schüsselkorb. Von baulichen Zerstörungen durch die Bürger blieb er zwar verschont. Aber der Gottesdienst durfte nicht mehr für die Gläubigen der Stadt gehalten werden. Die Teilnahme am Gottesdienst in der Bischöflichen Hofkapelle wurde am 12. November 1542 unter Strafe von 20 Pfund verboten[97].

Schlimmer erging es dem Besitz des Stiftes auf dem Alten Markt. Die Severinuskapelle wurde abgerissen und „die zu ihr gehörigen Häuser und Buden wurden vom Rate entzogen"[98].

Längst war der altkirchliche Grundsatz der Steuerfreiheit für Kirche und Klerus aufgeweicht worden. Seit der Stiftsfehde 1519 hatte die Stadt mit wachsendem Erfolg dies Privileg eingeengt. Die Bürger ertrugen es nicht länger, daß sie immer mehr steuerlich zur Ader gelassen wurden, während eine große Zahl kirchlicher Institute und Kleriker von diesen Lasten frei waren. So kam es, daß die Stadt die Er-

---

96 Zeppenfeld, Neues Vaterländ. Archiv 1831, I., S. 271.

97 Bertram, Gesch. d. Bistums Hildesh., II., S. 132.

98 Desgl., a.a.O., II., S. 135.

richtung neuer kirchlicher Institutionen zu verhindern suchte, oder sie dann doch zu Steuern heranzog. Wohnhäuser in kirchlichem Besitz sollten nicht mehr steuerfrei bleiben, wenn sie an Bürger vermietet wurden. Kirchliche Einrichtungen sollten zu Abgaben für städtische Belange genötigt werden. Immer mehr Steuern mußte die Stadt erheben, um den Schäden durch Fehden und der Vorsorge für die Befestigungsanlagen gerecht werden zu können. So mußte der Schüsselkorb in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts für Festungswerke 15 Gulden[99], an „Landschatz und Subsidien" 16 Gulden[100], und ebenso wie die anderen Stifte eine Steuer für die evangelischen Prädikanten zahlen[101], die von katholischen Institutionen also zwangsweise miterhalten wurden.

Aber auch innerkirchliche Abgaben bildeten in der damaligen schlechten Zeit eine Belastung. So gab es das Subsidium und die sogenannte Willkomms-Schatzung, Abgaben an den neugewählten Bischof. Damit deckte er die Kosten für die päpstliche Bestätigung seines Amtes und die kaiserliche Verleihung von Regalien. Der Landtag befaßte sich 1614 mit diesen Fragen und dem Anteil der Städte und Stifte. Nach einer innerkirchlichen Regelung sollten die Domvikare 25 Taler, das M. Magdalenenstift acht Taler aufbringen[102].

Der Bischofshof, der sich nie mit Bischofspalästen reicher Bistümer vergleichen konnte, bedurfte wieder einmal einer erheblichen Erneuerung. Sie geschah von 1590–1593 und betraf das Lang- und Hinterhaus. Nicht einbezogen werden konnte aus Geldmangel die Reparatur am Vorhaus, Pfortenhaus und dem Schüsselkorb[103]. Ein Rat Dr. Busche hat dann 1595/96 das „Bornhaus" zur Küche ausbauen lassen. Er wollte verhindern, „daß die im Schüsselkorb, so damals auf den Hinterhäusern wohnten, über die niedrigen Mauern aus allen Gemächern in den bischöflichen Hof sehen konnten"[104].

Von einer Verbesserung erfahren wir erst, als Fürstbischof Jobst Edmund von Brabeck (1688–1702) einen neuen Turm bauen ließ und einen neuen Hochaltar stiftete. Zeppenfeld, der es überliefert, fügt hinzu: „... woran sich unschicklich das von Brabecksche Wappen befand."[105] Beim Abbruch der Kapelle 1827 fand man im Turmknauf zwei Münzen, eine von 1698, die andere von 1700[106].

---

99 Bertram, a.a.O., II., S. 223.
100 Desgl., II., S. 221.
101 Desgl., II., S. 223.
102 Desgl., III., S. 4 ff.
103 Hamann, Niedersächs. Jahrb. f. Landesgesch., Bd. 36, S. 47.
104 Zitiert bei Hamann, a.a.O., S. 47, Anm. 122.
105 Neues Vaterländ. Archiv, 1831, I., S. 274.
106 Desgl. I., S. 274 f.

Gefahr des Abbruchs

Fast wäre der Schüsselkorb den großen Bauplänen des Fürstbischofs Clemens August (1724–1761) zum Opfer gefallen, um abgebrochen und an anderer Stelle wiederaufgebaut zu werden. Zweimal nur weilte der Fürstbischof in Hildesheim, 1729 und 1744, und beidemal bedeutete es Beginn und Fortführung großzügiger Pläne für den Bischofshof. An der Seite, wo der Schüsselkorb stand, sollte ein Flügel ähnlich dem sogenannten Ostflügel errichtet werden. Das hätte die Zerstörung der Hofkapelle und des anschließenden Wohnhauses bedeutet. Die Kanoniker hatten den Mut, sich dagegen aufzulehnen. Sie wandten sich an die Kurie in Rom und erreichten tatsächlich ein Verbot des Abbruchs.

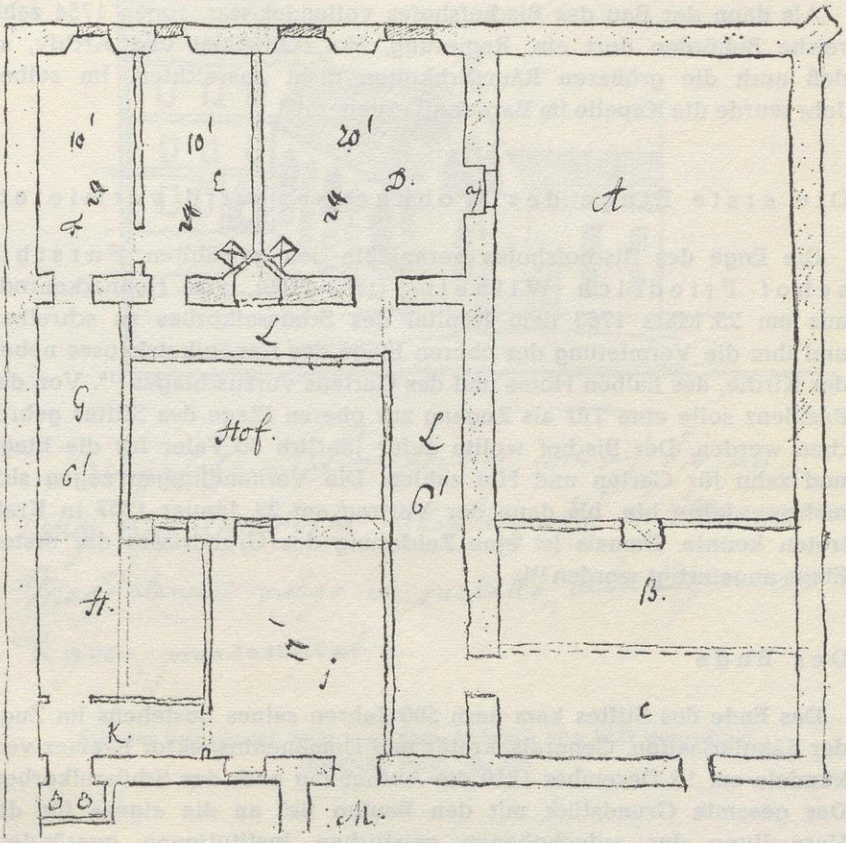
Zwei zeitgenössische Berichte sagen darüber: „Als nach dem Jahr 1730 der Bischöfliche Palast und das Kanzleihaus neu gebauet oder ausgebessert wurden, wurden diese Herren (= des Schüsselkorbes) erinnert, daß sie ihre Kirche fortrücken lassen möchten. Sie schlugen es ab, weil das alte Kirchenrecht verbiete, die Stiftungen fortzurücken. Sie führten ihre Sache also aus, daß alles, was ihnen zugehörte, im vorigen Stande blieb." [107]

Ein anderer Autor schreibt ein Jahr später: „Bei dem vorgewesenen, und noch nicht vollführten Bau der Bischöflichen Residenz und Kanzlei, sollte die ermeldte Kapelle ganz weg gebrochen werden, die Canonici aber nunciierten dem Stuhl zu Rom novum opus, es erfolgte ein Verbot, und bieb solche bis hieher stehen. Weder vor noch rückwärts ist eine Fortrückung und neuer Bau sotaner Kapelle, wegen Ermangelung des Raumes nicht möglich, sondern es müßte solchen falls ein ganz anderer Platz gesucht werden." [108]

Die Klageschrift und weitere Akten darüber sind nicht zu ermitteln. So wissen wir nicht genau, welche rechtlichen Argumente die Kanoniker gegen den Plan des Abbruchs ins Feld geführt haben. In den „Regulae iuris", die unter Bonifatius VIII. (1294–1303) verfaßt und dem Liber Sextus angehängt wurden, lautet die 51. Rechtsregel: „Semel Deo dicatum, non est ad usus humanos ulterius transferendum" (Was einmal Gott geweiht wurde, darf nicht zu profanen Zwecken überlassen werden). Aber von dieser Vorschrift gab es im Laufe der Zeit doch manche Ausnahmen. So gestattete das Tridentinum in der Sessio XXI vom 16. Juli 1562, canon VII, Kirchen zu ehrbarem profanem Gebrauch freizugeben, die auf keine Weise erhalten werden könnten.

---

[107] Hannov. Magazin 1753, St. 64, Sp. 949 ff.
[108] Hannov. Gelehrte Anz. 1754, St. 62, Sp. 864.



A. Schüsselkorbs capelle.
B. Oratorium.
C. Degagement.
D. Krankenstube woraus man bei
auf in die Capelle sehen kan
E. Stube für die alt frau.
F. G. H. Althaus mit Schränken
I. Bedienten cammer für den Herr
Oberhofmarschal Exel.
K. abtrit.
L. L. Degagement
M. Garderobe für den Herr
Oberhofmarschal Exel

Angefertigt 1767. Zeigt die erste Etage des Kanonikalhauses.
Nieders. Landesarchiv, Hs. Hild. Br. 1 Nr. 6853.

Als dann der Bau des Bischofshofes vollendet war, zogen 1754 zahlreiche Behörden dort ein, Regierung, Hof, Offizialat und Archiv, so daß auch die größeren Räumlichkeiten nicht ausreichten. Im selben Jahr wurde die Kapelle im Barockstil erneuert[109].

Die erste Etage des Wohnhauses wird vermietet

Die Enge des Bischofshofes veranlaßte den gewählten Fürstbischof Friedrich Wilhelm (1763–1789), von Henneckenrode aus am 25. März 1763 dem Kapitel des Schüsselkorbes zu schreiben und ihm die Vermietung der oberen Etage des Kanonikatshauses neben der Kirche, des halben Hofes und des Gartens vorzuschlagen[110]. Von der Residenz solle eine Tür als Zugang zur oberen Etage des Stiftes gebrochen werden. Der Bischof wollte dafür jährlich 50 Taler für die Etage und zehn für Garten und Hof zahlen. Die Verhandlungen zogen sich mehrere Jahre hin, bis dann der Vertrag am 23. Januar 1767 in Kraft treten konnte. Damals ist eine Zeichnung des Grundrisses der ersten Etage angefertigt worden[111].

Das Ende

Das Ende des Stiftes kam nach 500 Jahren seines Bestehens im Zuge der Säkularisation. Generalsekretär und Domäneninspektor Kramer verkündete am 15. Dezember 1810 die Aufhebung auch des Schüsselkorbes. Das gesamte Grundstück mit den Bauten fiel an die eigens für die Verwaltung der aufgehobenen geistlichen Institutionen gegründete Klosterkammer. Auch alle Kapitalien fielen an den Staat, sogar die Stiftungsgelder für Seelenmessen, die für die Skapulierbruderschaft (der Armenseelenbruderschaft) gestiftet worden waren. Damit nicht genug: Am 6. Februar 1812 machte der Unterpräfekt Freiherr von Hammerstein bekannt, daß laut königlichem Dekret vom 11. Januar 1812 mehrere Kirchen der Stadt und Umgebung aufgehoben und geschlossen seien. Unter ihnen befand sich auch der Schüsselkorb. Damit war jeder öffentliche Gottesdienst in der Kapelle verboten[112].

Fünfzehn Jahre später, zwischen August und Oktober 1827, wurde die Kapelle nebst Wohnhaus abgerissen, „ohne Consens der kirchlichen

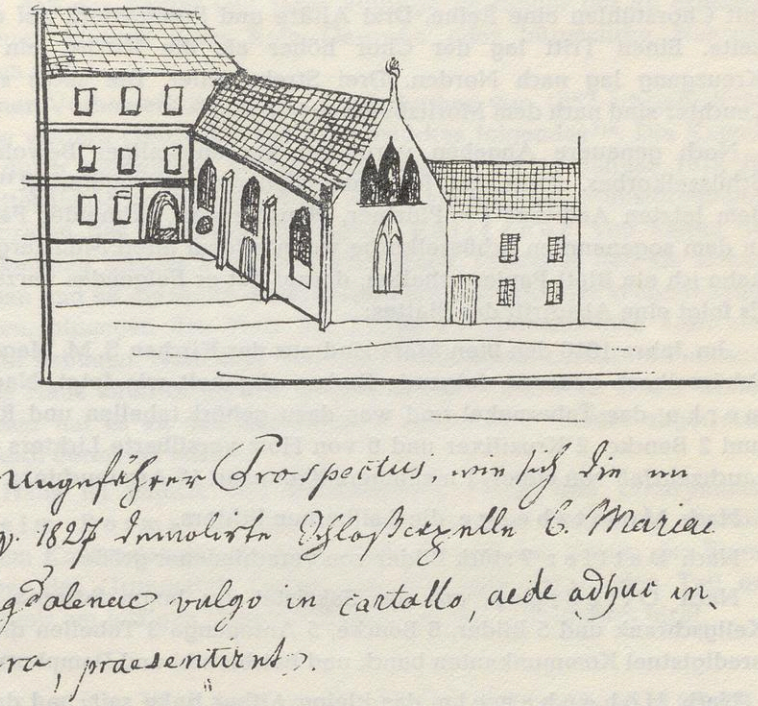
---

[109] Bühring, Bericht z. Grabung auf d. Domhof zu Hildesheim, in: Niederd. Beiträge z. Kunstgesch. Bd. VI, S. 40.

[110] Nieders. Staatsarchiv, Hs. Hildesheim, Br. 1, Nr. 6853, Dombibl. Hild. Hs. 1064.

[111] Niedersächs. Staatsarchiv, Hild. Br. 3, 3a Nr. 4; dort mehrere Schriftstücke z. Sache.

[112] Bertram, a.a.O., S. 209 f.



Aus der Erinnerung kurz nach dem Abbruch von 1827 gezeichnet.
Dombibl. Hild. Hs. 335.

Behörde", wie Zeppenfeld bemerkt. Beim Abbruch waren alle ehemaligen Kanoniker bereits verstorben[113].

Eine anonyme Aufzeichnung auf einem losen Blatt sagt bald nach dem Abbruch aus der Erinnerung etwas über die Kapelle und ihr Inventar aus[114]: „An der Seite nach Süden waren zwei lange Fenster in gotischem Stil und ein rundes in der Sakristei weit tiefer gelegen, die Sakristei lag nach Westen und über derselben eine Prieche (= Empore), auf derselben eine Orgel mit einem Deckel, das Pedal der Orgel wurde von dem Organisten getreten. Unter dem Fenster lag die Tür, welche von der Straße aus in die Kirche führte. Die Decke der Kirche war eine Balkendecke, weiß. Auf der Nordseite war auch eine Eingangstür, welche vom großen Domhofe durch den Schüsselkorb führte. Die Glocke nach Hohenhameln. Die Haube war mit Schiefer bedeckt und die Säulen mit Blei. Chor auf beiden Seiten

113 Neues Vaterländ. Archiv 1831, I., S. 246/47.
114 Dombibl. Hild. Hs. 1064.

mit Chorstühlen eine Reihe. Drei Altäre und Predigtstuhl auf der Südseite. Einen Tritt lag der Chor höher als die Kirche, ein kleiner Kreuzgang lag nach Norden. Drei Strebepfeiler. Die sechs silbernen Leuchter sind nach dem Moritzberge gekommen."

Noch genauere Angaben vermittelt ein ehemaliger Bewohner des Schüsselkorbes. Krâtz hat folgende Niederschrift angefertigt[115]: „Von dem letzten Aedituus (= Pförtner, Hausmeister), Schneider Faber, der in dem sogenannten Schüsselkorbe wohnte (dem alten Münstergebäude) habe ich ein Blatt Papier erhalten, darauf hat er Folgendes verzeichnet." Es folgt eine Abschrift des Blattes:

„Im Jahre 1816 den 9ten März sind aus der Kirchen S. M. Magdalenen, Schüsselkorb genannt, folgende Sachen abgeholt wie folgt. Nach Emmerke das Tabernakel und was dazu gehört tabellen und Reliquien und 2 Bencke. 2 Kruzifixer und 6 von Holz versilberte Lichters und das rauchzehrfaß von silber, 1 meßingere Krone mit 16 Armleuchters.

Nach Moritzberge die 6 silbernen lichters.

Nach Dettfer 7 stück Bilder von verschiedener größe.

Nach Ottbergen aus der Sakristei das lange Schrank mit das Kellgschrank und 5 Bilder, 6 Bencke, 5 Antepenge 3 Tabellen die Orgell predigtstuel Kommunkanten banck und Beichtstuhl und Damphorn.

Nach Hohenhameln das kleine Althar linke seit, und das große zeugschranck aus der Sakristei 1 puldt 4 selen Meß Büchger 1 Antepengen.

Nach Attlum das kleine Althar rechter seiten das ganze Kohr mit den schrencken und 1 Antependen.

Nach Godehart Kirchgen 5 Bencke.

Der Herr sekreter Meier beim geistligen Consistorium 3 Bencke." [116]

Nach der Auflösung

Über das weitere Schicksal des Grundstücks ist zu berichten, daß der Direktor des Katholischen Konsistoriums Pelizaeus es bald nach dem Abbruch der Kapelle von der Klosterkammer kaufte. Das Königliche Großbritannisch-Hannoversche Klosteramt teilte am 23. November 1827 dem Magistrat der Stadt Hildesheim mit[117]: „Im Kontrakt mit dem Konsistorial-Direktor Pelizaeus vom 11. Oktober 1827 über den Verkauf des abzubrechenden Schüsselkorbgebäudes ist fest gesetzt

---

[115] Desgl., Hs. 338, Bl. 222.

[116] tabellen = Kanontafeln; rauchzehrfass = Weihrauchfaß; Kellgschrank = Schrank für d. Meßkelche; Antepenge = Antependium; Kohr = Chorgestühl.

[117] Stadtarchiv Hild. 91, Hs. 478.

worden, daß der Käufer und jeder künftige Bewohner des zu erbauenden neuen Hauses darin kein Gewerbe oder bürgerliche Nahrung betreiben darf."

In einer Vorbemerkung seines Kopialbuches von 1852 schreibt Krâtz über die weitere Geschichte des Grundstückes folgendes[118]. Die Kapelle wurde durch königliches Dekret aus Kassel vom 11. Januar 1812 für den Gottesdienst geschlossen. 1827 wurde sie mit dem Münstergebäude „auf Anraten des Konsistorialdirektors Pelizaeus von Seiten der Klosterkammer diesem käuflich(?) überlassen. Pelizaeus ließ sie alsbald abbrechen und an die Stelle des Münsters ein dreistöckiges Wohngebäude aufführen, hingegen den Platz der Kirche zu Blumenbeeten einrichten und nicht bebauen. Nach dem Tode des Konsistorial-Direktors Pelizaeus kam das Haus käuflich an den Geheimen Rat von Sack aus Berlin, und dieser hat es an den Kaufmann Pistorius wieder abgetreten, der es noch dermalen besitzt."

Das Haus ist zuletzt von Rechtsanwalt, Notar und Domsyndikus Wilhelm Bormann bewohnt worden. 1945 wurde es zerstört. Nach dem Konkordat mit Niedersachsen erlangte das Bistum das Eigentum über das Grundstück zurück und errichtete darauf den Teil des Westflügels am jetzigen Generalvikariat, der das Schulreferat birgt.

Prozesse um Wiederherstellung der geistlichen Stiftungen

Durch die Folgen der Säkularisation waren auch die Fundationen, Anniversarien, frommen Stiftungen der kirchlichen Institute vereinnahmt worden. Die Seelenmessen z. B. waren nicht mehr mit Kapitalien fundiert. In den Jahren 1854–1859 versuchte der Bischof Eduard Jakob Wedekin (1849–1870), die Restitution frommer Stiftungen zunächst auf dem Wege des Antrags, dann zahlreicher Prozesse zu erreichen[119]. Rechtsgrundlage schien ganz klar der Paragraph 65 des Reichsdeputationsbeschlusses vom 25. Februar 1803 zu sein: „Fromme und milde Stiftungen sind, wie jedes Privateigentum, zu konservieren, doch so, daß sie der landesherrlichen Aufsicht und Leitung untergeben bleiben."

Man konnte hoffen, daß dieser Antrag ebenso positiv beschieden würde wie der Prozeß um die Stiftung des Weihbischofs Johann Wilhelm von Twickel an den Schüsselkorb. Dieser hatte am 30. Juni 1757 1200 Goldgulden für eine Messe an Sonn- und Feiertagen um 10½ Uhr in der Magdalenenkapelle der Kanoniker ge-

---

118 Dombibl. Hild. Hs. 338.
119 Desgl., Manualakten G 30, G 30, 5, Interimist. Akten G 30, 5.

stiftet, besonders für Gebrechliche und solche, die nicht gut zu früherer Stunde zum Gottesdienst gehen konnten. Der Prozeß wurde gewonnen, weil diese Stiftung als selbständige Vermögensmasse einer frommen Stiftung im Sinne des Paragraphen 65 anerkannt wurde. Das Urteil erging am 23. September 1852.

Alle Prozesse aber, die Bischof Wedekin für die Armenseelen-Bruderschaft des Schüsselkorbes führte, wurden letztlich abschlägig beschieden. Im Antrag an das Königliche Ministerium für geistliche und Unterrichts-Angelegenheiten vom August 1854 schrieb der Bischof: „Als Bischof liegt mir die Pflicht ob, für die Aufrechterhaltung der frommen und milden Stiftungen in der hiesigen Diözese zu sorgen." Er beantragte, die Königliche Klosterkammer solle die Kapitalien und Zinsen zurückgeben. Die vage, ausweichende Antwort bestritt, daß solche Stiftungen zu den im Paragraphen 65 gemeinten Objekten gehöre.

Es kam zum Prozeß gegen das Gesamtministerium beim Königlichen Obergericht in Hannover. Der Anwalt der Beklagten argumentierte: das Ministerium vertrete nicht den Staat in seiner privatrechtlichen Sphäre. Im Urteil vom 26. Januar 1855 wurde die Klage abgewiesen, die Kosten hatte der Bischof zu tragen.

So ging es weiter mit einem Urteil des großen Senats des Königlichen Obergerichts Hannover vom 13. Juli 1855 und des ersten Zivilsenats des Königlichen Oberappellationsgerichtes in Celle vom 28. November 1855.

Der Bischof hat für mehrere Prozesse das Armenrecht erhalten. Zuerst verweigerte zwar die Staatsanwaltschaft Hildesheim den Antrag mit der eigenartigen Begründung, die Stiftungen seien aufgehoben, und eine nicht existierende Stiftung könne ebensowenig vor Gericht erscheinen wie eine nicht existierende Person. Später wurde dann doch das Armenrecht bewilligt.

In einem Sonderfall schien die Sachlage günstiger zu liegen. Ein Kanonikus Hagemann hatte am 31. August 1789 ein Testament über Anniversarien gemacht, das zu einem günstigen Urteil vor dem Königlichen Obergericht in Hildesheim führte. Die Klosterkammer wurde verurteilt und mußte die Prozeßkosten tragen. Aber sie legte Berufung ein und siegte am 9. Juli 1858 vor dem ersten Senat des Obergerichts Hildesheim.

Noch mehrere Prozesse wurden vom Bischof mit großer Zähigkeit angestrengt. Aber letzten Endes wurde stereotyp der Kläger abgewiesen. Das Ganze endete 1859 mit einem negativen Urteil des dritten Zivilsenats des Königlichen Oberappellationsgerichtes in Celle. Damit war der Schlußstrich unter die Geschichte des Stiftes, genannt Schüsselkorb, gezogen.

Bücherschau

Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. I–XIV, Deutscher Kunstverlag GmbH, München–Berlin 1961–1975.

Die von den Museumsdirektoren Dr. Ferdinand Stuttmann († 1968) und Professor Dr. Gert von der Osten begründeten Niederdeutschen Beiträge zur Kunstgeschichte können 1976 auf ein fünfzehnjähriges Bestehen zurückblicken; insgesamt 14 Bände wurden in diesem Zeitraum von bewährten Schriftleitern herausgebracht, von denen Dr. Reinhold Behrens († 1974) einer besonderen Erwähnung bedarf, denn er hatte fast zehn Jahre lang mit Umsicht die Redaktion geleitet und konnte auch zahlreiche Fachkollegen außerhalb Niedersachsens zur Mitarbeit gewinnen.

Die Niederdeutschen Beiträge zur Kunstgeschichte stellen kein Museumsjahrbuch dar, wie beispielsweise in Köln das Wallraf-Richartz-Jahrbuch oder in Frankfurt am Main das Städel-Jahrbuch, sondern sehen ihre Aufgabe darin, einerseits Forschungsergebnisse zur niedersächsischen Kunst ohne zeitliche Begrenzung im weiten Umfange in Form von Aufsätzen einer breiten Leserschicht nahe zu bringen, andererseits aber auch Kunstwerke in niedersächsischen Museen, die nicht im Lande entstanden sind, herauszustellen und zu deuten. Schließlich sollen auch die Wechselwirkungen zwischen dem Kunstraum Niedersachsen und den angrenzenden deutschen Stammeslandschaften sowie dem benachbarten Ausland aufgezeigt werden, wobei der geschichtliche Raum Niedersachsen selbstverständlich nicht immer mit den heutigen Landesgrenzen zusammenfällt, sondern vor allem auch den gesamten Harz einschließt.

Die im Herbst 1949 gegründete Kunstgeschichtliche Gesellschaft zu Hannover gab zwar jüngeren und älteren Fachkollegen die Möglichkeit, ihre Forschungsergebnisse in Form von Vorträgen und Referaten einem begrenzten Zuhörerkreis zur anschließenden Diskussion vorzulegen, jedoch bestand keine Möglichkeit einer Publikation. Mit den Niederdeutschen Beiträgen zur Kunstgeschichte wurde 1961 endlich diese Lücke geschlossen und somit bilden die einzelnen, vorzüglich ausgestatteten Bände zugleich ein getreues Spiegelbild der fruchtbaren wissenschaftlichen Tätigkeit dieser Gesellschaft.

Die Architektur und die bildende Kunst im Bereich des Bistums Hildesheim nehmen in den einzelnen Bänden einen erheblichen Anteil ein. Es dokumentiert sich hier ein erfreuliches Bild, das erkennen läßt, welche Bedeutung vor allem der Hildesheimer Kunstkreis unter Bischof Bernward (reg. 993–1022) in der Bau- und Kunstgeschichte gefunden hat, zuvor ausgelöst durch die grundlegenden Veröffentlichungen von Hans Jantzen, Die ottonische Kunst (München 1947) und von Rudolf Wesenberg, Bernwardinische

Plastik (Berlin 1955), ferner von Hartwig Beseler und Hans Roggenkamp, Die Michaeliskirche in Hildesheim (Berlin 1954).

Die wichtigsten Aufsätze, die unsere Diözese betreffen, seien hier in Auswahl vorgestellt, wobei das Gebiet des Bistums Hildesheim im wesentlichen innerhalb der mittelalterlichen Diözesangrenzen betrachtet wird. In der Fachgruppe Architektur sei zunächst auf den Artikel von Joachim Bühring „Bericht zur Grabung auf dem Domhof zu Hildesheim" (Bd. VI/1967, S. 9–48) verwiesen, der auch in etwas veränderter Form im 34. Jahrgang (1966) unserer Zeitschrift erschienen war. Es handelt sich hierbei um eine Notgrabung, die vom 20. Oktober 1965 bis zum 20. Januar 1966 bei Straßen- und Pflasterarbeiten im Rahmen der Neugestaltung des westlichen Teiles des Domhofes durchgeführt werden mußte. Dabei konnte die wohl im 12. Jahrhundert errichtete Kapelle vor der Ostseite des damaligen Bischofshofes genauer erfaßt werden, zugleich war es möglich, wichtige Ergänzungen zur Baugeschichte des unvollendet gebliebene Domneubaus von Bischof Azelin (reg. 1044–1054) durch Grabungsbefunde nachzuweisen.

Das baugeschichtliche Lebenswerk des hannoverschen Universitätslehrers Professor Dr.-Ing. Dr. phil. h. c. Uvo Hölscher (1878–1963) ist eng mit der Kaiserstadt Goslar und ihrer Pfalzanlage verbunden. Daher finden sich in den Niederdeutschen Beiträgen zur Kunstgeschichte aus seinem Nachlaß noch wichtige „Forschungen zur mittelalterlichen Sakralarchitektur der Stadt Goslar" (Bd. III/1964, S. 13–92). Wenn auch diese Studien stellenweise unter Verzicht auf eine letzte Durchsicht, eine Zusammenfassung der Ergebnisse und auf ihre Einordnung in die früh- und hochmittelalterliche Architekturgeschichte publiziert werden mußten, so sind diese allein schon wegen der sorgfältigen zeichnerischen Darstellungen und der überzeugend wirkenden Rekonstruktionen von unschätzbarem Wert. U. Hölscher hat die Neuwerkkirche, die St.-Jakobi-Kirche, die Marktkirche und die Frankenberger Kirche sowie das Domportal mit -vorhalle bearbeitet. Fast als ein Glücksfall muß es bezeichnet werden, daß dieser verdiente Gelehrte noch zwei Jahre vor seinem Tode eine architekturgeschichtliche Untersuchung der St.-Godehardi-Kirche zu Hildesheim anläßlich der damals eingeleiteten umfangreichen Bausicherungsmaßnahmen vornehmen konnte. Mit aller Sorgfalt und Zurückhaltung in der Beurteilung, die immer die Arbeitsweise von U. Hölscher gekennzeichnet hat, gelang es ihm, die ursprüngliche Baustruktur, namentlich im Bereich der Vierung, wieder aufzuzeigen und aufgrund seiner Ergebnisse eine zuverlässige Rekonstruktion des Ursprungsbaus der 1172 geweihten Benediktiner-Abteikirche vorzulegen (Bd. II/1962, S. 9–44). Der von Victor H. Elbern und Hans Reuther bearbeitete Kirchenführer „St. Godehard zu Hildesheim. Bauwerk und Schatzkammer" (Hildesheim 1969) enthält zu einem guten Teil die Ergebnisse von U. Hölscher als Grundlage für die Bauanalyse.

Die am Ende des Zweiten Weltkrieges weitgehend zerstörte gotische Pfarrkirche St. Andreas zu Hildesheim war von 1949 bis 1950 Gegenstand von Grabungen und Bauuntersuchungen, die dem romanischen Vorgängerbau galten. Der Aufsatz von Hans Wille „Die romanische Pfarrkirche St. Andreas in Hildesheim" (Bd. II/1962, S. 45–84) bildet die Zusammenfassung der 1952 vom Verfasser aufgrund seiner Grabungen verfaßten Göttinger phil. Dissertation unter dem Titel: „Die frühe Baugeschichte der Pfarrkirche St. Andreas zu Hildesheim", die nur als Typoskript vorliegt. Volkmar Köhler hat unter dem Titel „Die Klosterkirche Wittenburg bei Elze und ihr Bautyp" (Bd. V/1966, S. 61–82) sich mit dem Sakralbau dieses Augustiner-Chorherrenstiftes auseinandergesetzt, das bereits sehr früh, nämlich 1423 den Anschluß an die Windesheimer Kongregation fand und zum Mittelpunkt der Reformbewegung in Niedersachsen wurde.

V. Köhler zeigt vor allem an acht Klosterkirchen verwandte Beispiele für den Grundriß und Aufbau auf, darunter die im 19. Jahrhundert abgebrochenen Augustiner-Chorherrenkirchen zu Böddeken in Westfalen und zu Frenswegen bei Nordhorn, die durch ihren Raumtypus besonders überzeugen.

Der Rezensent hat sich in seinen Aufsätzen in den Niederdeutschen Beiträgen zur Kunstgeschichte vor allem der Sakralarchitektur des Barock zugewandt, so über den Typus und die Bedeutung der Klosterkirchen in Grauhof (Bd. I/1961, S. 225–258) und zu Lamspringe (Bd. III/1964, S. 137–152) berichtet, sowie die Freiherrl. von Hammersteinsche Gutskapelle zu Equord bei Peine von den frühbarocken Memorialbauten italienischer Provenienz abgeleitet, die als zentraler Kuppelbau eine Sonderleistung niedersächsischer Barockarchitektur darstellt (Bd. II/1962, S. 85–100). Die barocken Kirchenfassaden des Il-Gesù-Typus im ehem. Fürstbistum Hildesheim (Bd. VI/1967, S. 207–222) lassen ausgehend von der Mutterkirche des Jesuitenordens Il Gesù in Rom (beg. 1568 von Giacomo Barozzi da Vignola) die Auseinandersetzung mit den Schaufassaden der rheinischen und westfälischen Sakralbauten dieses Ordens verspüren, die aufgrund ihrer retardierenden Formensprache, die von der deutschen Sondergotik ausgeht, als sog. spätgotische Nachzügler in die Kunstgeschichte eingegangen sind und in Niedersachsen, jedoch ausgehend von der römischen Vorlage auch an mancher evangelischen Kirchenschauseite, wie z. B. an der Trinitatiskirche zu Wolfenbüttel, ablesbar sind.

Die St.-Clemens-Propsteikirche zu Hannover bildet aufgrund ihrer venezianischen Bauidee einen Fremdling in der gesamten Barockbaukunst Niedersachsens. Wie der ursprüngliche Baugedanke, der wegen widriger äußerer Umstände nur „in Knechtsgestalt" errichtet werden konnte, tatsächlich das Bild der Landeshauptstadt bestimmt hätte, läßt sich am großen und außerordentlich sorgfältig gearbeiteten Modell aus Holz im Historischen Museum Am Hohen Ufer zu Hannover nachweisen, das Eigentum der Propsteikirchengemeinde ist. Der Rezensent hat unter dem Titel „Das Modell der St.-Clemens-Propsteikirche zu Hannover, Entwurfprobleme und venezianische Einflüsse" (Bd. X/1971, S. 201–227) den Entwurf von Tommaso Giusti aus dem Jahre 1713 einer genauen Analyse unterzogen.

Wie bedeutend der Anteil des ehemaligen Fürstbistums Hildesheim an der Entwicklung des katholischen Sakralbaus in Niedersachsen von 1648 bis 1789 war, hat der Rezensent in einer übersichtartigen Darstellung aufgezeigt (Bd. XIV/1975, S. 127–174) und damit zugleich einen geschichtlichen Abriß gewagt, nicht zuletzt angeregt durch das grundlegende Werk von Max Hauttmann, Geschichte der kirchlichen Baukunst in Bayern, Schwaben und Franken 1550–1780 (2. Aufl., München 1923).

Die sog. Hannoversche Bauschule des Neugotikers Conrad Wilhelm Hase aus Einbeck (1818–1902) und die höhere Gewerbeschule in Kassel um 1860 unter Gottlieb Ungewitter bestimmten weitgehend die Grundlagen für die Entwicklung des Historismus in der norddeutschen Architektur, die bis zum Ersten Weltkrieg anhielt. Hier verdient Christoph Hehl (1847–1911) vor allem für das Bistum Hildesheim Beachtung; er war weitaus begabter als beispielsweise R. Herzig und hat später seit seiner Berufung als Architekturprofessor an die damalige Technische Hochschule in Berlin-Charlottenburg im Jahre 1894 auch in der alten Reichshauptstadt dem katholischen Sakralbau die entscheidenden Akzente verliehen. Der Rezensent hat die Bedeutung von Chr. Hehl herausgestellt und ein vollständiges Verzeichnis seiner Gotteshäuser beigegeben (Bd. VIII/1969, S. 211–264).

In der niedersächsischen Bauplastik lassen sich zwischen 1140 und 1200 besondere Kapitellformen nachweisen, die in Hildesheim unter dem Fachwort

„Palmetten-Ringbandkapitell" zuerst in St. Godehard auftraten, dann auch in St. Michael nach dem Brand von 1162 bei der gründlichen Erneuerung des Gotteshauses durch Bischof Adelog zwischen 1175 und 1186 angewandt wurden. Dieter Groszmann hat die Entwicklung dieses Kapitelltypus aufgespürt und seine Verbreitung vor allem nach Westfalen (Willebadessen, Hardehausen) verfolgt (Bd. I/1961, S. 23–56).

Neben der Halberstädter Chorschranke vom ausgehenden 12. Jahrhundert in der dortigen Liebfrauenkirche hat nur die zur Hälfte erhaltene in St. Michael zu Hildesheim, nicht nur für die Entwicklung der mittelalterlichen Stuckplastik Bedeutung, sondern auch aufgrund ihrer Reliefdarstellungen romanischer Sakralbauten seit ottonischer Zeit. Der Rezensent hat versucht, diese Modellarchitekturen durch Übersetzung in perspektivische Darstellung zu rekonstruieren und mit bestehenden Kirchen jener Stilperiode zu identifizieren (Bd. IX/1970, S. 103–136). In diesem Zusammenhang sei es gestattet, auch auf die jüngste Veröffentlichung zum Thema Stuckplastik hinzuweisen. Das Werk von Waldemar Grzimek, Deutsche Stuckplastik 800–1300 (Berlin 1975) hat seinen Schwerpunkt in der Stuckplastik Niedersachsens und des östlichen Harzraumes. Für die Chorschranke von St. Michael werden hier wie bei den übrigen behandelten Objekten präzise Aussagen zu den unterschiedlichen Datierungen gemacht.

Der Peter- und Pauls-Altar in der St.-Lamberti-Kirche zu Hildesheim zählt zu den bedeutendsten niedersächsischen Altarwerken des frühen 15. Jahrhunderts. Erst seit 1951 sind sämtliche erhaltenen Teile wieder bekannt. Brigitte Neitzert hat in ihrer Göttinger phil. Magisterarbeit den Altar in seiner ursprünglichen Form rekonstruiert und überzeugend nachgewiesen, daß die Hildesheimer Tafelmalerei jener Zeit von der westfälischen abhängig war. In ihrem Aufsatz, der eine Zusammenfassung der Magisterarbeit darstellt (Bd. VI/1967, S. 127–166), wird der Leser mit dem gesamten Bildinhalt vertraut gemacht, der auch die auswärts befindlichen Szenen aus der Passionsgeschichte Christi und aus dem Wirken der Apostelfürsten Petrus und Paulus umfaßt.

Die spätmittelalterliche Holzplastik Niedersachsens erfuhr in dem bis heute grundlegend gebliebenen Werk von Ferdinand Stuttmann und Gert von der Osten, Niedersächsische Bildschnitzerkunst des späten Mittelalters (Berlin 1940) eine geradezu universelle Würdigung. Gert von der Osten hat in seinem Aufsatz „Niederdeutsche Bildwerke in amerikanischem Besitz" (Bd. IV/1965, S. 101–108) eine Statue der hl. Emerentia Selbviert, eine zur hl. Sippe zählende Gestalt, aus dem Metropolitain Museum of Art in New York dem sog. Urban-Meister zuweisen können, einem Meister mit Notnamen, dessen Werke im südlichen Teil des „Großen Stiftes" Hildesheim zwischen 1515 und 1530 nachzuweisen sind. Bekannt ist sein Muttergottesaltar aus der Kapelle zu Volkersheim, der anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in die Waisenhauskapelle nach Henneckenrode gelangte und vor einem Jahrzehnt gründlich restauriert werden konnte.

Das mittelalterliche sakrale Kunstgewerbe Hildesheim steht an Zahl und Bedeutung den Werken des bekannten Welfenschatzes keineswegs nach. Wenn auch im Laufe der Jahrhunderte viel vernichtet wurde oder von der Abwanderung betroffen wurde, so sind die noch am ursprünglichen Ort verbliebenen Objekte so zahlreich, daß sie immer wieder neue Ansatzpunkte für die Forschung bieten. Anläßlich der Katalogisierung des Hildesheimer Domschatzes durch Victor H. Elbern und den Rezensenten (vgl. Victor H. Elbern u. Hans Reuther, Der Hildesheimer Domschatz, Hildesheim 1969) hat ersterer das frühmittelalterliche Heiligtum Unserer Lieben Frau, die sog. Lipsanotheca Mariana, zum Gegenstand einer erstmaligen eingehenden Untersuchung gemacht (Bd. VIII/1969, S. 61–76) und seine Bedeutung mit der Bezeichnung „eine Inkunabel der

ottonischen Goldschmiedekunst in Niedersachsen" gewürdigt. Die Rankenzierate der Kapsel wurden von V. H. Elbern mit einschlägigen Werken frühmittelalterlicher Buchmalerei und Goldschmiedekunst verglichen. Ein weiteres bedeutendes Werk aus dem Domschatz gehört zur Gruppe der architektonisch geformten Reliquiare aus der Zeit um 1170. Das Oswaldreliquiar, dessen Herkunft heute immer noch dem Kunstkreis Heinrichs des Löwen zugewiesen wird, stellt einen Zentralbau mit Segel- oder Schirmkuppel dar; diesem Typus sind noch drei Kuppelreliquiare zuzuordnen, nämlich das aus der Sammlung des Barons Hüpsch im Darmstädter Landesmuseum, das des hl. Gregor von Nazianz im Welfenschatz zu Berlin-West und das Hocheltener Kuppelreliquiar, das in das Victoria- und Albert-Museum nach London abgewandert ist. Der Rezensent hat in seinem Aufsatz (Bd. IV/1965, S. 63–76) nicht nur diese Objekte zum Vergleich herangezogen, sondern auf verwandte Kuppelformen im byzantinischen und armenischen Sakralbau des 10. und 11. Jahrhundert gewiesen.

Das in der Regierungszeit von Bischof Bernward gegründete Augustinerinnenkloster Heiningen an der Oker stand im letzten Drittel des 15. und im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts in hoher Blüte und war berühmt wegen seiner Kunstfertigkeiten in der Herstellung vorwiegend liturgischer Gewänder und Stickereien. Leider sind nur noch wenige Werke dieses Textilzentrums vom späten Mittelalter in Niedersachsen verblieben. Ein riesiger Bildteppich, der sog. Philosophenteppich befindet sich heute im Victoria- und Albert-Museum zu London. Der verstorbene Direktor des Herzog-Anton-Ulrich-Museums in Braunschweig, Dr. August Fink, hat den um 1470 in Heinigen gefertigten Wappenteppisch der dortigen Priorin, Adelheid von Bortfeld (reg. 1154–1477), der sich heute im Textilienschatz des Klosters Marienberg bei Helmstedt befindet, untersucht und mit zwei ebenfalls in Marienberg vorhandenen Textilfragmenten in seiner ursprünglichen Form rekonstruieren können (Bd. I/1961, S. 169–186). Außerdem hat A. Fink stilistische und webtechnische Vergleiche mit dem in London befindlichen Philosophenteppich und dem nach 1460 gefertigten Löwenteppich aus Heiningen (jetzt im „Feudalmuseum", Schloß Wernigerode) durchgeführt und erkannt, daß alle drei Teppiche auf gemeinsame Bildvorlagen zurückgehen.

Abschließend sei der Wunsch ausgesprochen, daß sich die vielseitigen und qualitätsvollen Niederdeutschen Beiträge zur Kunstgeschichte auch in der Zukunft der bisher erfolgten tatkräftigen Förderung durch das Land Niedersachsen und die Freie und Hansestadt Bremen erfreuen mögen, damit das kontinuierliche Erscheinen weiterhin gesichert bleibt.

Prof. Dr. Dr. Hans Reuther

Manfred Hüsgen, Die Bistumsblätter in Niedersachsen während der nationalsozialistischen Zeit. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens Band 85. August Lax Verlag Hildesheim. VII und 380 Seiten, kart. 54,– DM.

In der von Hermann Engfer (†) als Jahrbuch des Vereins für Heimatkunde im Bistum Hildesheim herausgegebenen Dokumentation „Das Bistum Hildesheim 1933–1945" (1970/71 – 37./38. Jg.) hat Josef Nowak aus dem persönlichen Miterleben als Mitarbeiter und Schriftleiter über das „Kirchenblatt für das Bistum Hildesheim" im 3. Reich berichtet und die ihm zugänglichen Dokumente veröffentlicht (S. 286–318).

Manfred Hüsgen greift dieses Thema erneut auf und bezieht in seine Untersuchungen den „Kirchenboten für Stadt und Bistum Osnabrück" mit ein. Diese Erweiterung ist nicht nur sinnvoll, wegen der räumlichen Zusammengehörigkeit der beiden Bistümer im Verband der preußischen Provinz Hannover, sondern auch reizvoll, wegen der Unterschiedlichkeit der Oberhirten der beiden Diözesen in ihrem Verhältnis zu den nationalsozialistischen Machthabern. Das größere Ansehen, das Bischof Berning – von Göring in den preußischen Staatsrat berufen – längere Zeit hindurch bei den Staats- und Parteidienststellen genoß, wirkte sich dahingehend aus, daß die Geheime Staatspolizei Osnabrück mit dem „Kirchenboten" glimpflicher verfuhr, als es die entsprechende Hildesheimer Dienststelle mit dem Hildesheimer Kirchenblatt tat, die auf Bischof Dr. Machens keine Rücksicht zu nehmen brauchte. Dementsprechend konnte man sich in Osnabrück auch freier äußern als in Hildesheim. Allerdings änderte das daran nichts, daß das Schicksal der beiden kirchlichen Organe schließlich das gleiche war.

Der Verfasser geht den Schwierigkeiten nach, die sich für die Bischöfe ergaben, als sie sich nach dem Untergang der katholischen Zentrumspresse vor die Aufgabe gestellt sahen, selbst publizistisch tätig zu werden.

Das Hildesheimer Kirchenblatt, von Bischof Dr. Bares, dem Pressereferenten der Fuldaer Bischofskonferenz, ins Leben gerufen, wurde zum Muster für andere deutsche Diözesanblätter. Es ist weitgehend das Verdienst Prof. Dr. Riebartsch', der kirchlichen Presse einen Stil gegeben zu haben, der modern, aktuell, anspruchsvoll und doch allgemein verständlich war. Als es bald nicht mehr möglich war, Angriffen gegen die Kirche und ihre Einrichtungen unmittelbar zu begegnen, wurde die Methode entwickelt, Aussagen zu machen, die ihrem Wortlaut nach unangreifbar waren, die sogar nationalsozialistisches Gedankengut zum Inhalt hatten, deren Sinn aber andere Auslegungen zuließ. Die Gegner des Regimes waren bald auf das Zwischen-den-Zeilen-Lesen eingeübt und erkannten schnell, was die Verfasser der Kirchenblattartikel wirklich zum Ausdruck bringen wollten. Wie intensiv Hüsgen sich mit der Materie beschäftigt und mit den zeitlichen Gegebenheiten vertraut gemacht hat, ergibt sich allein aus der Tatsache, daß er diese Art des „Lesens" nachvollzogen hat und darum nicht – wie manche andere jüngere Autoren, die sich am Wortlaut festklammern – zu Fehlurteilen kommt.

In seinen Untersuchungen über die Formen möglicher Kritik im totalitären System (2. Teil, 5. Kap.) weist er nach, daß Kritik nur maskiert und kirchenbezogen geübt werden konnte. Wo diese Voraussetzungen nicht vorhanden waren, wie etwa bei einer Stellungnahme zu den Nürnberger Gesetzen (Rassenverfolgung), verblieb als einziger Ausweg, um Mißfallen zum Ausdruck zu bringen, das Schweigen. Man ignorierte einfach diese Vorgänge.

Als sehr wirksam erwies sich das Mittel, die von den Nationalsozialisten besonders geförderten Wissenschaften – wie z. B. die Geschichte und Volkskunde – im kirchlich-positiven Sinne einzusetzen. Gestützt auf die Forschungsergebnisse anerkannter Gelehrter konnte man den Lesern Hilfen geben, auf hetzerische Reden bzw. Artikel in parteiamtlichen Zeitschriften entsprechend zu reagieren.

Die Kirchenpresse befand sich in dem ständigen Dilemma, entscheiden zu müssen, ob sie durch offene Darlegung der Verhältnisse ein Verbot in Kauf nehmen sollte, oder ob sie sich durch vorsichtiges Lavieren die Möglichkeit offen halten sollte, die Gläubigen zumindest bis zu einem gewissen Grade in ihrem Sinne zu informieren. In dieser Frage waren sich selbst die Bischöfe nicht einig. So vertrat der Bischof von Berlin, Graf Preysing, im Gegensatz zu den Kardinälen Bertram und Schulte, einen aggressiven Kurs gegenüber dem Regime z. B. bei Konkordatsverletzungen.

Was die Abwehr der Angriffe im Kirchenkampf so schwer machte, war die Undurchschaubarkeit des Gegners, der mehrere Gesichter hatte. Man hatte es zu tun mit dem Kirchenministerium Kerrls, mit dem Propagandaministerium Goebbels', mit der Gestapo, dem Sicherheitsdienst der Partei, mit Rosenberg und der Parteikanzlei Bormanns. Es mußte immer ermittelt werden, welche dieser Stellen gerade den stärksten Machteinfluß hatte. Besonders im Kriege bestanden zwischen den einzelnen Staats- und Parteidienststellen Meinungsverschiedenheiten über die Art des Vorgehens gegen die Kirche. Während Goebbels für ein vorsichtiges Taktieren eintrat, um vor allem die Soldaten an der Front nicht zu beunruhigen, erstrebten Bormann und Rosenberg, ohne Rücksicht auf die psychologischen Rückwirkungen, die sog. „Endlösung" bereits im Kriege.

Dieser Hinweis auf geschichtliche Zusammenhänge und Wechselwirkungen, denen Hüsgens nachgeht, macht deutlich, daß seine Arbeit bedeutend mehr bietet, als ihr Titel verspricht. Der Rahmen, in den die Untersuchungen über die beiden Bistumsblätter gestellt sind, ist weit gespannt. Er umfaßt – mit der Zentrumspresse beginnend, und schließend mit den nach dem Verbot der Bistumsblätter vorerst noch verbliebenen Möglichkeiten der Öffentlichkeitsarbeit – alle Bereiche kirchlicher Publizistik. Darüber hinaus legt der Verfasser mit großer Akribie all die verschiedenen Phasen des Kirchenkampfes, geführt von den unterschiedlichen Staats- und Parteistellen, offen. Er hat alle ihm erreichbaren Quellen erfaßt und damit ein großes Arbeitspensum bewältigt. Nächst dem Fleiß verdient die Sorgfalt Anerkennung, mit der das Quellenmaterial gesichtet, geordnet und zu einer qualitätsvollen Darstellung verarbeitet worden ist. Schließlich muß lobend das Verständnis hervorgehoben werden, das der Autor dieser komplexen Materie entgegenbringt.

Hüsgen hat – so darf man wohl sagen – ein Standardwerk geschaffen, das grundlegend und beispielhaft für weitere Untersuchungen über den Kirchenkampf im 3. Reich und die kirchliche Pressearbeit in dieser Zeit ist. Schade, daß er so bescheiden in der Titelgebung war!

H. J. Adamski

Die Kirche von Hildesheim im Königreich Hannover. Hans-Georg Aschoff: „Das Verhältnis von Staat und katholischer Kirche im Königreich Hannover (1813–1866)", Verlag August Lax, Hildesheim 1976, Band 86 der Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, herausgegeben vom Historischen Verein für Niedersachsen.

Der Reichstagsbeschluß, genannt Reichsdeputationshauptschluß, von 1803 hatte die Säkularisation aller geistlichen Fürstentümer und Abteien mit einer Art von Rechtsgrundlage versehen, er hatte aber auch festgelegt, daß die Diözesen bis zu einer neuen reichsrechtlichen Regelung fortwirken sollten. Nachdem aber Franz II. als deutscher Kaiser abgedankt hatte, um nur noch Kaiser von Österreich zu bleiben, löste sich eine kirchliche Neuordnung von Reichs wegen wie ein Phantom auf. Die Säkularisation hatte nicht zuletzt die Königreiche Preußen und Hannover mit so erheblichen katholischen Minderheiten bedacht, daß diese nicht mehr als quantités négligeables zu behandeln (oder nicht zu behandeln) waren. Vor diesem Hintergrund schildert Hans-Georg Aschoff in Form einer umfangreichen Dissertation die Geschichte der beiden niedersächsischen Bistümer Hildesheim und Osnabrück in der Zeit nach dem Wiener Kongreß bis zum Ende des Königreichs Hannover. Der Verfasser hat eine mit Hinweisen und Auszügen aus bisher kaum bekannten Dokumen-

ten reich versehene Arbeit vorgelegt. Es handelt sich um einen besonders wertvollen Beitrag auch zur Geschichte des Bistums Hildesheim. Wo Adolf Bertram nicht ausreicht, auch schon aus Raumgründen nicht ausreichen kann, da wird man notwendiges Wissen aus Aschoffs Buch schöpfen können.

Konkordate mit Hannover und Preußen waren so gut wie unmöglich, vor allem deshalb, weil sich die Könige als summi episcopi ihrer Länder betrachteten und daher die katholischen Bischöfe selbst ernennen wollten, desgleichen die Mitglieder der Domkapitel. Die Könige und ihre Regierungen wollten auch die Zahl der Bistümer und der Domkapitulare bestimmen. Sie wollten die Bischöfe in postalischer Hinsicht unter Kuratel stellen. Kein päpstliches Wort sollte ohne königliches placet den katholischen Christen mitgeteilt werden dürfen. Konkordate mit solchem Inhalt waren für die römische Kurie nicht möglich. So blieben für Hannover wie für Preußen nur die Circumskriptionsbullen übrig, also die Beschreibungen der neuen Bistumsgrenzen. Wäre es nach Hannover gegangen, dann hätte das heutige Land Niedersachsen nur ein einziges Bistum, das von der Elbe bis zur Ems reichte. Hildesheim zeigte sich zu keiner Stunde schwach und hat so das Hauptverdienst daran, daß das noch ältere Bistum Osnabrück erhalten blieb. 30 Jahre lang waren die Bischöfe von Hildesheim Apostolische Administratoren von Osnabrück. Die Könige legten stets Wert darauf, daß ihre im Land befindlichen Diözesen nicht von „Ausländern" geleitet oder beeinflußt wurden. Ausländer, das waren in diesem Fall Bischöfe aus andern deutschen Ländern.

Ein höchst interessantes Kapitel bei Aschoff bilden die Bemühungen der hannoverschen Regierung, in Hildesheim nur möglichst schwache und fügsame Priester ins Domkapitel zu schicken, wobei sich wenn schon keine äußere, so doch eine innere Einwirkung auf die Bischofswahl ergeben sollte. Die Regierung sah auch am liebsten friedsame und der Regierung ergebene Bischöfe in Hildesheim. Der letzte von ihnen war Eduard Jakob Wedekin, in dem man fälschlich einen unkritischen Diener der Regierung Seiner Majestät gesehen und gefördert hatte, bis er sich dann als der große Erneuerer des Bistums entpuppte, der neue Gemeinden begründete, Kirchen baute und Männer- wie Frauenorden und -genossenschaften ins Bistum rief. Auch ihm freilich gelang es nicht, die Regierung mit Erfolg an ihre gesetzliche Pflicht zu mahnen, nämlich die bischöflichen Stühle in Hildesheim und Osnabrück mit Wohneigentum für die Bischöfe und Domkapitulare und mit einem Landwirtschaftsbesitz auszustatten, dessen Ertrag für eine angemessene Lebensführung ausreichte. Diese Pflicht hatten die Fürsten sowohl mit dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wie mit der Circumskriptionsbulle von 1824 übernommen. Beide Verpflichtungen wurden erst im Niedersachsen-Konkordat von 1965 eingelöst, die Wohnungsfrage der Rechtspflicht entsprechend, die Dotationsfrage nicht in Form von Eigenbesitz der Kirche, sondern in Verbindung mit dem Landeshaushalt. Genannt wurden hier nur einige wesentliche Streitpunkte. Den ganzen Fragenkomplex zwischen Staat und Kirche im 19. Jahrhundert behandeln kann eben nur eine Dissertation.

Josef Nowak

Hans Hahnemann, Goslar im Spiegel der Literatur, 1975, Piepersche Druckerei und Verlagsanstalt, Clausthal-Zellerfeld.

Es ist immer gut, wenn sich in einer Stadt von Bedeutung jemand findet, der in einer Untersuchung nicht nur ihren geschichtlichen Entwicklungsgängen nachgeht, sondern der es unternimmt, alles das zusammenzutragen, was im

Laufe der Jahrhunderte an Ansichten und Urteilen über sie laut wurde, was von Dichtern und sonstigen Literaten in ihr und über sie geschrieben wurde und was sonst noch auf dem weiten Feld des Kultur- und Geisteslebens in ihrem Umkreis lebendig gewesen ist. Voraussetzung ist natürlich, daß sich ein solches Bemühen lohnt.

Bei Goslar, das beweist ein von unserem Mitglied Hans Hahnemann verfaßtes Buch „Goslar im Spiegel der Literatur, Bemerkungen, Ansichten und Urteile über die Stadt aus sechs Jahrhunderten" hat sich solches Bemühen gelohnt.

Der Verfasser, Pädagoge von Rang, legt mit seiner Schrift sicherlich ein Bemühen von Monaten und Jahren vor. Das Ergebnis ist ein schmucker Band von mehr als einhundertfünfzig Seiten, ausgestattet – um nur das Wichtigste anzuführen – mit vielen Beispielen von Goslar-Gedichten aus vielen Jahrhunderten, Ausschnitten aus historischen Reiseberichten, angefangen von der Stadtschilderung des Arabers Ibrahin ibn Achmed at-Tartuschi, der 973 im Auftrage seines Kalifen am Hofe Ottos I. weilte, bis hin zu Waggerl, Bamm und Krolow in unseren Tagen. Daß Goethe und Heine nicht ausgelassen wurden, versteht sich von selbst. Ergänzt wird alles das durch Wiedergabe einer Vielzahl gut ausgewählter Fotos von Gemälden (L. Richter), Stichen und Stadtansichten.

Bewundernswert ist der Fleiß – und sicherlich auch die Geduld – mit der alles dieses zusammengetragen wurde. Und nicht zuletzt auch der Umstand, daß daraus nicht eine bloße Stoffsammlung, sondern ein lebendiges und trotz aller Vielfalt des Dargebotenen, ein in sich geschlossenes und sehr leserliches Ganzes entstand.

Friedrich Knipping

Vereinsbericht für das Jahr 1976

1. Die am 26. Januar 1976 um 15 Uhr in der Dombibliothek veranstaltete Vorstands- und Beiratssitzung konnte sich nur kurz mit den festgelegten Tagesordnungspunkten beschäftigen, da die Planungen durch den plötzlichen Unfalltod Pfarrer Engfers alle ins Stocken zu geraten drohten. Es galt zunächst, alle vorliegenden Manuskripte für das Jahrbuch 1975 zu sichten und u. U. unfertige abzuschließen. Dennoch konnten alle vorgesehenen Beiträge, bis auf einen aus zeitlichen Gründen, im Jahrbuch 1975 untergebracht werden. Auch der 2. Punkt der TO dieser Versammlung und Punkt 3, Ergänzungswahl für den Vorstand, mußten wegen des Todes Pfarrer Engfers auf der Hauptversammlung am 9. April in Goslar anders als geplant gehandhabt werden. Die vorgesehene Studienfahrt nach Paderborn sollte dann endgültig ebenfalls auf der Hauptversammlung beschlossen werden. Weitere vorgebrachte Pläne – Übergabe des Jahrbuches in den Bernward-Verlag wurde beschlossen –, sollten auf der Hauptversammlung bestätigt werden. Es folgten noch die fälligen Geschäfts- und Veranstaltungsberichte.

2. Die Generalversammlung in Goslar am 9. April, wo die Teilnehmer Gäste des Pfarrheims St. Benno in Goslar-Jürgenohl bei H. H. Dechant Bürig waren, hielt sich, soweit es nach dem Tode Pfarrer Engfers möglich war, an die Vorbeschlüsse vom 26. Januar, und die danach aufgestellte TO. Protokollbericht der Hauptversammlung vom Vorjahre wurde ordnungsmäßig erstattet, Kassen- und Geschäftsberichte in Ordnung befunden. Für die Vorbereitung des Jahrbuches 1976, Punkt 4 –, die Abgabe der Manuskripte und die Entgegennahme für den Verlag (mit dem noch ein rechtsgültiger Vertrag abzuschließen sei, was übrigens dann auch erfolgte) wurden bündige Termine gesetzt. Das mußte zusätzlich geschehen, weil es unter Punkt 2 des Vertrages mit dem Verlag heißt... „der Verein, vertreten durch einen autorisierten Schriftleiter übergibt die Manuskripte des jeweiligen Jahresbandes mit allen Rechten und Pflichten dem Verlag. Dafür garantiert der Verlag bei Einhaltung der abgesprochenen Termine durch

den Schriftleiter die termingerechte Herausgabe des Jahresbandes für alle Mitglieder des Vereins" (als letzter Abgabetermin wurde mit dem Verlagsleiter Herrn Klinge der 26. Oktober 1976 festgelegt; die in Händen des Schriftleiters befindlichen Manuskripte wurden an diesem Tage übergeben). Für die Entgegennahme und erste Durchsicht der Manuskripte wurden die Vereinsmitglieder Dr. Adamski und Sievert benannt. Der Vorschlag des Beirates vom 25. Januar zur Studienfahrt nach Paderborn wurde bestätigt. Die Vorbereitungen konnten in die Wege geleitet werden. Vor der Versammlung fand unter Führung von Prof. Dr. Dr. Reuther eine Führung durch die alte romanische Domvorhalle, den Rest des abgerissenen Goslarer Domes, statt. Statt des vorgesehenen Besuches der St.-Ulrichs-Kapelle, des ältesten Teiles der Goslarer Kaiserpfalz, wurde der „Adamschen Stich-Bilder und Autographensammlung" ein Besuch abgestattet, einem graphischen Privatkabinett, das den meisten Teilnehmern völlig unbekannt war und einzigartig in der Aufgliederung ist. Nach dem Abschluß des geschäftlichen Teiles der Hauptversammlung beim Zusammensein im gastfreien St.-Benno-Pfarrheim gab Realschullehrer i. R. Hahnemann einige literarische Kostproben ernster, heiterer und kritisch-satirischer Art über die Stadt Goslar, ihre Bürger und ihre Geschichte.

3. Die große Exkursionsfahrt nach Paderborn mit vollbesetztem Reisebus und einigen privaten Pkws fand planmäßig am 3. Pfingsttage statt. Das überreiche Programm bot eine Führung durch den erzbischöflichen Dom mit seinen Kunstdenkmälern, verbunden mit einer kurzen aufschließenden Skizzierung der Paderborner Bistums- und Domgründung und der Baugeschichte des Domes. Bei dieser Führung kam das Mittelalter an den Paderquellen in den dem Dom naheliegenden Ausgrabungen und Bautensicherungen zum Vorschein, Reste von den karolingischen Pfalzen und aus der Jahrtausendwende. Neben den Resten des Wohntraktes der Pfalz Bischof Meinwerks vor allem die „Bartholomäuskapelle", die älteste überwölbte und vollständig erhaltene, jetzt restaurierte Hallenkirche auf deutschem Boden (um das Jahr 1020 durch „operarios Graecos"-Baumeister aus Unteritalien errichtet), die in die erneuerten Gebäude architektonisch einbezogen werden soll. Weiter führte der Weg zur Jesuitenkirche, erhalten und restauriert; gebaut nach vorliegenden Plänen Petrinis aus Würzburg unter Leitung des Laienbruders des Jesuitenkollegs Anton Hülse in den Jahren 1682 bis 1686, also in jener Zeit, wo dieser Laienbruder und Ordensbaumeister auch die Barockfassade für unser Gymnasium Josephinum entwarf. Dann wurde der alten romanischen Benediktiner-Kloster-Kirche Abdinghof ein Besuch abgestattet, die nach früheren Beschädigungen und Umbauten und nach Beschädigungen im Zweiten Weltkrieg in den ursprünglichen Bauformen wieder aufgebaut wurde und heute

wieder, wie schon früher, dem evangelischen Gottesdienst eingeräumt ist. Der Nachmittag diente dem Besuch des neuen, dem Dom an der SW-Ecke vorgebauten „transparent angelegten" Diözesanmuseums ohne die herkömmlichen Museumssäle mit Trennwänden für Sachgruppen und geschichtliche Perioden und den Einzelkabinetten üblicher Museumsbauten (Architekt: Gottfried Böhm, Sohn Dominikus Böhms, des Vaters der neuen Sakralarchitektur). Prachtstücke: die Schnitzfigur der Madonna des Bischofs Imad, 11. Jahrhundert, restauriert, mit Goldblatt überzogen, das Gegenstück zur „Goldenen Madonna" des Hildesheimer Domschatzes – und der erneuerte, früher geplünderte Reliquienprachtschrein des hl. Liborius vom Jahre 1627 im Schatzkeller des Museums. Den Abschluß der Paderborner Studienfahrt bildete ein kurzer Besuch im Innenhof von Schloß Neuhaus der Fürstbischöfe von Paderborn mit den Hauptbauzeiten unter Dietrich von Fürstenberg von 1585 bis 1618, einer Schloßanlage, die zu den „bedeutendsten fürstbischöflichen Schlössern Westfalens nach Größe, baulicher und künstlerischer Ausstattung gehört" (Dehio).

Die „Amarnaausstellung" des Hildesheimer Pelizaeusmuseums von Mitte Juli bis Ende September 1976 hat daneben vornehmlich für den Dom mit den bernwardinischen Kunstdenkmälern und dem Domschatz, der Michaeliskirche und der Godehardibasilika einen Strom von Besuchern gebracht. Etwa 43 Helfer für Aufsicht und Führungen haben in dieser Zeit rund 150 000 Besuchern den Dom mit seinen Kunstdenkmälern und Kunstschätzen und fast 30 000 Besuchern den Domschatz zeigen können. Auch hiermit hat sich die Stadt Hildesheim in einen weit besseren Ruf bringen können, als ihr gemeinhin „profan" anhaftet.

UNSERE VERSTORBENEN

1972

Lehrer Paul Buerschaper, Duderstadt
Dr. Franz Busche, Hildesheim
Dechant Michael Engels, Hildesheim
Pfarrer Hermann Fischer, Hildesheim
Rektor Franz Flörke, Hildesheim
Lehrer Ludwig Gerlach, Büttgen
Oberlandesgerichtsdirektor Franz Günter, Hannover
Oberstudienrätin Dr. Maria Henze, Hildesheim
Pastor Gerd Klosterschulte, Münster
August Lax, sen., Hildesheim
Fräulein Maria Linneborn, Hildesheim

Fräulein Martha Palemba, Hildesheim
Organist Otto Zimmermann, Friedrichstadt

1973

Pfarrer Peter Adams, Mehle
Gastwirt Anton Baule, Harsum
Landgerichtspräsident Burghard Dannhausen, Hildesheim
Fabrikant Josef Franke, Wennigsen
Frau Oberstudienrätin Dr. Anita Garvens, Hannover
Gemeindedirektor Josef Hartje, Harsum
Konrektor Karl Hein, Gronau
Amtsgerichtsdirektor Dr. Leonhard Henze, Hildesheim
Friedrich Holte, Hannover
Pastor Bruno Kutschki, Hildesheim
Dechant Bernward Linneborn, Hildesheim
Pfarrer Rudolf Lohoff, Duderstadt
Pfarrer Josef Müller, Bregenz
August Söding, Bavenstedt

1974

Landwirt Johannes Becker, Harsum
Ob.-Stud.-Rat Dr. Paul Brinkmann, Hannover
Stadtrechtsdirektor Karl Büsse, Hildesheim
Dr. Carl Fleige, Borsum
Bauer Heinrich Günter, Gleidingen
Stud.-Rat Dr. Adolf Hesse, Paderborn
Gärtnermeister Josef Machens, Borsum
Pfarrer Josef Raasch, Bremen-Grohn
Professor Dr. Rudolf Wesenberg, Bonn

1975

Hauptlehrer Bernhard Bettels, Emmerke
Apotheker August Büsse, Ottbergen
Kaufmann Fritz Buhtz, Hannover
Pfarrer Hermann Engfer, Hildesheim
Reg.-Insp. Franz Garbs
Landwirt Bruno Henze, Dingelbe
Ob.-Reg.-Rat Dr. Bernward Machens, Hildesheim
Baudirektor Eustach Mänz, Hildesheim
Frau Friedel Müller, Bregenz
Lehrer Johannes Prikowski, Borsum
Rendant Josef Schütte, Algermissen

Dem Gedächtnisblatt für unsere Verstorbenen müssen wir in diesem Jahresband noch ein eigenes Trauerblatt anfügen. Unser langjähriges Vereins- und Vorstandsmitglied, der langjährige Verleger unseres Jahrbuches

Dr. August Lax

ist nach kurzer schwerer Krankheit aus seinem mit vielen Plänen angefüllten Arbeitsleben für immer abberufen worden. Mit ihm verlieren wir wieder ein Mitglied aus dem engeren Mitarbeiterkreis, dem es leider nicht mehr vergönnt war, an der Ausgestaltung unseres Jubiläumsbandes mitzuwirken.

Dr. August Lax wurde am 9. April 1905 als Sohn der bekannten Hildesheimer Verleger- und Buchhändlerfamilie geboren. Nach der Erlangung des Reifezeugnisses am Gymnasium Josephinum studierte er in Heidelberg, München und Frankfurt a. M. Kunstgeschichte und Geschichte. Seine Studien auf diesen Gebieten schloß er mit einer kunstgeschichtlichen Doktorarbeit über den Hildesheimer Barock ab. Neben dieser Fachdissertation gab er – heute schon in der 11. Auflage – einen Domführer heraus. Außer seinen Studiengebieten hatte er sich in Berlin und Magdeburg technisch, abschließend bei der Herderschen Buchhandlung in Rom buchhändlerisch ausgebildet und war mit den Facharbeiten eines Druckerei- und Setzereibetriebes von Grund auf vertraut. So hatte er das beste Rüstzeug, mit dem er nach dem Kriege den Hildesheimer Verlags- und Druckereibetrieb und die Buchhandelsfirma mit allen schwierigen Fragen der Unternehmensleitung und Mitarbeiterbetreuung übernehmen konnte.

Herausgehoben werden muß in diesen Gedenkzeilen der Erfolg, der dem äußeren und inneren Wiederaufbau des im Zweiten Weltkrieg völlig zerstörten Verlagshauses Lax beschieden war. An diesen Wiederaufbau hatte der nach dem Kriege von der Ostfront Heimgekehrte alsbald mit Hand angelegt. Als mit dem Jahresheft 1951 die Jahresfolgen unseres Jahrbuches wieder fortgesetzt wurden, konnte der Verlag Lax schon wieder Druck und Herausgabe übernehmen. Von da folgten bis heute fast alle weiteren Jahresbände.

Der Verein mit dem Vorstand und den Herausgebern des Jahrbuches betrauern in dem Verstorbenen einen gütigen, frommen und behutsamen Menschen. Als bleibendes Andenken an ihn wünschen sie sich ein Weiterbestehen der von ihm geleiteten Firma mit allen ihren verlegerischen Aufgaben und Objekten, denen sich Dr. Lax als Leiter eines profilierten deutschen Verlagshauses stets persönlich verbunden fühlte.

R. I. P.

18.71